



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





Fiedler April 11 1826



...

...

...

0

1



Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

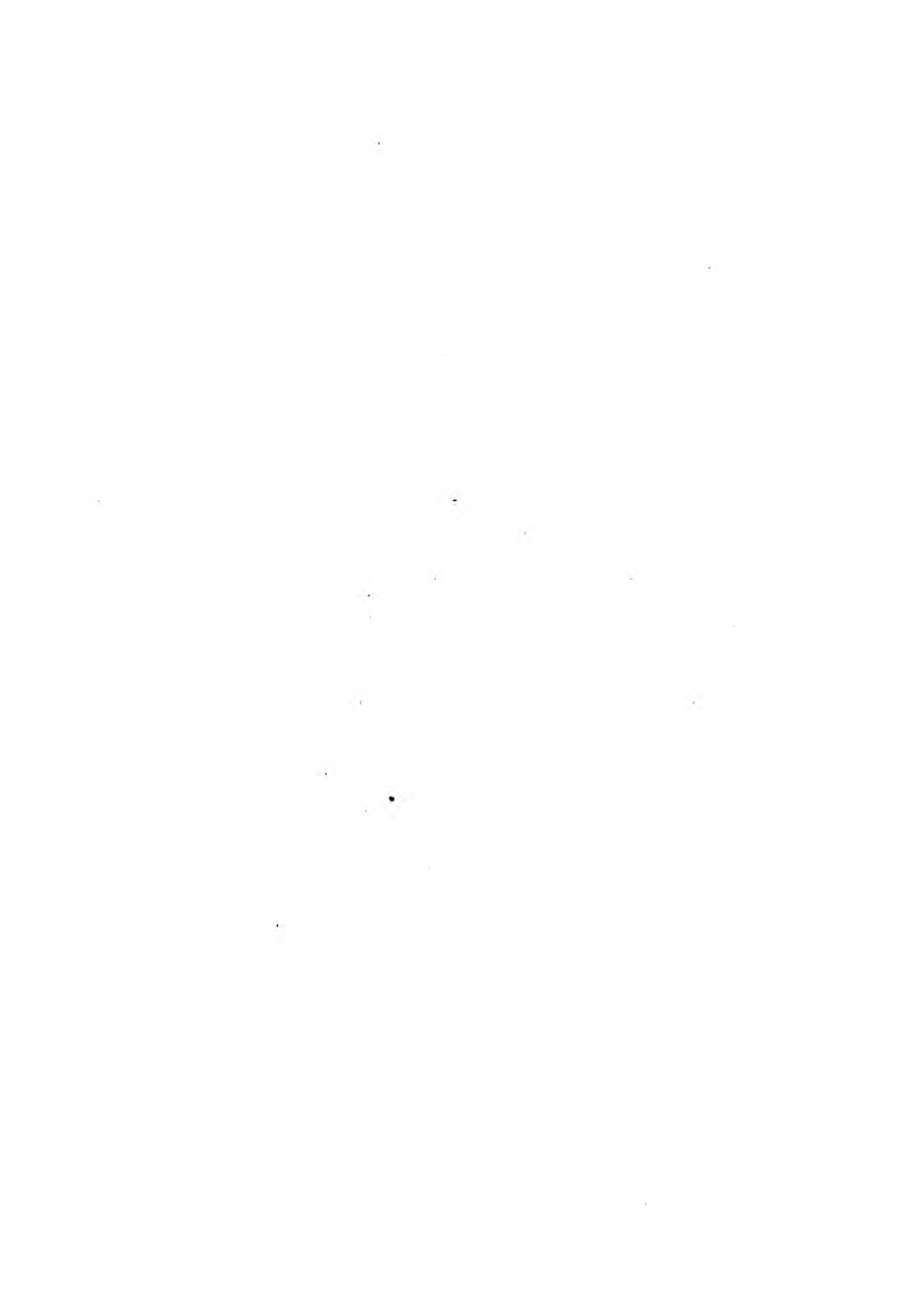
Von
August Lafontaine.



Erster Theil. IV

neueste vermehrte Ausgabe.

Berlin 1801.



XII.

Die gefährliche Probe.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

***.

Nun genug geschwärmt, lieber Goldberg! Ich bin auf dem Kapitolio gewesen, habe unter den Löwen des Heiligen Markus gewandelt, Paris hat das Glück gehabt, mich ein Jahr lang in seinen Barrieren zu behalten. Und was weiter? Nichts. Ich bin drei Jahre meines Lebens von den Schauern geschüttelt: das ist alles; und jetzt stehe ich auf eben der Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, wahrhaftig nicht glücklicher, nicht um Einen heiteren Gedanken glücklicher. Oder wollen Sie das Glück nennen, daß die jungen Leute von meinem Alter mich mit einer Art von andächtiger Verehrung betrachten? daß die jun-

Rt. Rom. IV. Th.

U

gen Mädchen, wenn ich sie anrede, nicht sitzen bleiben, wie sie es wohl Andern machen, sondern vor mir aufstehen, weil ich die Welt gesehen habe? Nun meinerthalben! Ich rede auch von Italien, wie ein Anderer, mit einem Entzücken; das ich wohl gern in Italien selbst gefühlt hätte.

Mein Oheim, ein alter, wackerer, aufrichtiger Mann, übergab mir, als ich kaum eine halbe Stunde bei ihm gewesen war, die Rechnung von meinen Reisekosten. Er zeigte mit dem Finger auf die Summe, und fragte: „was hast du dafür Gutes mitgebracht?“ Sein Ton war so scharf, daß ich erröthete. Ich wußte in der That nicht recht viel zu antworten. Muß man denn, sagte ich lächelnd, immer mitbringen, blank und baar?

„Ja, um zu Buche zu tragen: hier! (er wies auf mein Herz) oder da! (er klopfte mit dem Finger an meine Stirn); sonst ist die Summe zu groß.“ Das war Alles, was er sagte, und ich freute mich, daß ich so davon kam.

Gegen Abend bat er mich, ihn zu begleiten. „Auch ich,“ sagte er flüsternd, „mache meine Reisen in die Welt und für die Welt.“ Auf der Vorstadt führte er mich in ein kleines Haus, stieg eine schmale Treppe mit mir hinauf, und öffnete ein Zimmerchen. Hier lag eine Kranke auf einem Bette, und daneben saßen zwei Kinder, mit bleichen Gesichtern.

Am Tische nähete ein erwachsenes junges Mädchen, ebenfalls bleich und hager. Als mein Oheim herein getreten war, streckte ihm die Kranke, mit dem Ausdrücke der Dankbarkeit im Gesichte, beide Arme entgegen. Die Kinder sprangen auf, und reichten ihm die Hände; das Mädchen kam ihm entgegen, bot uns ein Paar Strohstühle, und setzte sich dann wieder an ihre Arbeit. „Ich habe Sie,“ sagte mein Oheim mit seiner rauhen Stimme zu dem Mädchen, „als Kammerjungfer in einem vornehmen Hause angebracht. Sie bekommen da so viel, daß Sie Ihrer Mutter abgeben können. Was fehlt, wird sich dann noch finden.“ Das Mädchen schwieg, und warf nur einen verstohlenen Blick auf die Mutter. „Nun?“ fragte mein Oheim. Mutter und Tochter seufzten. „Es geht Ihnen nahe, daß Sie Sich trennen sollen,“ fuhr er rauh fort; „aber es ist nicht anders. Man muß tragen, was sich nicht ändern läßt.“ (Wieder Seufzer, und keine Antwort.) „Für die Wartung und Pflege der Mutter will ich sorgen. Nun?“ — Ich muß, da es nicht zu ändern ist, sagte das Mädchen. Wenn Sie so befehlen! . . . Ach, wird eine Wärterin — setzte sie hinzu, und küßte ihrer Mutter die Hand — wird eine Wärterin meine Mutter lieben? Glauben Sie mir, Herr Stein, meine Mutter hat Liebe noch nöthiger, als Arznei . . . O Herr Stein, ich

wollte gern die halbe Nacht durch arbeiten, wenn ich hier bleiben dürfte! . . . Wer wird die armen Kleinen lieben? setzte sie weinend hinzu, und nahm beide Kinder an ihre Brust.

„Gutes Kind!“ sagte mein Oheim, ein wenig sanfter. Aber sogleich fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Sie müssen wissen, was Sie thun. Ich wollte Sie wenigstens aus dem Elende retten.“ — Das Mädchen lächelte: aus meinem Elende? Das (sie zeigte auf die Kranke) ist mein Elend, daß ich meine Mutter nicht glücklich sehe. „Gutes Kind!“ sagte mein Oheim wieder, und hob die Hand auf, als ob er sie ihr reichen wollte. „Nun, Sie mögen ja sehen, ob Sie so fertig werden. Wir können noch warten; eine solche Stelle findet sich immer für Sie. Aber Ihre Rechnung, mein Kind, ist doch ein wenig allzu gering.“ (Er nahm ein Papier aus der Tasche.) „Der Mensch muß nicht verschwenden; doch, wie gesagt, das ist zu wenig. Hundert Thaler in einem vollen Jahre, und vier Menschen, von denen nur Einer arbeiten kann! Hier!“ (Er legte dem Mädchen eine Rolle Geld in die Hand.) „Dies zur Pflege Ihrer Mutter, und davon verlange ich gar keine Rechnung. Hören Sie? Und von nun an lege ich wöchentlich zu, wie Sie das finden werden. Hundert Thaler in einem ganzen Jahre, und vier Menschen! . . . Wie vie-

le Familien“ (er wendete sich zu mir) „könnte man mit neun tausend siebenhundert Thalern, die mancher in drei Jahren verreist, glücklich machen!“ (Das ist gerade die Summe, die meine Reise gekostet hat.)

Er stand auf, um zu gehen, und die vier Unglücklichen brachen in rührenden Dank aus. Nun wurde er weich, und gieng eben darum desto schneller. Auf der Straße sagte er zu mir: „das sind meine Reisen in die Welt. Aber kein Wort davon gegen irgend einen Menschen! Ich wollte dir nur zeigen, Karl, was ich, sein Geld zu Buche bringen, nenne. Du wirst doch, denke ich, manche Hundert Thaler von den neun tausend siebenhundert so zu Buche gebracht haben? Es wäre freilich besser, du hättest sie deinen Landsleuten gegeben; aber Mensch ist Mensch, und Gott wird nicht fragen: diesseits der Alpen, oder jenseits?“ — Ich schwieg erröthend; denn ich hatte mir weder diesseits noch jenseits eine Summe so zu Buche zu tragen. In der That, ich schämte mich.

Und hat der alte rauhe Mann nicht im Grunde Recht? Als ich ihm erzählte, als er fragte, ich antwortete, und er endlich mit Kopfschütteln murrte: „gereist, wie eine Schwalbe, die wiederkommt, wie sie wegflog!“ — konnte ich ihm widersprechen?

Er selbst hat große Reisen gemacht. „Aber,“ sagt er, „würdest Du es nicht lächerlich fin-

den, wenn unsere Schützengesellschaft vor das Thor zöge, einer nach dem andern sich da hinstellte, und seine Büchse abschöffe, ohne eine Scheibe vor sich zu haben? Und hast du nicht ohne Scheibe nach der Scheibe geschossen? Eine Reise ohne Zweck gemacht?“ Das, lieber Goldberg, oder etwas Aehnliches, höre ich jetzt, so oft mein Oheim mich sieht.

Und — ich muß dazu schweigen. Denn was habe, was weiß, was bin ich jetzt mehr? Wie gesagt, ich stehe auf eben der Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, und ärgere mich, daß ich meinem Oheim nicht eine Sylbe zu antworten weiß, wenn er fragt: „was willst du nun mit deinem Leben anfangen? Welches Ziel hast du dir gesetzt? Woran willst du deine Kräfte üben? *U t h m e n* ist nicht leben; *h a n d e l n* ist es!“ — Wohl schon hundertmal habe ich den Gedanken gehabt, daß ein Pilger, der in seinem frommen Glauben von Loretto nach San Jago, und von da zum heiligen Grabe wallfarthet, um seine Sünden zu büßen, besser daran ist, als ich. Er hat doch einen Zweck, auf den er seine Blicke richtet. Ich aber? Ich sehe in die vier Himmelsgegenden hinein, wie an die vier Wände meines Zimmers. Reiten, fahren und in Gesellschaft gehen, ist doch wahrhaftig nicht die Bestimmung des Lebens.

Am Ende werde ich wohl noch dem Rathe meines Oheims folgen, auf das Land ziehen,

meinen Acker bauen, und, was er fordert, eine Anzahl unglücklicher Menschen glücklich machen. Adieu.

Der selbe an Den selben.

B * * *

Heirathen? Ich weiß wohl, daß ich einmal heirathen muß; alle Welt thut es ja. Mein Oheim mag auch hierin nicht Unrecht haben. Mir entfuhr einmal die Aeußerung, ich würde ledig bleiben. Er runzelte die Stirn, und sagte: „ledig bleiben? Ich mag nicht einmal fragen, warum du das willst, junger Mensch. Aber das wirst du doch zugeben müssen, daß jeder Mann, der eine Frau oder Töchter hat, dich eigentlich sollte zwingen können, zu heirathen.“

Wie so? fragte ich.

„Nimm den Fall an, Karl, daß sich hier hundert Familien, die nichts hätten als ihre Hände, niederließen und das Land rings umher zum Ackerbau und zur Viehzucht unter sich vertheilten. Nun wollte man auch Samen und Vieh vertheilen; aber einer der Hausväter erklärte: gebt mir kein Vieh, keinen Samen; ich will nicht ackern und Vieh hüten. Meinst du nicht, daß die Andern das Recht

hätten, ihn wegzujagen, oder ihn zu zwingen, daß er sein Feld bestellen müßte?“

Wie so, lieber Oheim?

„Würde nicht dieser Mensch, um zu leben, fehlen? Du willst nicht heirathen. Nun wohl! Aber da solltet Ihr, du und deinesgleichen, von Staatswegen außer Stand gesetzt werden, Räuberei zu begehen. Es mag euch Selbstschnäbeln, wenn Ihr Vermögen habt, bequem dünken, eure Wirthschaft so ohne Aufseher, ohne Kontrolle, zu treiben; denn das ist es doch, warum Ihr euch vor dem Heirathen fürchtet. Freilich leidet ihr eure Strafe dafür. Ihr Thoren bringt euch muthwillig um den Himmel auf Erden, um ein Herz, das nur Euch liebt. Aber ein Mensch, der die Ruhe Anderer achtet, und Andern Rechte zugesteht, sollte schon allein darum heirathen.“

Wenn ich ein solches Herz, das mich allein liebte, zu finden wüßte!

„Du hast dich wohl schon darnach umgesehen? . . . Es will gesucht seyn. Hast du?“

Das wohl nicht; aber ich hätte doch auf eins treffen müssen, nur auf Eins.

„Auf keins, sag' ich. Wie könnt Ihr das? Sag!“

So müssen diese Herzen selten seyn. Ich habe Bekanntschaft genug unter dem weiblichen Geschlechte gehabt.

„Hm! welche aber? Lieber Gott, da macht ein Mädchen das Fenster auf, sieht dem

lockern Burschen nach, und dankt, wenn er den Hut abnimmt, mit einladenden Blicken. Oder es hüpfet, plaudert und singt ein Mädchen in Gesellschaft um euch her. Da spannt Ihr die Segel auf, und es geht rasch hinterdrein. Das Mädchen zeigt euch ein Paar runde Arme, eine hübsche Brust; und nun seyd Ihr verliebt, bis die Kokette des Er es überdrüssig ist, und neue Eroberungen machen will. Dann fallen euch die Schuppen von den Augen; dann ruft ihr: die Un-treuen! Ich mag nicht heirathen! — Warum übersieht Ihr die stille Unschuldige, die ~~ihre~~ ~~Außer~~ ~~auf~~ macht, um den Männern Blicke nachzuwerfen, die mit ihrer Brust voll treuer Liebe ruhig wartet, bis ein Mann kommt, der ihres Herzens werth ist? Wären wir Männer nicht sinnlich, die Mädchen würden nicht kokett seyn. Wollust ist unser, Gefallen des Weibes Genuß; und beides ist der Keim der Liebe: Beides zieht zusammen, Mann an Weib, Weib an Mann; Beides wird Liebe, eins durch das andere, und die Frucht der Liebe ist Treue. Aber da sieht der wollüstige Mann sich um, wo leichtes Spiel für seine Sinnlichkeit seyn möchte. Er findet leichtes Spiel, weil er nicht mehr verdient; und so hält er das Weib für sinnlich, weil er selbst es ist. Nicht wahr, das ist dein Fall? Du begreiffst nicht, wie du einem Weibe treu seyn kannst; und eben darum kannst du auch nicht begreifen,

wie ein Weib dir treu seyn könnte. Wie das Herz, so der Lohn! Such, und vorzüglich, verdiene Liebe!“

Das sagte mein Oheim; und — vielleicht hat er Recht, so zu reden: denn meine Tante ist eine vortreffliche Frau, die zwar in Gesellschaften keine Rolle spielt, aber die schönsten häuslichen Tugenden hat.

Freilich, man will nicht aus der Welt; und möchte man gern so glücklich seyn, wie es mein Oheim ist, so müßten manche Ideen aufgegeben werden, die fest in der Seele verwachsen sind. „Bei einer Heirath,“ hörte ich dieser Tage meinen Oheim sagen, „fragt man nicht nur, was man allein fragen sollte: werde ich mit diesem Weibe glücklich seyn; sondern auch: wird mich die Welt mit diesem Weibe für glücklich halten; und das ist der Teufel, der die Hälfte der Ehen um alle Freude bringt!“ Wahrhaftig, er hat nicht Unrecht.

Könnte ich ein Herz finden, wie er meint! Aber, was er stille Unschuld nennt, ist oft nur Einfalt oder Blödigkeit; und diese sind am leichtesten zu verführen. Nein, mein Lieber; ich müßte ein Herz erst sehr genau prüfen, ehe ich ihm arglos mein Glück anvertraute.

Mein Oheim ist in der That ein sehr edler Mann. Seine raube Außenseite ist ein Zaun von Dornen und Steinen, der einen

furchtbaren Garten voll Segens und himmlischer Ruhe einschließt. So eben komme ich von der Familie, zu der er mich neulich führte. Die Hülfe, die er den Unglücklichen leistet, ist das Wenigste, was er für sie thut. Doch das im nächsten Briefe.

Aber warum erst im nächsten? Habe ich Zeit, meine Thorheiten zu erzählen, warum nicht auch die Tugenden meines zweiten Vaters? Heute gieng ich von ungefähr durch die Vorstadt, wo die Unglücklichen wohnen. Ich hatte sie gänzlich vergessen — o, wie leichtsinnig man seyn kann! — gänzlich vergessen; und der Eindruck, den sie auf mein Herz gemacht, war doch so mächtig gewesen. Eins von den Kindern saß in der Thür. Ich sah es nicht, und wäre vorübergegangen. Der Knabe aber erkannte mich, stand ehrerbietig auf, und reichte mir die Hand, wie er sie meinem Oheim zu reichen gewohnt ist.

„Ah, sieh da!“ sagte ich, als ich ihn erkannte. „Was macht deine Mutter?“ — „O kommen Sie! sagte das Kind: sie ist heute aufgestanden! heute zum ersten Male! Achme ist auch so froh! — „Achme? wer ist das?“ — „Meine große Schwester kennen Sie nicht? die gute Schwester Achme, die uns Alle ernährt?“ — Der Knabe machte große Augen, wie ich so einfältig fragen konnte; und dabei zog er mich am Rocke in die Thür, führte mich

die Treppe hinauf, und erzählte noch immer von Achmen.

Ich fand die Mutter außer dem Bette, und die Tochter in Freudenthränen. Die Mutter hatte ihr jüngstes Kind, ein vierjähriges Mädchen, zum ersten Male seit zwei Jahren wieder, auf dem Schooße; und so wie ich eintrat, warf sich der Knabe mit einem Freudengeschrei ihr in den Arm. — Wie glücklich sind die Unglücklichen! Wo findet man unter den Glücklichen diese feste Anhänglichkeit an einander! Ist es nicht, als ob die Tugend das Eigenthum des Elendes seyn sollte?

Erst jetzt dachte ich daran, daß ich hier war, ohne eine Ursache angeben zu können. Ich entschuldigte mich, und erzählte, daß der Kleine mich genöthigt habe, Zeuge ihres Glückes zu seyn. Man hörte mich nur so halb und halb; Aller Blicke waren auf die Mutter gerichtet. Ich fieng endlich von meinem Oheim an; und nun bekamen die Zungen Leben. Man überschüttete mich mit seinem Lobe. Wir geriethen in ein Gespräch; und ich erfuhr jetzt, was ich noch nicht wußte: daß Achme die Stieftochter der Frau ist. Auch erzählten sie mir, wie es gekommen sey, daß mein Oheim sie unterstützt habe.

Der Vater, ein Kaufmann in H * *, machte einen Bankerott, an dem besonders die Verschwendung seiner Frau Schuld war. Noch kurz vorher, ehe der Bankerott ausbricht, vor-

gen Mann und Frau von meinem Oheim eine große Summe, unter sehr scheinbaren Vorspiegelingen. Mein Oheim sieht ganz offenbar, daß man ihn hat betrogen wollen. Der Mann bringt ihn um das Geld, ohne sich dadurch zu helfen. Er wird gefesselt, und stirbt im Gefängniß. Mein Onkel erfährt von den näheren Umständen weiter nichts, als was ihn persönlich angeht. Die Frau zieht hierher nach B. * * *, wo sie Unterstützung von ihren Verwandten zu bekommen hofft. Ihre Hoffnungen schlagen fehl, und Mangel, Elend, macht sie krank. Die Tochter (Joachime heißt sie) arbeitet Tag und Nacht; sie kann aber kaum genug zu den nothwendigsten Bedürfnissen erwerben. Das Elend nimmt zu. Joachime hört von der Gutmüthigkeit meines Oheims, und entschließt sich, ihn um Hülfe anzusprechen. Sie sagt es der Mutter; diese antwortet mit einem Seufzer, und erzählt dann der Tochter, wie sehr Herr Stein von ihnen beleidigt ist.

Auf einmal kommt Hülfe, wie vom Himmel. Eines Abends tritt ein Mann in einem Sürtout in das Zimmer, erkundigt sich nach den Umständen, giebt der Tochter Geld, verspricht ihr mehr, und hält Wort. Er sorgt für die Bedürfnisse der Familie, aber auch nur für die Bedürfnisse, und zeigt der Mutter, doch mit großer Menschlichkeit und Schonung, wie Verschwendung sie nach und nach in die-

ses Elend geführt hat. So macht er das Unglück für die Familie nützlich und wohlthätig. Er schafft der Tochter Arbeit, eröffnet ihnen die Aussicht, daß sie sich, wenn die Mutter erst gesund ist, werden ohne Hülfe ernähren können; und es gelingt ihm, bei der Frau den Wunsch zu erregen, daß sie im Stande seyn möchte zu arbeiten. Der Unbekannte kommt selten, doch oft genug, um jeden neuen Schlag des Unglücks verhüten zu können. „Seine Lehren über Menschenglück und Menschenbestimmung,“ sagte Joachime hier mit glänzenden Augen, „sind mir nützlicher gewesen, als seine Hülfe. Von ihm habe ich gelernt, wie man Leiden tragen muß, ohne zu murren. Er hat uns Alle menschlich, wohlwollend und gütig gemacht.“ — Joachime will ihren Wohlthäter näher kennen; allein er verräth sich nie. Endlich geht sie einmal, um etwas zu ihren Arbeiten einzukaufen, in den Laden des Kaufmanns Stein; und sie erkennt in meinem Oheim ihren Wohlthäter. Auch er erkennt sie, giebt ihr einen Wink, daß sie schweigen soll, und besucht sie dann noch denselben Abend.

Die Mutter weint, als sie ihn nun kennt, bitterlich vor Reue und Beschämung. „Sehen Sie, Achne,“ sagt er zu Joachimen; „diese Thränen wollte ich verhüten: darum gab ich mich nicht zu erkennen.“

Mutter und Tochter erzählten mir diese

Geschichte abwechselnd, aber Beide mit Thränen des herzlichsten, seelenvollsten Dankes. Und Sie wissen, Goldberg, daß solche Thränen ein weibliches Gesicht verschönern. Joachime sprach mit Stärke; ihre Augen, die sie sonst so bescheiden unter den langen braunen Wimpern verbirgt, funkelten in ihren Thränen mit überirdischem Feuer. Jetzt bemerkte ich auch, was ich das erste Mal gänzlich übersehen hatte: daß die Figur des Mädchens äußerst edel ist. Ich war innig gerührt; und da fühlte ich denn, daß ein junger Mensch, so leichtsinnig er auch seyn mag, doch ein offneres Herz hat, als ein alter. Sie verdienen, daß Sie glücklich werden, sagte ich, riß mein Taschenbuch auf, und zog eine Banknote hervor.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte Joachime eilig. — Sie über den Mangel wegschicken, edles Mädchen. (Ich drang ihr die Note auf.) — „Nein,“ sagte sie sehr ernst: „wahrhaftig nicht, mein Herr. Wir haben, was wir bedürfen; und nur der Reiche muß Ueberfluß haben. Ich bitte Sie, nehmen Sie das Papier zurück. Es gehöret Menschen, die unglücklicher sind, als wir.“ Ich warf das Papier der Mutter in den Schooß, und verließ nun eilig das Zimmer.

Was sagen Sie zu meinem Oheim, was zu dem Mädchen? Nicht wahr, das sind Menschen! Adieu.

Der selbe an Den selben.

B * * *

Mein Oheim hat mir meine Banknote ganz trocken wiedergegeben. „Wann wollt Ihr jungen Leute doch rechnen lernen!“ sagte er, als er sie mir zureichte. Ich gab sie ihm eben so trocken wieder, und sagte: ist nicht mein! Er redete, oder vielmehr zankte, sie mir endlich wieder auf. „Du hattest,“ sagte er nun lachend, „deine Sache so gut gemacht, daß die Mutter Joachimen beinahe beredet hätte, das Geld zu behalten; aber glücklicher Weise kam ich dazu. Ich zog nun tüchtig los, sprach von jungen Laffen, die verschwenderisch gäben, weil ihnen das Herz weich würde, und am Ende es wohl selbst brauchten. Da das noch nicht half (denn die Mutter hatte schon allerlei Plänchen mit der Summe im Kopfe), so hob ich ein Sprüchelchen an, daß ein junges hübsches Mädchen von einem jungen Selbschnabel nichts nehmen dürfe. Ich sagte der Tochter auf den Kopf zu, daß du es gewiß würdest ihr gegeben haben, und nicht der Mutter. Glücklicher Weise verhielt es sich so. Nun? sagte ich; sehen Sie wohl? Warum giebt es der junge Mensch Ihnen, und nicht Ihrer Mutter? Weil er sieht, daß Sie eine hübsche Figur haben, eine weiße Hand und ein Paar schöne Augen. Ihr Unglück hat den jungen Menschen nicht gerührt, sondern

Ihre rothen Lipen. Ein junger Mensch, welcher giebt, bekommt dadurch das Recht zu fordern. — So sprach ich; und zuletzt machte ich ihnen das Herz so schwer, daß sie mich um Alles baten, dir das Papier wieder zuzustellen.“

Das Alles sagte mir mein Oheim so heiter, als ob es Schmeicheleien gewesen wären. Es verdross mich ein wenig. Gut, hob ich an, daß ich doch nun von Ihnen selbst weiß, wie ich es machen muß, um den Leuten dies, und noch mehr dazu, in die Hände zu spielen. Er sah mich groß an, und schlug sich auf den Mund. „Höre, lieber Karl,“ sagte er dann auf einmal sehr treuherzig: „ich bitte dich, laß mir die Leute gehen! Wenn es auf Geld ankäme — meinst du, mir wäre eine solche Lumperei an's Herz gewachsen? Aber ich habe ein Pfändchen mit der Familie. Die Frau, das weiß ich, ist noch nicht, wie sie seyn sollte; das Unglück muß erst ihr Herz von allen Schlafen rein machen. Sieh ihr das Geld auf einmal, so geht es wieder oben hinaus. Die Tochter ist freilich ein seelengutes Geschöpf, das muß wahr seyn; und die verdiente mehr als den Bettel.“

„Nun, und dieses Mädchen soll leiden, weil die Mutter nicht viel taugt?“

„Leiden! Was leidet sie denn? Sie arbeitet für ihre Mutter, und behilft sich für ihre

Geschwister. „Wenn du das Leiden nennst, was ist denn Tugend? Genug, sag' ich dir sie sollen die Banknote haben, nur jetzt noch nicht. Sieh sie her.“

Ich legte sie ganz phlegmatisch in mein Taschenbuch, und sagte lachend: sie sollen das Papier haben, aber aus meinen Händen. Ich will doch sehen, lieber Onkel, ob denn nicht am Ende ein junges Mädchen lieber von einem jungen Manne nimmt, als von einem alten!

„Geld wahrhaftig nicht; eine Blume oder so etwas, ja. Aber bei Geld ist Vertrauen und Tugend von beiden Seiten nöthig.“

Ich schwieg, lachte, und gieng dann. Er sah mir bedächtig nach, und rief noch hinter mir her: „das ist meine Strafe! Es geschieht mir schon recht! Warum habe ich auch einen Windbeutel zu meinem Vertrauten gemacht!“

Er hatte mir eine so feurige Lobrede auf Joachimen gehalten, daß ich neugierig wurde sie näher kennen zu lernen. Diesen Morgen gieng ich in die Vorstadt; aber — die Vögel waren schon ausgeflogen. Ich erkundigte mich, wo sie geblieben wären, und niemand wußte es. Ihre Betten und Möbel hatten dem Wirthe zugehört, und sie waren gestern Abend zu Fuß weggegangen. Nun konnte ich mir die listige, triumphirende Miene erklären, mit der mein Oheim mich gestern inniger betrachtete. Ich ließ mir nichts merken, erzählte ihm ganz

ruhig, die Familie habe ihre Wohnung verändert, und nahm es als Wahrheit auf, als er mir sagte, er wisse nicht, wo sie geblieben sey. Es konnte nichts helfen, noch weiter zu fragen. Ich gönne ihm die Freude, mich überlistet zu haben. Indes ist doch der Spaß mir selbst interessant geworden. Ich ließ heute Abend meinem Oheim durch meinen Bedienten nachgehen. Er führte den Menschen die Kreuz und die Quer durch die halbe Stadt, und kam nun sehr lustig und lachend zu Hause, weil er mich angeführt hatte. Lieber, guter Oheim, ich habe noch ganz andre Dinge herausgebracht! Aber ich will den Scherz fortsetzen. Er soll keinen Schritt thun, ohne meinen Julius hinter sich zu haben; und während dessen — Ich lache schon im voraus über die Bestürzung meines Oheims, wenn er erfahren wird, daß er der Betrogne in der Komödie gewesen ist.

Lieber Goldberg, dahin bin ich gebracht, daß mich ein so geringfügiger Scherz interessiert! Aber warum nicht? Ist nicht diese gut herzige Komödie wenigstens eben so viel werth, als eine in der Maske auf dem Markus-Platze, wobei man vor dem Stilet eines Banditen nicht ganz sicher war?

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Mein armer Onkel! Während er sich noch immer das Vergnügen macht, mit meinem Julius hinter sich, lachend durch die Stadt zu gehen, weiß ich Straße und Haus, wo Joachime wohnt. Es kostete meinem Julius nicht mehr als drei Gänge auf die Apotheke, wo die Arznei für die Mutter geholt wird; und ich wußte Alles. Nun siegelte ich eine Summe Geldes ein (freilich weniger, als die Banknote betrug, um meinem Oheim seinen Plan nicht zu verderben), und schickte sie durch die Post mit einem anonymen Briefe, angeblich aus H * * *, wo der Vater ehemals etablirt war, als eine alte Schuld an die Mutter.

So hatte ich meinen Willen. Mein Oheim, der ohnedies nur selten ausgeht, wurde von meinem Bedienten in Respekt gehalten; er getraute sich nicht hin, weil er Ihre Wohnung nicht verrathen wollte. Um den Spaß zu vollenden, gieng ich zu Joachimen, und sie nahm mich in der That mit einer Art von Mißtrauen auf. Mein Oheim, sagte ich, ist nicht bei Ihnen gewesen, seitdem Sie hier wohnen. Er befindet sich nicht wohl, und ich komme, mich zu erkundigen, wie Sie und Ihre Mutter sich befinden. Sie hatten meinen Oheim erwartet; daß ich kam, schien also ganz in der Ordnung. Ich fand jetzt die Familie in einem reinlichen

Stübchen, worin kein Bett stand, und zwar sehr einfach, aber doch besser als neulich, gekleidet. Die Mutter sagte mir sogleich: es sey ihr noch eine Summe von einem Schuldner ihres seligen Mannes eingegangen, und sie hoffe jetzt, das werde öfter so kommen. Es freuet mich, setzte sie lächelnd hinzu, und besah sich selbst; nun können wir doch wieder anständig erscheinen. Joachime näherte fleißig, und sagte zu dem Allen nichts; sie erkundigte sich nur nach der Unpäßlichkeit meines Oheims. Die nun verbesserten Umstände hatten indeß auch auf sie gewirkt. Sie sprach mit mehr Sicherheit, und sehr gut; sie philosophirte sogar. „Wie der Mensch doch so seltsam ist!“ sagte sie, als die Mutter hinausgegangen war. „Ein solcher Fall, wie die Bezahlung einer alten, schon längst vergessenen Schuld ist so ungewöhnlich; und doch rechuet meine liebe Mutter noch auf zehn oder mehr solche Fälle. Alles Gute, was wir von Menschen oder von dem Himmel erhalten, ist uns nur ein Handgeld, daß wir von eben daher mehr erhalten müssen; und wir sind unzufrieden, wenn wir es nicht bekommen. Mit dem Unglück ist es auf der andern Seite wohl eben so; unsre Furcht ist das wahre Unglück!“ Das Alles sagte Joachime mit einem so lieblichen Tone, mit einer so großen Innigkeit, daß es eine Freude war, sie nur reden zu hören.

Ich fand, daß mein Oheim nicht zu viel von ihr gesagt hatte, und — noch mehr als das: ich sah in ihrem Gesichte Züge der lieblichsten Schönheit, und bei dieser glücklichen Bildung so viele Unbefangenheit, so viele Demuth, als ob sie nie in einen Spiegel gesehen hätte. Ich sagte ihr, was mein Oheim über den Charakter ihrer Stiefmutter geurtheilt hatte; und sie seufzte. Liebe Joachime, setzte ich hinzu; Ihr Schicksal bekümmert mich. Die Summe, die Sie mir zurückgeschickt haben, gehört Ihnen; sie liegt bei mir auf Zinsen. Lassen Sie uns einmal als ein Paar Menschen reden! Sie können einst eine Summe Geldes gebrauchen — warum soll ich es nicht ganz offen heraus sagen! — zu Ihrer Aussteuer, um etwas anzufangen. Sie sind nicht auf die Summe beschränkt, die Sie mir zurückgegeben haben. Ich bin Willens, einmal die Gerechtigkeit des Himmels zu vertheidigen, und die Tugend über die Sorgen hinwegzuheben. Rechnen Sie auf mich, als auf Ihren glücklichen Bruder, oder Ihren Freund im edelsten Sinne des Wortes.

„O, mein Herr!“ sagte sie, in einem auffallenden Tone. Aber sie schwieg, weil die Mutter herein trat; und ich gieng. Nach ein Paar Tagen kam ich wieder. Wir sprachen im Allgemeinen über ihren Zustand. Die Mutter beklagte, doch noch immer mäßig genug, den Verlust ihres glänzenden Lebens.

Wir schwanken uns in ein vertrauliches Gespräch hinein. Joachime vergaß sich einmal, und sagte: „nichts hat mir so weh gethan, als der Verlust meines Klaviers. Doch jetzt,“ fuhr sie erröthend fort, „jetzt wäre mir ein Klavier zuwider.“ Sie mochte den Vorsatz, ihr eins zu schicken, in meinem Gesichte lesen; ich that indeß, als hätte ich ihre Aeußerung kaum bemerkt. Die Mutter fieng nun an von Joachimens Stimme zu reden. Wir, Joachime und ich, suchten aber dem Gespräche auszuweichen, und ich nahm Abschied.

Natürlicher Weise war mein erster Gang zu einem Instrumentenmacher. Ich kaufte ein nicht prächtiges aber gutes Klavier, und schickte es Joachimem. Die Träger hatten Befehl, es durchaus dort zu lassen, und sie mußte es annehmen. Als ich das nächste Mal kam, hörte ich das Instrument schon vor der Thür; denn es hat einen sehr kräftigen Ton. Ich öffnete leise, und stellte mich hinter Joachimens Stuhl. Die Mutter war gerade nicht im Zimmer; aber die Kleinen verriethen mich. Joachime war in Verlegenheit. Ich nahm ihre Hand, und sagte: soll das Wort Freundschaft unter uns nicht ohne Bedeutung seyn, so bitte ich Sie, verlieren Sie nicht eine Sylbe über ein Instrument, das Ihnen Freude macht, und das hier so ganz an der rechten Stelle steht. Sie sehen, fuhr ich fort, und nahm eine Flöte nebst einer Rolle Musikalien aus der Tasche:

daß ich meine Zinsen von dem Kapitale ziehen will. Ich legte die Noten auf (Arien, mit einer begleitenden Flöte), und bat sie, mir das Vergnügen zu machen, auf das ich mich freute. Sie sang auf mein Bitten, und so lieblich, so natürlich, so gefühlvoll, als ob ihr Seele auf den Tönen ihrer Stimme schwebte. Ich sang nachher ein Duett mit ihr; und — was ein Duett nicht thut! — von diesem Augenblicke an verlor sich das Fremde, das Scheue, das sie bis dahin gegen mich gehabt hatte. Heute lachte sie zum ersten Male, und scherzte sogar.

Eigenes Gefühl, und Achtung für das liebenswürdige, unglückliche Mädchen hatten an dem Allen eben so vielen Theil, als mein Plan, den Oheim zu überraschen. Die Ueberraschung war in der That sehr komisch. Es hatte meinem Oheim bis dahin Vergnügen gemacht, meinen Julius immer die Kreuz und die Quer durch die Stadt zu führen; er that sich etwas darauf zu gute, listiger zu seyn als ich. Endlich aber wollte er doch in Ernst einmal wieder zu der Familie gehen, und Julius wurde ihm lästig.

Er nahm, als ich bei ihm war, seinen Gürtout, klingelte, ließ meinen Julius kommen, und sagte zu mir: „höre, behalte doch den Burschen eine Viertelstunde im Hause; sonst laß ich die Thür hinter mir verschließen.“ Recht gern! sagte ich kalt. Julius, geh

hinauf, und rühre dich heute Abend nicht aus deinem Zimmer! — Julius gting. — „Lieber Karl,“ sagte mein Oheim nun; „Notion habe ich ihm gemacht!“

Wie so?

„Unschuld! liebe Unschuld! Ein Blinder hätte ja merken müssen, daß dein Bursche mir auf den Fersen nachfolgen sollte.“

Warum aber, lieber Oheim?

„Um zu erfahren, wo Joachime wohnt.“

Nun, die wohnt bei dem Uhrmacher Seiler in der langen Straße.

„Wie? das weißt du?“ fragte mein Oheim bestürzt.

Was sollt' ich nicht! Ich besuche sie seit vierzehn Tagen fast täglich. Die Familie befindet sich wohl. Die Mutter braucht keine Arznei mehr; und Joachime — ja, lieber Oheim, Sie haben Recht: es ist ein vortreffliches Mädchen! Sie singt und spielt, wie eine Meisterin! Ich habe ihr ein Klavier geschickt.

Seine Bestürzung fieng schon an sich in Lachen aufzulösen, und war höchst komisch.

„Also weißt du alles?“

Alles, lieber Oheim.

„Also habe ich seit vierzehn Tagen mich selbst zum Besten gehabt?“

Seit vierzehn Tagen geh' ich bei der Familie aus und ein.

Es wurde ihm immer schwerer, das Lachen zu unterdrücken. „Warum schicktest du mir aber deinen Julius nach?“

Weil ich erst das Vertrauen der Familie haben wollte, ehe Sie wieder hinkämen, und aufs neue von Selbstnägeln und Windbeuteln reden könnten. — Nun erzählte ich ihm, daß ich in seinem Namen hingegangen wäre, und endlich brach er in ein lautes Gelächter aus.

Ich mußte mit ihm gehen. Unterweges gestand er mir, daß er es mir nicht gegönnt habe, auch mein Scherstein zu dem Glücke dieser Familie beizutragen. Er entdeckte mir seinen Plan, Joachimen mit seinem ältesten Ladediener zu verheirathen, und ihnen eine Handlung zu etabliren. Dapon sprach er mit einer so innigen Freude, daß wir uns mitten auf der Straße umarmten. Nur der Ladediener wollte mir nicht in den Kopf. Dieses feine, zarte, liebe Geschöpf die Frau eines Mannes, der freilich grundehrlich ist, aber auch nichts weiter! Ich sagte meinem Oheim ein Wort darüber. „Grundehrlich?“ erwiderte er, und blieb stehen. „Was, zum Daus! ist dir das so wenig? Das ist der Stoff, aus dem Gott seine Engel macht. Nicht wahr, weil der Mensch nicht, wie du und deines Gleichen, von Philosophie und Versen, von Musenalmanachen und Litteraturzeitung sprechen kann; weil er lieber einer armen Fami-

ke ein Almosen giebt, als auf ein Buch pränumerirt oder einen Beitrag zu Lessings Monument bezahlt, obgleich der Lessing ein Monument verdient, so groß und so schön es nur werden will: nicht wahr, darum paßt er nicht für Joachimen?“

Ich zog ihn weiter; denn die Leute sahen uns an. „Wenn dieser grundchliche Mann Joachimen liebt,“ fuhr er fort, „so stehe ich dir dafür, die Liebe wird ihn so zart machen, wie es das Mädchen verdient. Hole doch der Henker eure Delikatesse und Humanität, wenn sie nicht aus dem Herzen kommt! Da seyd ihr, wie jener Straßenräuber, der jedes Mal, wenn er einem die Pistole vor den Kopf setzte, den Hut abnahm und sagte: ich bitte gehorsamst, erschrecken Sie nicht! So lange Ihr kalt bleibt, seyd Ihr human; fährt euch aber eine Leidenschaft durchs Gemüth, als die Eitelkeit, die Habsucht und so weiter: ja, dann kann kein Sänfenträger so plump seyn, als ihr Wort-Zarten. Liebe zu den Menschen, Demuth ist Zartheit; das Andre sind Narrenpoffen.“

So gieng das in Einem fort, bis vor das Haus hin. Joachime mußte ihm vorspielen und fügen. Er äußerte weder Böses noch Gutes; man sah nur in seinen herzlich fröhlichen Blicken, welchen Theil er an dem Mädchen nahm. Und in der That, um Joachimens Geist zu beurtheilen, muß man sie mit

meinem Oheim reden hören. Es ist, als ob sie dem ihre ganze Seele überließe. Das thut die Dankbarkeit. Sagen Sie, Goldberg, was müßte nicht erst die Liebe thun!

Wie komme ich doch auf dieses Wort! Zwar, kann ich es läugnen? Ich betrachtete sie den Abend, als sie mit meinem Oheim sprach, und gestand mir mit Herzpochen, daß sie schön ist, wie ich noch nie ein weibliches Geschöpf gesehen habe.

Der selbe an Denselben.

B * * *.

Mein Oheim hat meinen kleinen Betrug mit dem Briefe aus H * * * und der Summe Geldes verrathen. Als er die Veränderung in der Kleidung der Familie bemerkt, fragt er, wie das zugehe, und erfährt nun die Geschichte mit dem Briefe. Er verlangt den Brief zu sehen, schickt auf die Post, läßt nachschlagen, woher der Brief ist, und bekommt zur Antwort: von dem nächsten Dorfe auf der Poststraße. Nun sagt er ganz bestimmt: „mein Neffe ist der ehrliche Schuldner ohne Namen.“ Als ich am folgenden Tage zu der Familie komme, flegt mir Joachime mit den Ergießungen eines dankbaren Herzens entgegen.

Sie mußte nicht, ob sie ihre Arme um mich schlingen sollte : das sah ich an ihrem Erröthen, an dem Niedersinken der Arme, die sie schon gehoben hatte.

Diese Röthe und diese Verwirrung machten sie so schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie in meine Arme zu nehmen und an meine Brust zu drücken. „Liebe Joachime,“ sagte ich ; „war es mir doch auf keine andre Weise erlaubt, dem Wunsche meines Herzens genug zu thun. Versprechen Sie mir, nicht allzu bescheiden zu seyn, so ist dies das letzte Mal, daß ich bei Ihnen Umwege gebraucht habe.“

Lag es in meiner Umarmung, oder in meinen Worten ? — Joachime trat scheuer zurück, als jemals, und sah mich nur verstohlen an. Das Vertrauen zu mir, das sich vorher in ihrem Tone zeigte, schien auf einmal verschwunden zu seyn. Wir spielten ; aber sie war so zerstreuet, daß sie aus dem Takte kam. Sie erwähnte meines Geschenkes mit keinem Worte wieder, und als ich gieng, schien sie sogar kalt gegen mich zu seyn.

Sollte etwa mein Oheim ? . . . Sie sehen, das Mädchen fängt an mich zu interessiren. Und warum nicht ? Wenn dieses Mädchen den Ladendiener meines Oheims glücklich machen kann, warum nicht auch mich, der ich die Zartheit ihres Geistes verstehe, bei dem die Blüthe ihres Geistes sich ungehindert entfalten könnte ! Ich fürchte, Goldberg, daß

ich das Mädchen liebe ; denn kann ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, zu wissen, was sie auf einmal so kalt machte! Ich möchte sogleich wieder zu ihr gehen und sagen : Joachime, ich liebe dich ; werde meine Frau! Es wäre in der That das Kürzeste, und — wer weiß, ob nicht auch das Beste! Denn wenn Ein Weib ein Herz hat, einen Mann zu lieben, so hat es Joachime. Zu lieben! Ich Thor! Liebt sie mich denn? Sie würde Ja sagen, glaube ich ; denn welches Mädchen hier in B*** gäbe mir nicht sehr gern seine Hand! Die Hand! Aber auch das Herz? Wie würde mein Oheim lächeln, wenn er mich hier nachdenkend sitzen sähe, und weiter nichts vor mir, als ein Stückchen Papier, auf das sie ihren Namen geschrieben hat, um eine Feder zu probiren!

Ist man nicht ein Kind, lieber Goldberg! Warum wollen wir des armen Mannes spotten, der auf Wunder vom Himmel hofft, um seinen Entschluß zu bestimmen, da wir doch selbst von solchen Armseligkeiten abhängen. Ich ziehe ein Buch hervor, blättere, weil ich zerstreuet bin, und lese auf einmal die Worte. *Ils faisoient, selon les occasions, passer le noir pour le blanc, et le blanc pour le noir, et il faisoient paroître sous un bel éclat les objets les plus affreux* *). (D

*) Sie machten, wie es die Gelegenheit gab, d

Rede ist hier von den Geschichtschreibern.) Das las ich; und — können Sie wohl glauben, daß von diesem Augenblick an eine Stimme in meiner Seele mir zuruft: sie wird dich betriegen! Ich lache mich selbst aus, erinnere mich an Joachims Taubeneinfalt, an ihre Unschuld, an die Ausbrüche ihres gefühlvollen Herzens; und mitten unter diesen Gedanken murmle ich: sie machen das Schwarze weiß, das Weiße schwarz. Alle ohne Ausnahme sind Betriegerinnen; wehe dem Manne, der einer von ihnen trauet! Und — seltsam! — wohl schon zehnmal habe ich in demselben Buche geblättert, um eine Stelle zu finden, die Joachimen vertheidigen könnte.

Aber ich Thor! wird nicht die Zeit ihre Vertheidigung übernehmen oder meine Ahnung rechtfertigen? Wohl denn! Ich ziehe meine Segel auf, und steure vorsichtig der Zukunft entgegen. Betriegt sie mich, so verdiene ich, betrogen zu seyn; denn ich kannte ja die Weiber. Leben Sie wohl!

Der selbe an Denselben.

B * * *

Mein Oheim ist misstrauisch gegen mich. Ich sehe, wie viele Mühe er anwendet, mich

Schwarze weiß, das Weiße schwarz, und zeigen die häßlichsten Gegenstände in einem schönen Glanze.

von meinem Wege abzuleiten, ohne daß ich es merken soll. Er giebt mir zu thun, gerade wenn ich Willens bin, Joachimen zu besuchen. Sogar seinen ehelichen Ladendiener hat er gegen mich anrücken lassen. Er möchte gern meinen Plan wissen, und ich will ihn nicht entdecken; denn seine Meinung von dem Mädchen ist so groß, daß er mich auf der Stelle verrathen würde, wenn er meine Empfindungen kenne. Und doch darf Joachime nichts wissen. Was ist leichter geheuchelt als Liebe! Mein Oheim glaubt das freilich nicht; der sagt: „alles ist nachzumachen; nur nicht die Liebe: sie hat ihren eigenen schönen Stempel, den die Natur selbst auf das kleinste ihrer Worte drückt.“ Guter Oheim! hättest du meine Erfahrung gehabt, du würdest das nicht sagen!

Der Ladendiener, Herr Meyer, ist da gewesen, und — gepuht wie ein Bräutigam. Sein Erröthen beim Eintreten zeigte deutlich genug, daß er wußte, wozu er hier war. Er hielt eine kleine, gewiß auswendig gelernte, Rede, bei der er meistens Joachimen ansah, und worin er im Namen seines Herrn anzeigte, daß Er künftig die Geschäfte der Familie betreiben solle. Ich überließ ihm das Feld. Meine Gegenwart machte ihn verlegen; deshalb gieng ich, sobald er seine kleine Rede geendigt hatte. Ohne Zweifel glaubte er, die Sache wäre schon ganz richtig; und — da

Ich er mich bei Joachimen am Klaviere sitzen. Meine Ehrerbietung gegen sie, die Art wie ich mit ihr sprach, mochte seinen Glauben ein wenig herabstimmen. Ich gieng, damit er Freiheit hätte, sein Gewerbe anzubringen. Und er muß das nicht undeutlich gethan haben; denn am folgenden Tage war Joachime tief schlafend, und der Mutter schwebte die Erzählung von einem Antrage des guten Herrn Meyer auf der Zunge. — Sie gab mir sogar ganz deutlich zu verstehen, in welcher Absicht Herr Meyer da gewesen sey.

Ich stellte mich, als überhörte ich das, zog meine Flöte hervor, und bat Joachimen, zu spielen. Die Mutter verließ uns. Joachimens ängstliches Blicken auf die Mutter, als diese im Begriff war das Zimmer zu verlassen, zeigte mir, daß hier etwas Verabredetes vorgieng. Wir spielten; dann plauderten wir, und ich brachte das Gespräch auf Herrn Meyer. Joachime schwieg dazu. Der Abend war schön. Ich that ihr den Vorschlag, eine Stunde am Flusse spazieren zu gehen; sie schlug es aber, wie natürlich, aus. Die Mutter, welche wieder herein gekommen war, nahm das Wort, und drang darauf, daß sie mit mir gehen sollte. Ich wiederholte meine Bitte, und Joachime bewilligte sie nun mit einer scheinbaren Leichtigkeit, aber doch immer verlegen.

Als wir unter den Linden längs dem Fluß
R. Rom. IV. 26. C. 11. 2 und

se hinauf gingen, erzählte ich ihr von meinen Reisen. Mit jedem Schritte, den wir thaten, nahm ihr Vertrauen zu, und sie ließ ihre Hand, die ich gefaßt hatte, in der meinigen liegen. Sie fieng an zu plaudern, und zwar so herzlich, so innig, mit einer solchen Vertraulichkeit, daß es unmöglich erkünstelt seyn könnte. Ein schöner Abend! sagte ich. „O, ein äußerst schöner!“ fiel sie ein; „ich bin lange nicht so glücklich gewesen!“ — In der That, Joachime? fragte ich, und sah ihr lächelnd in die Augen. Ich hoffe aber doch, daß meine Gesellschaft mit zu Ihrer Zufriedenheit beiträgt, so wie Ihre Gesellschaft für mich die ganze Schönheit des Abends ist?

Sie erröthete, und sagte weder Nein, noch Ja; dafür bemerkte sie die duftenden Linden, den hellen Fluß, den heiteren Himmel, die laue Luft, als ob sie das alles unter Schönheit des Abends verstanden hätte. Ich fieng aufs neue an zu erzählen; und nach einigen Minuten heftete sie ihre Augen wieder auf mein Gesicht, ohne den Fluß, die Linden und den Himmel länger zu sehen.

Als wir wieder zurückkamen, fragte die Mutter freundlich: nun, hat Joachime Sie gut unterhalten? — Joachime warf ihr einen Blick zu, den ich wohl recht zuverlässig erklären haben möchte: er schien mir Unwille, mit Scham gemischt. Sie that eine Frage, um das Gespräch abubrechen. — Glauben Sie

mir, es geht hier etwas vor, dem ich auf die Spur kommen muß! Die Freundlichkeit der Mutter, die Verlegenheit der Tochter! Wie, wenn man Wege für mich aufstellte?

Joachime gieng auf einige Minuten hinaus; und sogleich knüpfte die Mutter das abgerissene Gespräch wieder an. Sie gab mir heute noch deutlicher als gestern zu verstehen, daß ein Vorschlag für Joachimen im Werke sey, wenn diese Neigung habe, ihn anzunehmen. Dabei sah sie mich an, als ob sie die Frage erwartete: hat sie den Neigung dazu? Ich schwieg aber, sagte Joachimen gute Nacht, und gieng.

O gewiß, ich liebe das Mädchen! Das habe ich tief gefühlt, als sie an meinem Arme hieng, als ihre weiche Hand die meinige drückte, und als ihr helles Auge so offen in das meinige hinein sah. Aber die Mutter! Will die mich betriegen, oder verräth sie mir, daß die Tochter mich fangen will? Es wold sich ja zeigen!

Joachime an Julien.

Meine einzige Freundin, ich schreibe dir unter stillen Thränen. Wenn meine Mutter auf-

G 2

steht, müssen sie geweint seyn. Ich bin in einer drückenden Lage. Es ist Liebe von meiner Mutter; das sage ich mir täglich wohl hundertmal; aber — muß denn die Liebe so quälen? Doch ich schreibe dir geschwind, was mir auf dem Herzen liegt; denn ich habe nur ein Viertelstündchen Zeit. Der junge Stein setzt seine Besuche noch immer fort. Er behandelt mich mit solcher Achtung, daß ich beinahe glauben möchte, was meine Mutter zuverlässig wissen will, daß er mich liebt. Ach, schon bei dem Anfange seiner Bekanntschaft merkte ich sehr wohl, daß er mich auszeichnete. Ich wußte, ehe es sein Onkel herausbrachte, daß von ihm die Summe Geldes kam, die ein alter Schuldner meines Vaters aus H * * * geschickt haben sollte. Seine Güte rührte mich mehr, als ich dir sagen kann und als ich es meiner Mutter um alles in der Welt willen nicht sagen möchte. So wie ich das einzige Wort von dem Klaviere hatte fallen lassen und nur einen Blick auf sein Gesicht warf, da wußte ich auch, daß er mir eins schicken würde.

Aber es ist mein Unglück, daß meine Mutter seine Neigung merkt. Sie weiß nun schon ganz gewiß, daß er mich heirathen wird, und macht schon Pläne auf diese Verbindung hin. Es dauert ihr zu lange, ehe er sich erklärt, und sie legt es ihm mit Blicken und Anspielungen oft so nahe, daß mir alles Blut in die Wan-

gen steigt. Das Einzige, womit ich sie noch zurückhalten kann, ist die Versicherung, daß ich ihm meine Hand nicht geben werde, wenn ich ihn nicht liebe. Aber, fragt sie dann sogleich: du liebst ihn doch, Joachime? „Nein!“ sag' ich, so fest ich nur kann: „nein!“ Dann klagt sie, jammert, daß ich so stolz bin, und fragt, auf wen ich denn hoffe, ob etwa auf einen Prinzen. O, ich Arme kann dir nicht sagen, wie sehr sie mit dem Allen mein Herz zerreißt! Von ihr, der Einzigen nächst dir, der ich so gern mein Herz recht offen zeigen möchte, — von meiner Mutter werde ich gezwungen, mich zu verbergen, wenn ich nicht will, daß sie mich ihm anbieten soll, was sie so gern thun möchte.

Neulich bat er mich, mit ihm spazieren zu gehen. Meine Mutter sah mich mit großen Augen und einer flammenden Röthe an. Ich schlug es ab, wie ich auch mußte. Nun aber sagte sie — Ich willigte nur geschwind ein, ehe sie noch mehr sagen konnte. O, liebes Kind, ich war auf dem Spaziergange sehr glücklich; denn ich vergaß unter seinem Gespräche gänzlich, wie ich dazu gekommen war. Ach! hätte er mich gefragt, ob ich ihn liebte; — ich würde, glaube ich, haben Ja sagen müssen: denn er ist so gut, so edel!

Als wir zu Hause kamen, that meine Mutter eine Frage, über die ich heftig erschrak; und so war mir die kleine Freude wieder ver-

blittert. Wenn er mich wirklich liebt, und wenn ich ihn wieder liebe (mein armes Herz pocht bei dem Gedanken heftig), so wird ja, denke ich, der Augenblick von selbst kommen, wo er es mir sagt. Ob ich es ihm je sagen werde? — —

Ach, gutes Kind, wenn er so arm wäre, wie ich, dann hätte ich ihm wohl schon lange gesagt, daß ich ihn liebe. Ein Glück, daß er so reich ist; sonst wüßte er schon Alles! Ich wollte meiner Mutter gern, gewiß sehr gern, sein Geld geben; es liegt etwas Erfreuliches in dem Gedanken, für den Geliebten zu arbeiten. — Meine Mutter weiß nicht, was Liebe heißt!

Da kommt jetzt auch ein Herr Meyer, ein sehr redlicher Mann, zu uns, und sie meint, der habe ebenfalls Absichten auf mich. Ich glaube es fast selbst, nach dem, was mir der alte Herr Stein einmal gesagt hatte. Aber ich wünsche es nicht; denn — der Mann ist so redlich! Meine Mutter spottet wohl über ihn, und sagt dann doch: wenn es der Eine nicht ist, so ist es der Andre. O, wie kann sie das sagen! Wie könnte ich einen Mann so betriegen und ihm meine Hand geben, wenn mein Herz nur eine Minute lang in der Hoffnung, in dem Wunsche für einen Andern geschlagen hätte!

Du siehst, ich bin wirklich sehr gedrückt, liebes Kind; darum wirst du es nicht übel

nehmen, daß ich in diesem ganzen Betese nur von mir geschrieben habe. Ich wollte mich Anfangs erst eine Seite lang nach deiner Lage erkundigen, von dir schreiben; aber ich konnte es nicht: mein Schicksal liegt mir so schwer auf dem Herzen! Sieh, da fangen meine Thränen wieder an zu fließen. Wäre er arm, wie ich, dann wüßte ich wohl, was ich hätte. Aber jetzt — Es würde das Beste seyn, ihn nicht mehr zu lieben. Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen sollte! Ich stelle mich zuweilen kalt gegen ihn; aber das ist doch auch bezwungen. Wenn er nur arm wäre, wie deine unglückliche Joachime!

Carl Stein an Wilhelm Goldberg.

Da sitze ich und plage mich wie ein Hypochondrist mit einem Wahne, mit dem Traum eines Traumes. Ich fordere von dem Mädchen, was dem Menschen vielleicht nicht gegeben ward: Liebe, die Liebe, welche jedes Herz in der Jugend einmal träumt, wie die Ahnung einer besseren Welt, die nichts kann als uns die gegenwärtige verdeckeln. Ich fordre eine Liebe, die ich verlache, an die ich schon seit Jahren nicht mehr glaube. Was ist denn Liebe? Geschlechtstrieb, Sinnlichkeit! Wie entsteht

ſie? Bei dem Manne durch die Schönheit des Weibes; das iſt das ganze Geheimniß. Nun denn! Ich liebe Joachimen, weil ſie ſchön iſt; meine Begierden ſind erwacht: nichts mehr. Ihr Geiſt thut weiter nichts, als daß er ihre Schönheit belebt; ihr Herz giebt meinen Begierden Sicherheit: das iſt alles. Und in dieſem Sinne, das will ich beſchreiben, liebe auch ſie mich. Sie betrachtet mich verſtohlen, mit brennenden Blicken; ſie ſeufzt; ſie eröthet, wenn ich ihren Leib umfaſſe. In unſer Beider Herzen brennt der ſtille Wuſch, Eins zu werden, Mann und Weib zu ſeyn: das iſt Alles!

Selbſt ein Theil von meines Oheims Syſtem über die Liebe paßt hierzu. „Der Mann iſt ſinnlich, das Weib will gefallen.“ Wohl denn! er ſcheint Recht zu haben, da die Erfahrung bei allen Völkern der Erde es beſtätigt. Die Schönheit des Weibes entflammt bei dem Manne Begierden. Dieſe zeigt er dem Weibe durch ſeine Huldigung, durch ſeine Liebesloſungen. Des Weibes Trieb zu gefallen iſt befriedigt; ſie ergiebt ſich dem Manne, dem ſie gefällt, deſſen Jugend, Muth, Stärke oder Anſehen ihrer Eitelkeit ſchmeichelt und dem Gefühl ihrer Schwäche wohlthut. Schönheit iſt der Preis der Tapferkeit. Sagt das nicht Leibewitz? Wer es auch geſagt haben mag — es iſt wahr. „Dabei hat das Weib keine Stimme.“ (Mich dünkt, das folgt in eben der

Stelle.) Wieder wahr! Das Weib wählt nicht; es ergiebt sich. Man hat das, weibliche Schamhaftigkeit, genannt; ich glaube, mit Unrecht. Gefühl der Schwäche, Selbstgefühl, sollte man es nennen. Das Weib ergiebt sich dem Manne, weil der es beschützen kann; der Mann wählt das Weib, weil er es schön findet. Er ist wollüstig, sie eitel: das sind die Bande der Natur. Verhält es sich nicht so? Nun haben wir aber die Natur verdreht, und noch ein drittes Band um die Bande der Natur her gekünstelt: ein Etwas, das nicht erklärt werden kann, weil es gar nicht existirt — die geistige Liebe. Da erhielt das Weib gleiche Rechte mit dem Manne, blieb nicht mehr sein Eigenthum. Es ist ein Zwitter geworden, der seine Natur verläugnet, und die fremde Natur nicht annehmen kann. Bei den Alten lebte das Weib nur für den Mann, der Mann für den Staat. In die Weibertwohnung eingeschlossen (hier enger, dort freier, aber doch immer eingeschlossen), war es, was es seyn sollte: Weib des Mannes, Mutter seiner Kinder, und nichts mehr. Wie aber jetzt? Da sitze ich und bin mißmuthig, weil ich nie meiner Frau gewiß seyn kann. Sie will gefallen; warum nicht Mehreren als mir? warum nicht auch dann noch, wenn sie schon mein ist? —

Wer bürgt mir für die Liebe, die Treue Joachimsens? Sie liebt mich jetzt: das weiß

ich, und das ist natürlich; ich war der erste junge Mann, der sich um sie bewarb. Wird sich, wenn sie nun meine Frau ist, niemand weiter um sie bewerben? „Liebe!“ sagt mein Oheim: „Treue!“ Was heißt das? Ich frage, und niemand kann mir angeben, warum jene Weiber treu waren, und diese nicht. Wir, mein Oheim und ich, streiten alle Tage darüber, ohne daß einer den andern bekehrt.

Sehen Sie, lieber Onkel, sagte ich neulich; das ist ein vernünftiges Gesetz! Ich las ihm aus dem Herodot, den er sehr wohl kennt, die Nachricht vor, daß die Assyrer den Gebrauch gehabt haben, die schönen Mädchen öffentlich an den Meistbietenden zu verkaufen, und mit dem Gelde die häßlichen auszustatten. Ein weises Gesetz! sagte ich. Der Mann konnte durch den Preis, zu dem er seine Frau erkaufte, ihr zeigen, wie sehr er sie liebte; und das Mädchen wußte, wie sehr es gefiel. Da war alles in seiner Ordnung.

„Und sie kauften,“ antwortete er trocken, „was sie verdienten: nicht Weiber; nur Beischläferinnen. Wer kann ein Herz, wer kann Liebe kaufen? Ein Herz, Liebe und Treue sind der einzige Preis des Herzens, der Liebe und der Treue. Du wirst doch die Befriedigung der Wollust nicht für die einzige Bestimmung des Weibes halten? Du wirst doch die Liebe, das Wohlwollen des Weibes wenigstens für etwas rechnen?“ Ich bejahete das. „Die

„des Gesetzes aber,“ hob er triumphirend an, „musste nothwendig das Weib bis dahin erniedrigen, daß es sich nur für den Gegenstand der männlichen Wollust hielt. Die Assylerinnen waren nichts, als was bei uns die öffentlichen Mädchen sind.“

Ich läugnete das. Er nahm mir den Herodot aus der Hand, und las weiter: „diese Gewohnheit ist nicht immer geblieben; eine neue Sitte hat sie verdrängt. Denn da sie besiegt wurden und verarmten, so gebrauchte jeder aus dem gemeinen Volke seine Töchter, Geld mit ihren Umarmungen zu verdienen.“

„Nun? sagte ich lächelnd: eben das thun ja auch bei uns manche Arme; und wir kennen doch den Werth, den die Liebe des Weibes hat.“

„Leider!“ sagte er. „Aber bemerke: bei uns ist es eine Schande; bei jenen war es allgemeine Sitte. Herodot sagt: ein jeder. Er nennt es einen Gebrauch, den die Gewohnheit zu einem Gesetze gemacht hatte. Das war die Folge des Gesetzes, welches du so eben weise nanntest! Es erniedrigte die Nation zu den Thieren.“

„Nicht die Nation, nur ihren Pöbel, sagte ich. Herodot setzt bestimmt hinzu: jeder Verarmte aus dem Volke. Was läßt sich da auf die Reichen schließen?“

„Schließen? Lieber Karl, Herodot hätte das nicht schreiben dürfen, um mich zu überzeugen.“

gen, daß es so war. Aber auch die Reichern, die Bessern, wirst du in eben dem Abgrunde der Schande sehen.“ Er nahm das Buch, und las mir vor, daß jedes Mädchen sich einmal in ihrem Leben habe einem Fremden in dem Tempel der Mylitta Preis geben müssen. „Herodot selbst,“ fuhr er nun fort, „nennt das die schändlichste Gewohnheit, oder vielmehr das schändlichste Gesetz. Mich dünkt, es ist nicht schändlicher, als jenes, das du weiße nannest. Die Mädchen wurden für Geld Beischläferinnen der Männer: warum nicht auch einmal, um den Schatz des Tempels zu vergrößern, auf eine Stunde die Beischläferin eines Fremden? Ja, der Geschlechtstrieb ist da, und ist natürlich; aber Liebe, Treue, muß ihn veredeln: sonst sinkt ein Volk in die abscheulichste Schande. Es kann einer Nation kein größeres Unglück begegnen, als wenn bei ihr die Liebe nichts als Wollust ist. Diese Eeelenliebe,“ — fuhr er mit glänzenden Augen fort — „diese süße Schwärmerie, diese zarte feine Achtung, diese unschuldige, heilige Treue ist eine schöne blühende Blume, welche aus der häßlichen, in der Erde verborgenen Wurzel der Wollust hervorschießt; sie ist das Siegel des Himmels auf dem irdischen Körper, der Glanz, mit dem der unsterbliche Geist sein thierisches Leben bestrahlt. Wäre nicht Liebe, so würde auch keine Ehe seyn; denn die Ehe ist ein Hins

berniß der Wollust, aber die Säugamme der Liebe und aller Tugenden.“

So sprach mein Oheim mit einer entzückten Stimme, mit einem verklärten Gesichte. „Ich will hoffen,“ setzte er dann hinzu, „daß dein Herz, trotz deinem verkehrten Kopfe, kein Glück auf Erden empfinden wird, ohne hingebende, reine, treue und zärtliche Liebe. Das will ich hoffen, Karl. Sonst magst du dir eine Mätresse nehmen; und du wirst sehen, wie wenig die Wollust ist.“

Nun wohl, es sey so! Und wie Er es sagte, fehlte nicht viel, daß er mich überzeugt hätte. Die Schönheit des Weibes mag es nicht allein seyn: auch der Geist mag dazu gehören, die Schönheit mehr zu beleben; und das Herz, den Begierden des Mannes eine sichere Dauer zu verschaffen. Ja, die Liebe mag mehr seyn als Sinnlichkeit; aber — so belehre mein Oheim mich doch, wie ich erfahre, ob ich geliebt bin! — Da sitzt Joachime. Ihr Auge hängt an dem meinigen; ihr Blick flammt, ihre Hand zittert, wenn ich sie fasse. Kann das nicht auch die Kunst? Sie wird mir sagen: ich liebe Sie. Aber — gelogen oder wahr? Selbsttäuschung oder Wirklichkeit? Ich habe das Mädchen merken lassen, daß ich es gern sehe. Die Mutter ist meinem Herzen, oder wohl gar meinen Gedanken, auf die Spur gekommen. Ich bin reich. Könnte ich es Jo-

achinten verdanken, wenn sie einmal seufzte, ohne etwas dabei zu fühlen?

Das ist es, Goldberg! Ich will Liebe, will mehr, als mein Dheim fordern würde, und verzweifelte beinahe, es finden zu können. Liebe zu mich Joachime, wäre meines Dheims Behauptung kein Wahn; hätte ich das Herz dieses holden, lieblichen, seelenvollen Geschöpfes: o, ich wollte sie — nicht mit meinem Vermögen, nein um alle anderen Hoffnungen meines Lebens, kaufen, und glücklich seyn. Da stand sie gestern vor mir, und zupfe einen Knäuel Zwirn, den die Kleine verwirrt hatte, aus einander. Das holde, schöne Oval des Gesichtes, die frischen feinen Lippen, die sanften Rosen ihrer Wangen, die schöne Stirn, die schmalen gebogenen Augenbraunen, und über der Stirn das braune schöne Haar! Und dann hob sie von Zeit zu Zeit die frommen Blicke zu mir auf; ein liebliches Lächeln, oder nur die erste Spur des Lächelns, bewegte mit diesem Blicke ihre Lippen! Ach, theures Mädchen, könntest du so die verwirrten Gedanken meines Kopfes in Ordnung bringen, wie die Fäden! — O, ich mußte mich abwenden; sonst hätte ich mich vor ihr niedergeworfen, und gerufen: aus Barmherzigkeit, Mädchen! täusche mich mit deiner Liebe, wenn du mich nicht lieben kannst!

Derfelbe an Denfelben.

Ich habe nichts dagegen. Wer dieses kindlichen Glaubens fähig ist, der lebe seines Glaubens, und fey glücklich. Ich kann nichts als ihn beneiden. Was ich denn eigentlich will, fragen auch Sie, Goldberg? Himmel! auch Sie? Wie oft waren die gütthigen Ehemänner, die das Spiel ihrer Weiber find, unfer Spott! Soll auch ich das Spiel eines Weibes werden, und der Spott ihrer Anbeter?

Ja, Goldberg, ich liebe Joachimen von ganzer Seele. Für ihre Unschuld, ihre Treue, spricht bei mir nicht mein Oheim, nicht ihr offnes Auge, nicht die anspruchlose Einfachheit, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, sondern mein eigenes Herz. Wenn es eine Ausnahme giebt, so ist es Joachime. Das sage ich mir tausendmal an jedem Tage. Aber was hilft es! Sobald ich allein bin, steht wieder der furchtbare Gedanke vor meiner Seele: sie betriegt dich; sie wird eine Liebe begehren, die unmöglich ist!

Ich suche mit meinem Oheim in Streit zu kommen, um mir nur meine Besorgniß von ihm ausreden zu lassen. Lachend sagte ich ihm dieser Tage mein Urtheil über die Weiber. „Karl,“ antwortete er ernsthaft; „es wird keine Stunde kommen, wo eben diese Meinung deine Marter ist!“ O, wenn er wüßte, daß

diese Stunde schon geschlagen hat!) „Es ist die Strafe der Ausschweifungen,“ setzte er hinzu, „daß der Glaube an Tugend, Liebe und Treue der Weiber verloren geht. Der Wollüstling zittert selbst in den Umarmungen der innigsten Liebe vor Treulosigkeit. Die Liebe kann ihn in seinem Sinne glücklich machen, aber nicht ruhig.“ — Ist es nicht, als ob er in meinem Herzen läse, als ob das Schicksal ihn bestimmt hätte, mir mein Todesurtheil zu sprechen?

Wenn ich auch einmal heirathe, dachte ich; wohl! die Convenienz vergiebt meine Hand. Ich lasse meine Frau thun, was sie Lust hat, thue, was ich Lust habe, und wir sind Beide glücklich. Jetzt aber? Ich liebe mit unbeschreiblicher Gewalt; und schon jetzt quält mich die Eifersucht. Sie werden das lächerlich finden; aber es ist so.

Wenn Joachime mich nicht liebte! wenn sie mir ihre Hand gäbe, weil ich reich bin! mir Liebe heuchelte, die sie nicht fühlte! Das ist die Folter, die mich martert.

Ich bin entschlossen, fest entschlossen, mich nicht betrogen zu lassen. Es wird ja Mittel geben, ein weibliches Herz zu ergründen. Nur gut, daß mein Oheim, daß Joachime selbst noch nichts weiß! Ich will meine Rolle spielen, so große Mühe sie mir auch kosten wird.

Muß ich nicht das Herz prüfen, dem ich das ganze Glück meines Lebens anvertraue ?

Mein Plan ist gemacht. Ich will ihr mein flammendes Herz ganz offen zeigen ; meine Handlungen sollen ihr sagen, wie sehr ich sie liebe. Kann ein Herz Liebe gewinnen, so muß ich die ihrige erhalten, so muß auch sie mich lieben. Das Wort Liebe werde ich mich eher aussprechen, der Heirath nicht eher erwähnen, als bis ihr Herz völlig mein ist. Denn zeigte ich ihr die Ehe nur in der weitesten Ferne — wer sicherte mich, daß sie mir nicht Liebe heuchelte, um meine Frau zu werden ? Ich will ganz glücklich, ganz ruhig seyn, oder gar nicht. Keine menschliche Gewalt soll mir mein Geheimniß entreißen.

Wann sie, dann bin ich unglücklich ; aber dann weiß ich auch, daß ich auf diesem Wege das Glück nicht suchen muß : und bestimmt zu wissen, daß man so nicht glücklich seyn kann, ist schon die halbe Ruhe. — Wie es auch enden mag, ich bin kalt, entschlossen. Es soll, es muß so seyn. Leben Sie wohl !

Derfelbe an Denfelben.

B * * *

Der Würfel ist geworfen, mein Freund, und nun bin ich um vieles ruhiger. Ich gehe alle Tage zu ihr. Den kleinsten ihrer Wünsche stehle ich aus ihrer Seele, und er ist befriedigt, ehe sie noch weiß, daß sie wünschte. Ich brachte ihr an ihrem Namenstage eine reiche Uhr mit. Sie weigerte sich durchaus, sie anzunehmen. Joachime, sagte ich in einem ernstestn Tone; ich darf Sie doch fragen: sind Sie meine Freundin? — Ja, antwortete sie leise. — Nun, ich lasse unter Freunden kein Mein und Dein gelten. Von dem Augenblicke an, da ich fühlte, daß Sie meine Freundin waren, hatte ich nichts mehr, was nicht auch Ihnen gehörte. Ich begreife nicht, wie Sie Sich meine Freundin nennen, und doch auf diese armselige Kleinigkeit einen Werth legen, den sie auch nicht einmal unter Fremden haben sollte. Ich, meine Freundin, würde, wenn ich etwas von Ihnen zu haben wünschte, ohne Bedenken zu Ihnen gehen und — Sie nicht darum bitten, sondern es von Ihnen verlangen. Soll größeres oder geringeres Vermögen — ein zufälliger Umstand, auf den Sie so wenig Werth legen, wie ich — soll das die Kluft seyn, die unsere Freundschaft scheidet, durch die wir einander fremd werden? Wäre ich arm, ärmer als Sie, ich würde, ohne

mich zu bedenken, ohne zu erröthen, Ihnen die Freude machen, daß Sie mir von Ihrem Ueberflusse abgeben, daß Sie für mich arbeiten könnten, um mich zu erhalten. (Ihr Gesicht glühete bei diesen Worten, und ihre Augen funkelten; sie hob die Hände, als ob sie mir etwas sagen wollte. Ich schwieg; und sie schlug den Blick zu Boden.) Hätte ich eine Blume gehabt, als ich zu Ihnen gieng, fuhr ich fort: — ich würde Ihnen die gebracht haben. Aber — ich hatte keine. Die Uhr ist Ihnen übrigens nützlich; Sie brauchen nun die Glockenschläge nicht mehr zu zählen. Oder, wenn Sie auch nur das mindeste Bedenken haben — geben Sie die Uhr Ihrer Mutter. — „Darf ich?“ fragte sie lebhaft. — Lieber Himmel! antwortete ich lachend; welche Umstände um eine solche Kleinigkeit! Ja, Sie dürfen; Sie sollen sogar, und es würde mir sehr lieb gewesen seyn, wenn Sie dem Zuge Ihres schönen Herzens gefolgt wären, ohne mich erst zu fragen. Die Uhr gehört Ihrer Mutter; und — diesen Händedruck nehmen Sie von mir zu Ihrem Namenstage.

Sie hat die Uhr wirklich ihrer Mutter gegeben. Seit diesem Tage bringe ich ihr jedes Mal bald eine Kleinigkeit mit, bald etwas von Werth, und sie kann es nicht über sich gewinnen, etwas, das ich ihr anbiete, auszuschlagen. Aber — ein seltsamer Um-

stand! — Sachen von Werth trägt sie nicht, und eine Blume, die ich ihr mitbringe, läßt sie an ihrer Brust verwelken. Diese Kleinigkeit hat etwas Zartes, Ungewöhnliches, in unser Verhältniß gemischt; und wenn das auch der einzige Genuß wäre, den ich hätte, so wäre er groß und angenehm genug, mich für alle übrigen Entbehrungen zu entschädigen. Sie ist meine Freundin! O, in diesem Worte liegt ein Himmel! Wie langsam schlürfte ich den Becher der reinsten Liebe, Tropfen für Tropfen, und den zweiten immer entzückender als den ersten!

Mit jedem Tage steigt ihr Vertrauen zu mir, und wir sind noch nicht weiter als bei dem Händedruck; ja, auch den entreißt ihr meine Liebe nur. Es bleibt etwas Fremdes zwischen uns, weil das Wort *L i e b e* nicht ausgesprochen wird; aber gerade das giebt mir an jedem Tage einen neuen Genuß. Wäre sie meine Geliebte, — dann hätte ich sie jetzt schon an meinem Herzen gehabt, und ihre Lippen geküßt. Wir taumelten dann trunken von Minute zu Minute, von Genuß zu Genuß, bis sie meine Gattin wäre; und erst dann, wenn der Genuß die Begierde bescheidener gemacht hätte, würden wir uns kennen lernen. Der Name *F r e u n d s c h a f t* hindert jede Trunkenheit der Sinne, und kühlt die Gluth der Liebe immer ein wenig ab. Doch in diesem gegenseitigen Verwehlen der Gefühle entfaltet sich

der Geist; wir haben noch nicht das Recht stumm neben einander zu sitzen, und Küsse und Händedrucke zu unsrer einzigen Unterhaltung zu machen. Joachime muß sprechen. So dringt die Liebe aus den Sinnen in den Geist, entfaltet sich unter dessen reger Bewegung, und nimmt seine Natur an: wie sich das unscheinbare Farrenkraut im belebenden Strahle der Sonne aus einander wickelt, immer höher steigt, und endlich die schönen Blätter, leicht und lieblich, rings im Kreise empor streckt, daß, wer es gestern sah, es heute nicht wieder kennt.

So lebe ich, mein Freund, bei der heitersten Freude, dem feinsten Genuße. Ja, sie liebt mich: das lese ich in dem Beben ihrer Brust, ihres ganzen Wesens, wenn ich in vergessendem Entzücken ihre Hand an meine Lippen drücke; das höre ich in dem zärtlichen Tone, womit sie meinen Namen nennt; das sehe ich in ihren heitern, und doch ahnenden, auf mich gehefteten Augen, die sich langsam, ihr selbst unmerklich, mit seelenvollen Thränen füllen. Zuweilen will aber mein Entschluß dennoch wanken; ich möchte ihre zitternde Hand fassen, sie an dieses empörte Herz drücken und sagen: o, du Einzige! o, meine Geliebte!

Ein böser Dämon tritt zwischen diesen Wunsch und meine Seele. Nein, was es mir auch kostet, — ich will den Triumph der

Liebe ganz haben! Ja, wäre sie allein; dann! Aber die Mutter! Da sitzt sie uns gegenüber, lächelt so listig, und giebt jedem Gespräch eine Wendung, die nur zu deutlich ihre Unruhe über meine Absicht anzeigt. Sie behorcht mich so unverschämt, wenn ich einen Augenblick mit Joachimen allein bin. Ich kann beinahe mit jeder Minute die Frage erwarten: wann soll die Hochzeit seyn? So wendet sie sich, um das Gespräch dahin zu führen.

In so weit hat mein Oheim Recht, daß ich schon nicht mehr wünsche, Joachimens Liebe zu mir möchte Sinnlichkeit seyn. Ach, ich gäbe Alles, was ich habe, für die Gewißheit, daß sie mich um meiner Seele willen liebt. O, wie glücklich würde ich seyn, wenn jene zartere Neigung, das Vertrauen zu meinem Herzen, ihren Busen höbe!

Mein Oheim hat das Podagra, und muß nun, wie immer, wenn es ihn anfällt, einige Monate zu Hause bleiben. Aber dennoch ist er aufmerksamer auf meine Schritte, als ich glaubte. Ich las ihm vor einigen Tagen auf sein Verlangen etwas vor. Er sah mich von Zeit zu Zeit aufmerksam an. Auf einmal legte er die Hand auf das Buch, und sagte: „Karl, du bist so heiter. Heiterkeit verträgt sich wohl nicht mit etwas Bösem! . . . Du gehst jetzt alle Tage zu Joachimen: willst du sie betrachten?“

Heirathen ? Wie so ? Wahrhaftig, die Frage, so auf einmal, so ohne Vorbereitung, so . . .

„Antworte ohne Vorbereitung, wie ich dich frage. Bist du Willens, das Mädchen zu heirathen?“

Nein, lieber Onkel, sagte ich ganz bestimmt. Wenigstens habe ich bis jetzt noch nicht daran gedacht.

„Nun,“ sagte er ernst ; „bist du denn Willens sie zu verführen?“ — Er sah mich starr an.

Ich sprang mit Abscheu auf. Verführen ! Lieber Onkel, ich bitte Sie, keine solche Frage wieder ! Wenn meine Moral auch nicht so streng ist als die Ihrige, so . . . —

„Warum ist sie das nicht ? Bin ich ein Narr, oder bist du ein Bösewicht ? Denn über die Linie der Tugend hinaus, höher oder tiefer, ist man eins von beiden. Es giebt nur Eine menschliche Tugend. Doch ja so ! du hast noch meine zweite Frage zu beantworten.“

Wie könnte mir je, selbst wenn ich die heftigste Sinnlichkeit hätte, der teuflische Gedanke einfallen, diese liebliche Unschuld, diese heilige Einfalt, zu verderben !

„Was willst du denn von Joachimen ? Ich verlange reine Wahrheit, mit deutlichem Gepräge.“

Ich will Umgang mit ihr, ihre Freund-

schaft. Ich will ihr wohlthun, ihr Leben vor Mangel sichern.

„Liebst du sie? Karl, ich bitte dich, täusche nicht dich selbst, indem du mich täuschen willst! Liebst du Joachimen?“

Ja, ich liebe das Mädchen, — wie meine Schwester, wie meine Tante, wie Sie.

„Nicht anders? Du weißt, ich hatte die Absicht, daß mein guter Meyer das Mädchen heirathen sollte. Hast du nichts dagegen? soll er seinen Umgang wieder anfangen? Ist es dir recht, wenn sie ihm ihre Hand giebt?“

Wenn Joachime ihn liebt, so kann niemand aufrichtiger Urtheil an ihrem und Meyers Glücke nehmen, als ich. Mir ist es recht. Lassen Sie ihn den Umgang wieder anfangen.

„Was soll ich denken, Karl! Du sitzt ganze Tage bei Joachimen; du theilst deine Zeit, dein Vermögen mit ihr. Du füllst ihr Herz mit Liebe, erregst bei ihr Hoffnungen, und . . .“

Hoffnungen? worauf? Lassen Sie uns ganz ohne Zurückhaltung mit einander sprechen. Hat sie Ihnen etwas davon gesagt?

„Sie? Wie kann das ein Mädchen! Aber soll sie nicht hoffen, wenn sie dich liebt? Die Mutter erwartet mit jedem Tage eine Erklärung von dir. Meinst du, daß die Tochter nicht wissen wird, was die Mutter erwartet?“

Was erwarten Mütter nicht! und nun gar

„Diese! . . . Für Joachimens stehe ich; sie kann nicht mehr erwarten, als ich ihr sage.“

„Du bist mir unbegreiflich, Karl. Aber ich bitte dich, Eins zu bemerken: wenn ein alter Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, einen jungen Menschen nicht begreift; so ist tausend gegen Eins zu wetten: der junge Mensch ist ein Bösewicht oder ein Narr! — Ich kann also Meyern schicken? Oder hast du mir noch etwas zu sagen?“

Nichts in der Welt über diesen Gegenstand. Sie können Meyern schicken.

„Ich werde ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement geben. Du bist etwamal mein Erbe; ist es dir recht?“

Ihr Podagra, lieber Dunkel, muß sehr schmerzhaft seyn. So etwas Bittres haben Sie mir noch nie gesagt! — Ich gebe Joachimens eben so viel, und noch mehr, wenn sie es verlangt. Sagen Sie das Meyern.

Das Herz schlug mir doch ein wenig bei dieser Unterredung. Aber, lieber Goldberg, so, gerade so, paßt Alles zusammen. Es ist, als ob ein glücklicher Zufall die Begebenheit so ordnete, wie meine Phantasie sie suchte, um Joachimens ganzes Herz zu prüfen. Sie hat nun ihr Schicksal in Händen. Liebt sie mich, so wird sie leicht wissen, was sie thun soll.

Zuweilen kommt es mir so vor, als ob ich Unrecht thue. Aber nein! Ich muß den

Triumph ganz haben, den Triumph, daß sie meine Freundschaft der Heirath mit einem reichen Manne vorzieht.

Joachime an Julien.

B***.

Ich bin sehr unruhig, meine Liebe, und doch sehr glücklich. Ach, ich liebe ihn unaussprechlich! Sieh, ich wollte mein Blut bis auf den letzten Tropfen für ihn hingeben, wenn er in Noth wäre und ich ihn damit retten könnte. Ich habe mich selbst gefragt, ob ich das wohl thun würde; und ich machte das Fenster auf, weinte, und sagte laut, als ob es der Himmel und die Sterne hören sollten: ja, das will ich, das kann ich! Wenn er zu der Stunde nicht kommt, da er uns gewöhnlich besucht, so überfällt mich eine Angst, als ob eine schwere Last auf meinem Herzen läge. Schlägt die Uhr, so ist es, als träfe jeder Schlag meine Seele. Ich fürchte, er ist todt; und höre ich dann seine Tritte auf der Treppe, so rollt mein Blut, so pocht meine Brust, als wollte sie ihm entgegen fliegen. Ach, Julie, Julie! man ist so glücklich und so unglücklich, wenn man ein Herz hat, wie ich!

Und nun quält mich meine gute Mutter.

Es ginge wohl noch an, wenn sie nur mit Vorwürfe machte; aber sie verschont auch ihn nicht damit, so daß es mir Mühe, sehr große Mühe kostet, zu schweigen. Er erklärt sich nicht, sagt sie. Was soll er denn erklären? Daß er mich liebt, weiß ich ja; und mehr will ich nicht. Er soll mir seine Hand antragen. Lieber Gott, warum denn? Bin ich nicht ohnedies schon so glücklich, daß ich zuweilen nicht weiß, wie ich mein Glück ertragen will, und daß ich einen Theil meiner Seligkeit ausweinen muß, um mir die Brust zu erleichtern?

Manchmal theilt sich ihre Unruhe mir mit. Es ist wahr, er braucht nie das Wort: Liebe; er nennt mich seine Freundin, nie seine Geliebte, und erwähnt nie etwas von einer festeren Verbindung. Aber, sag' ich oft, können wir fester verbunden werden, als wir es schon sind? Würde ich ihm mehr gehören, und wenn ein Wunder meine Seele in die seinige gießen könnte? Nein, er kann sich unmöglich mehr lieben, als ich ihn liebe.

Meine Unruhe vergrößert sich noch durch die Besuche des Herrn Meyer, der gar nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß er um meinwillen kommt. Er scheint ein sehr redlicher Mann zu seyn. Man muß in der zweiten Minute Vertrauen zu ihm haben: so liegt ihm die Seele in den Augen und auf der Zunge. Ich sehe, liebes Kind, mit welchen

wohlwollenden Blicken er mich betrachtet. Es würde ihn, glaube ich, nicht kleiden, wenn er zärtlich seyn, wenn er mir schmeicheln wollte; aber er thut ohne Ansprüche, was er mit an den Augen ansehen kann: und das kleidet ihn sehr wohl. So oft ich freundlich mit ihm spreche — ach! und das thu' ich so gern, wenn er nur nicht mehr verlangt —, hat er eine sehr drollige Laune. Er weiß tausend kleine Anekdoten aus allen Ländern der Erde, wo er in seines Herrn Geschäften gewesen ist; und die erzählt er mit einem solchen trocknen Ernst, daß ich lachen muß, ob mir gleich zuweilen Thränen in den Augen stehen.

Sieht man ihn das erste Mal, so scheint er ein wenig steif und hölzern; aber je öfter man ihn sieht, desto weniger bemerkt man das. Meine beiden kleinen Geschwister zählen die Glockenschläge, bis Herr Meyer kommt; denn er unterhält auch sie. „Es ist nicht recht,“ sagt er, „daß die Erwachsenen so wenig Rücksicht auf die Unterhaltung der Kinder nehmen, die im Zimmer sind. Herbeiziehen muß man sie nicht; aber so sprechen, daß sie Antheil nehmen können, und daß die Unterhaltung ein Unterricht für sie wird, ohne daß sie es merken.“

Stein hat ihn hier ein paarmal getroffen, und er sagte nachher: wer hätte diesen Geist in dem Manne gesucht!“

Aber das Alles macht mich unruhig. Mei-

ne Mutter verlangt, ich soll entweder die Sache mit Herrn Stein in Richtigkeit bringen, oder Herrn Meyer Hoffnung geben. Das Eine ist so unmöglich, wie das Andere; aber so oft ich das sage, lacht meine Mutter. Freilich wenn Stein sich erklärte, so könnte ich doch Herrn Meyer geradezu die Hoffnung nehmen, die er vielleicht hat. Aber kann ich ihm jetzt sagen: ich liebe Sie nicht, Herr Meyer? Es wäre doch grausam, es wäre unmenschlich, ihm das zu sagen, wenn ich nicht hinzusehen kann: weil ich die Braut dessen und dessen bin. Ich fürchte alle Tage, Herr Meyer wird mir seine Hand antragen; und was soll ich ihm dann antworten! Wenn er das nur thäte, sagt meine Mutter; dann müßte sich Stein erklären! Sie verlangt sogar von mir, ich soll Herrn Meyer Hoffnungen machen, um bei Stein Eifersucht zu erregen. Wie könnte ich das! die beiden edelsten Männer betriegen, um ruhiger zu werden! Ach, sehr unruhig bin ich! Leb wohl, liebe Julie.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B * * *

Ich habe einen Vorfall gehabt, woran beinahe mein ganzer Plan gescheitert wäre. Vor Kurzem sprach ich mit Joachimen von dem

Karneval in Rom, und kam dabei auf unsere Maskeraden. Sie äußerte den Wunsch, einmal eine zu sehen; und so wie die nächste war, schickte ich ihr, da sie mir endlich ihre Einwilligung gegeben hatte, ein Kleid nach meiner Phantasie, halb Griechisches, halb Feen-Cosume: ein weißes Taffentkleid, mit einem goldnen Gürtel unter der Brust. Auf dem braunen lockigen Haare trug sie ein goldnes Diadem, von welchem ein rother Florsehleier in großen Wellen hinten herab auf das Kleid niederfloß. Daß sie eine Zauberin war, zeigte der Stab in ihrer Hand, und der Thierkreis in ihrem Gürtel. Auch ich hatte eine Maske aus den romantischen Zeiten gewählt; ich Rinaldo, sie Armida: das war meine Idee.

Als ich am Abend vorfuhr, um sie abzuholen, blieb ich starr vor freudigem Erstaunen. Etwas Reichenderes können Sie nie gesehen haben! Und bei der Zaubergestalt dieser Blick der schamhaften Unschuld, diese Aengstlichkeit in den Bewegungen! Sie hatte sich nur aus Gefälligkeit gegen meinen Wunsch so gekleidet, aber sehr züchtig. O Joachime! sagte ich, mit dem Blicke der heißesten Liebe, und führte sie mit Händedrücken zu dem Wagen. Auf dem Saale hieng sie ängstlich in meinem Arme. Sie trug auf ihr Verlangen eine ganze Maske von Flor; so blieben wir völlig unbekannt, und das erhöhete unser Vergnügen.

Nach und nach wurde sie dreister, und der Tumult, das fröhliche Schwärmen der vergnügten Menschen interessirte sie. Zu tanzen weigerte sie sich durchaus, wie ich es auch erwartet hatte; endlich wurde sie aber so heiter, daß sie in ihre Rolle kam, und einigen Masken sehr geistreiche Antworten gab. So wurde es Mitternacht, ehe wir nach Hause fuhren. Ich glaubte, die Mutter würde aufbleiben, und wollte noch eine Stunde plaudern; deshalb hatte ich einen Ueberrock hincbringen lassen und schickte den Wagen fort. Aber die Mutter war schon zu Bette, und wir sahen uns allein. Joachime nahm die Maske ab, und nun stand sie in ihrer bezaubernden Schönheit, mit frohen Augen, vor mir. Ich betrachtete sie lange, faßte ihre Hand, und drückte sie zärtlich. Ihr Auge funkelte, ihr Busen hob sich. Die Fröhlichkeit des Abends, das helle Licht, die Musik, der fremde Anzug hatten sie in eine Art von Zaumel gebracht. Sie sah mich zärtlich an, und schlug dann erröthend die Augen nieder. Jetzt umfaßte ich sie, drückte sie zum ersten Mal an mein Herz, und küßte ihre Lippen. Sie sank seufzend an meine Brust, schlug die schönen Arme um meinen Hals, und erwiderte meinen Kuß mit Thränen der Liebe, die ich an meiner Wange fühlte. Alle meine Entschlüsse waren auf einmal dahin: die Flamme der Liebe brach mächtig aus meinem Herzen

hervor; eine trunkne, taumelvolle Vergessenheit hatte sich meiner bemächtigt. Meine Begierden waren erwacht, und ich drückte brennende Küsse auf ihren Mund. Mitten unter den glühenden Liebkosungen versuchte sie, aus meinen Armen zu kommen, und flüchelte leise: ich bitte, lassen Sie mich! Ich umfaßte sie aber noch fester, sagte mit flammenden Augen: meine Joachime! und wollte mich mit ihr setzen. Doch unversehens stieß ich den kleinen Tisch um, auf dem das Licht stand, und nun war es dunkel um uns her. Ich erschrak, und sie war los. Sie öffnete die Thür, und sagte mir gute Nacht. Ich hörte (denn die Thür des Zimmers blieb offen), daß sie jenseits des Flures die Kammerthür ihrer Mutter öffnete und mit ihr sprach. Noch lange blieb ich stehen, und hoffte, daß sie wieder kommen sollte; sie kam aber nicht, und ich mußte mich endlich entfernen.

O, wäre sie zurückgekommen — ich war fest entschlossen, ihr zu sagen, daß ich sie liebe, daß sie meine Gattin werden solle. Aber wahrscheinlich fürchtete sie meine wilde Sinnlichkeit. Meine Brust war voll der heißesten Liebe zu dem herrlichen Mädchen. Ich schrieb noch in der Nacht einen Brief an sie, worin ich ihr Alles erklärte, und sie bat, mir ihre Hand zu geben. Dann legte ich mich gegen Morgen nieder, und entschlummerte mit den schönsten Hoffnungen, dem befriedigten

Entzücken des Lebens. O, wie glücklich war ich!

Am folgenden Morgen las ich meinen Brief wieder durch. Was eine Nacht that! Ich lächelte über meinen eigenen Brief, und fragte mich selbst: was soll sie von diesem rasenden Tone denken! Ich setzte mich nieder, um einen andern zu schreiben, der weniger toll wäre; und mitten im Schreiben fiel mir ein, — in der That es war bloße Neugierde — doch erst zu sehen, wie Joachime sich wohl nach diesem Abend gegen mich betragen würde. Der Brief blieb unvollendet, und ich gieng zu ihr.

Sie kam mir mit holder Freude entgegen: freilich mit einer erhöhtern, vertraulicheren Zärtlichkeit; aber nicht, wie ich geglaubt hatte, scheu, erröthend, ängstlich. Sie erwähnte des Vorfalles nicht mit einer Sylbe, und ich eben so wenig; kurz, wir lebten, wie vorher. Ihre Mutter gieng hinaus, und wir blieben allein. Ich faßte ihre Hand; nun erröthete sie, zitterte, und seufzte. Wahrscheinlich mochte sie fürchten, daß ich jetzt des Vorfalles erwähnen würde; ich schwieg aber. Sie schien mit sich selbst zu kämpfen; ein Paar mal öffnete sie die Lippen, als wollte sie etwas sagen, verschloß sie aber wieder, und sah mich verstohlen, mit trüben Blicken an. Gewiß erwartete sie von mir eine Erklärung über meine Ab-

sichten; doch eben diese Erwartung hielt mich ab, sie zu thun.

Ja, sie liebt mich! Und eben darum will ich den höchsten Triumph haben, der einem Manne je zu Theil geworden ist: sie soll mir sagen, daß sie mich liebt. Ich bat sie um einen Spaziergang. Sie gieng mit mir, und ich erzählte, ohne über uns etwas zu sagen. Augenscheinlich nahm sie immer weniger Theil, und auf dem Rückwege hörte ich sie leise weinen. Ihre Thränen thaten mir weh; aber, Joachime, ist die große Stunde, da du, von Liebe überwältigt, an mein Herz sinken und sagen wirst: ich liebe dich! — ist diese Stunde mit deinen Thränen zu theuer erkauft?

Seitdem ist sie traurig, und ich finde sie oft mit nassen Augen. Sie ist in meiner Gesellschaft ängstlich; sie wirft oft mißtrauische Blicke auf mich. Ich sehe schon der Stunde voll Entzückens entgegen, die auf einmal alle Thränen von ihren Augen trocken, und den Kummer aus ihrem Herzen vertreiben würde. Liebt sie mich, so muß sie mir am Ende sagen, daß sie mich liebt. Das ist der Preis, Joachime, um den mein Herz auf ewig dein ist. Adieu.

Joachime an Julien.

B * * *

Nur ein Paar Worte von deiner bekümmerten Freundin. Ich bin jetzt sehr gequält. Ach, Julien, wenn er ein Bösewicht wäre! Mein Herz bebt, so oft ich das denke; und beinahe bin ich gezwungen, es zu glauben. Wenn er mich nur hätte verführen wollen? Ich werfe mich auf die Kniee, und bete, daß nur das nicht gewesen seyn mag; denn ich fühle, es wäre mein Tod, wenn ich ihn hassen müßte. Wir waren auf der Maskerade, und kamen zu Hause, als meine Mutter schon zu Bette war. O, ich hatte sie so dringend gebeten, ja auf mich zu warten! Nun . . . Wie soll ich es dir erzählen! Ach, ich will nie wieder über eine Verführte hart urtheilen; denn wie wenig fehlte, so war ich selbst unglücklich!

Schreiben kann ich es dir nicht; denn meine Wangen glühen vor Schamröthe. Ich danke Gott, daß ich noch gerettet wurde. Nach dieser Stunde, glaubte ich, müßte er sich erklären; er sieht ja, welche Last von Elend auf meinem Leben liegt. Aber er ist noch gerade wie vorher; er nennt mich seine Freundin, und sagt kein Wort von Liebe, von Heirath. O Gott! wäre er ein Bösewicht: — was würde dann aus mir werden! Ich kann nicht mehr schreiben. Der Schmerz will mich ersticken.

Leb wohl, und bete für deine arme, unglückliche Joachime.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B * * *

Bin ich dennoch betrogen, Goldberg? Bin ich? War die Liebe Täuschung, Heuchelei? Wollte man nur meine Hand, da ich eben im Begriff war, mein Herz zu geben? Wie ist das? wer erhellet mir die Finsterniß? Hören Sie! Die Mutter zieht jetzt Meyern sichtlich vor; Joachime giebt ihm Einmal über das andere Lobsprüche über seine Redlichkeit, über seinen einfachen treuen Charakter, und vermeidet es, mit mir allein zu seyn. Ihr Auge schwimmt in Thränen; aber in welchen Thränen! — Daß ich sie liebe, weiß sie. Was ist also ihr Kummer? Daß ich ihr nicht meine Hand anbiete.

Hören Sie weiter! Vor einigen Tagen, als schon das Gift in meinem Herzen nagte, brach die Mutter endlich los. Da Sie Joachimens Freund sind, hob sie erwartend an; so kann es Sie nicht befremden, wenn wir (beachten Sie das Wir) Sie zu Rathe ziehen. — Joachime fieng an zu weinen. — Herr Meyer hat um ihre Hand angehalten. Freilich ist die Partie nicht gerade nach Joachi-

mens Wünschen; aber ein Mädchen hat Ursache, für sich zu sorgen. Sie kennen Herrn Meyer; nun wollten wir gern hören, was Sie dazu sagen.

Mein Herz schwoll von Gist auf. Ich fragte bitter, mit einem durchbohrenden Blick: und was sagen Sie dazu, Joachime? Herr Meyer ist ein redlicher Mann: das bezweifelt niemand; ein verständiger Mann: so kennen Sie ihn selbst; ein angenehmer sogar: das Talent hat sich erst hier entwickelt.

Sie meinen also? fragte die Frau bestürzt.
— Ich meine nichts, antwortete ich, als was ich gesagt habe. Hier kommt es nicht auf meinen Rath an, sondern auf Joachimens Herz, auf ihre Liebe, ihre Erwartung, ob sie mit dem Manne glücklich zu seyn hofft.

Sie haben also nichts dawider? fragte die Frau noch einmal, und warf der Tochter einen höhnernden Blick zu, den ich nicht ihr, sondern Joachimen übel nahm; denn — setzte er nicht eine Verabredung der Mutter mit der Tochter voraus? — Ich sagte bitter: dawider? Was kann ich dawider haben, wenn Joachime ihn wählt, wenn sie ihn liebt!

Sie soll ihn wählen, fuhr die Mutter erhist auf; sie wird ihn wählen! — Ich verbeugte mich schweigend. Joachime sagte bei dieser ganzen Verhandlung kein Wort; sie weinte heftig, und war bleich. Ein- oder ein Paar mal wollte sie etwas sagen; sie schwieg

aber, weil die Mutter ihn einen zornigen Blick zuwarf.

Noch bin ich mit mir selbst über Joachimens nicht einig. Wohl! sie hat diese Scene mit der Mutter verabredet; dagegen habe ich nichts. Aber nun muß die Entscheidung kommen. Liebt sie mich (woran ich kaum zweifle), so wird sie sich unglücklich fühlen. Auch das glaube ich, das weiß ich sogar: denn sie geht seitdem mit Thränen in den schönen Augen, mit Seufzern auf den blassen Lippen, wie ein Geist umher, und nimmt an nichts Theil; davon rede ich nicht. Aber ist sie redlich, hat sie den verhassten Charakterzug ihres Geschlechtes, die Verstellung, nicht; so kann sie unmöglich Meyern ihre Hand geben. Das ist die Probe, auf die mein Herz wartet. Gibt sie Meyern ihre Hand, so betriegt sie ihn, so heuchelt sie ihm Liebe, die sie nicht fühlt; denn, bei Allem was heilig ist, sie liebt mich: das allein weiß ich! Betriegt sie den redlichen Meyer, so kann sie auch mich betriegen, obschon nicht heute, doch über ein Jahr, wenn die Flamme der ersten Liebe erloschen ist.

Nicht wahr, lieber Goldberg: Joachimens Herz kann mir jetzt nicht entgehen? Der Augenblick ist da, wo sie über ihr Geschlecht, über mein Schicksal entscheidet. Betriegt sie Meyern, so ist Redlichkeit ein elender Traum, so ist weibliche Treue ein Unding, so werde ich auch dem Lächeln eines Engels nicht trauen.

Nun wohl denn! Wie gesagt, ich will ganz glücklich, oder ganz unglücklich seyn; ich muß wissen, was ich von Joachimen zu erwarten habe. Leben Sie wohl.

Der selbe an Denselben

B * * *

Triumph! Triumph! Wünschen Sie mir Glück! Joachime hat die Feuerprobe überstanden. Und nun — o, sie ist mein! mein Eigenthum, mein Weib, denn alle meine Hoffnungen, alle meine Kräfte gehören! Fort nun mit jedem andren Gedanken! fort mit jedem andren Wunsche, außer dem Einen, sie glücklich zu machen. Ich lebe nur noch für die edle, die unerschütterlich treue Joachime. Meine Liebe soll sie reichlich für den Schmerz belohnen, den sie erduldet hat.

Schon seit meiner Unterredung mit der Mutter hörte das vertrauliche Verhältniß zwischen mir und Joachimen auf. Zwar gieng ich noch hin; aber ich war nur Zeuge von den heißen Thränen, die sie vergoß. Ich blieb mir in meinem Betragen gleich, so weh es mir auch that, sie leiden zu sehen.

Ungefähr nach vierzehn Tagen blieb auch Meyer gänzlich weg. Ich fragte ihn um die Ursache, und er antwortete (wie denn der auf

richtige Mann gewohnt ist, immer ohne Hehl von sich zu reden): „ich gehe nicht mehr hin, um der armen Joachime eine unangenehme Entfindung zu ersparen. Sie hat mich förmlich abgewiesen. Ich weiß, Herr Stein, daß sie nie meine Frau werden kann, weil sie mich nicht liebt,“ (die Freude schoß wie ein glühender Strom in mein Herz); „auch dann nicht, wenn sie sich in Ihnen geirrt haben sollte.“ — In mir? fragte ich lächelnd; wie so? — „Joachime liebt Sie,“ fuhr er fort. „Was zwischen Ihnen und ihr vorgefallen ist, weiß ich nicht. Können Sie ihr aber den Schmerz ersparen, den sie jetzt leidet — bei meiner Seele! ich wollte das Leben für sie aufopfern, ob sie mich gleich nicht liebt.“

Edler Mann! sagte ich, und drückte ihm die Hand. Ich wollte gehen. Er schüttelte den Kopf. „So kalt verlassen Sie mich?“ Ich gieng; die Freude wäre sonst aus meiner vollen Brust hervorgebrochen: und das soll sie doch nicht eher, als an Joachimens Herzen. Auch die Mutter sagte mir in Joachimens Gegenwart, sie habe Meyern ausgeschlagen. Joachime warf einen langen Blick auf mich. Ich konnte mich kaum enthalten, ihr zu Füßen zu sinken.

Jetzt ist es nicht mehr mein Triumph, auf den ich warte; ich will Joachimens Triumph vollständig machen. Die Mutter, mein Oheim, Alle, sollen sich erst überzeugen,

daß sie Meyern nicht ausgeschlagen hat, weil sie auf meine Hand rechnete, sondern weil ihr Herz ohne Verstellung, treu und redlich ist. Ich bin in drei Tagen nicht da gewesen. Das ist grausam, wie ich nicht läugne. Aber nun! Die Thränen sind geweint; die Zeit der Freude hebt an.

Ich muß abbrechen; mein Oheim läßt mich rufen.

Einen neuen Sturm ausgehalten, und denz noch nicht gewankt! Nur einige Worte lieber Goldberg, dann eile ich zu Joachimem, um ihre Thränen zu trocknen, und auf einmal die Seligkeit des Himmels zu haben.

Mein Onkel sah mir lange schweigend ins Gesicht. „Joachime,“ sagte er dann nachdrücklich, „hat Meyern ausgeschlagen.“

Das hat mir Meyer schon vor acht Tagen gesagt. Sie liebt ihn nicht.

„Joachime liebt dich, Karl.“ (Ich zuckte die Achseln.) „Nach dem Allen, was mir Meyer erzählt, glaube ich, sie rechnet auf deine Hand, oder hat doch darauf gerechnet. Sie ist unglücklich. Hast du dazu nichts zu sagen?“ (Ich zuckte wieder die Achseln.) „Es wäre mir lieb, wenn sie Meyers Frau würde. Du scheinst das nicht zu wünschen. — Karl du bist mir ein Räthsel; und das müssen jun-

ge Leute alten nicht seyn! Wenn Joachime dennoch Meyern heyrathete!

So gebe ich ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement.

Mein Oheim zog die Stirn in Falten, klangelte dem Bedienten, und sagte zu mir: „nun, ich will dich nicht länger aufhalten.“

Wie gern hätte ich ihm Alles gestanden! Aber nein! nein! Aus meiner Brust soll die Freude unmittelbar in das Herz meiner Geliebten strömen. Nun leben Sie wohl! Jetzt eile ich zu Joachimem. Schon in einigen Tagen soll der Prediger unsre Hände vereinen, wie die Liebe unsere Herzen.

Mein Oheim muß sich besser befinden; er hat sich austragen lassen. Nachher noch einige Worte, wenn ich dazu fähig bin. Adieu. Jetzt meinem Glücke entgegen!

Ich bin verloren! Goldberg, wohin soll ich mich verbergen! Es ist vorbei! Ich Ungeheuer!

Kann ich mich endlich bestimmen, um Ihnen die gräßliche Entwicklung meines elenden Schicksals zu geben? Hier sitze ich seit acht Tagen, und seufze, und fühle mich schrecklich verloren! O, ich Unglücklicher!

— Sie lebt! O Gott, sie lebt! So eben geht der Arzt von mir weg, und giebt mir die Versicherung, daß sie außer Gefahr ist. O, warum jauchzt nicht Alles mit mir vor Entzücken, daß Joachime lebt! Hören Sie die unglückliche Begebenheit.

Mein Oheim läßt sich, nach der Unterredung, die er mit mir gehabt hat, in einer Sänfte zu Joachimem bringen. Er will wissen, wie es mit ihr steht, und fängt an zu fragen. Sie weint, und ringt, wie in Verzweiflung, die Hände. Endlich erzählt sie meinem Oheim, was sie weiß, was sie ahnet, was sie fürchtet, was sie hofft. Hören Sie wohl? fällt die Mutter ein; sie hofft noch immer auf die Liebe ihres Herrn Neffen. Mein Oheim schüttelt den Kopf, faßt ihre Hand, und sagt mit nassen Augen: liebes Kind, diese Hoffnung geben Sie auf! Zwar weiß ich nicht, wie das alles gekommen ist, und ich kann mich noch immer nicht entschließen, den Sohn meines redlichen Bruders für einen Bösewicht zu halten. Aber diese Hoffnung lassen Sie fahren. So eben hat mir mein Neffe gesagt: er wolle Mennern zehntausend Thaler geben, wenn Sie den heirathen.“

So wie er die unglücklichen Worte sagt, schwankt Joachime, wird bleich, und sinkt ohnmächtig in seine Arme. Als sie zu sich kommt, verlangt sie zu Bette; und schon nach einer

Stunde liegt sie, aller ihrer Sinne beraubt, in dem heftigsten Fieber.

In diesem Augenblicke komme ich, sehe das treue Mädchen da liegen, und erstarre. „Sieh hin!“ sagt mein Oheim kalt und bitter: „sieh, was du gemacht hast!“ Meine Blicke verwirrten sich; ich hatte kaum die Kraft, an dem Bette niederzusenken, ihre Hand zu fassen, und zu rufen: Joachime! Sie sagte nur zuweilen: zehntausend Thaler! dann sprach sie ohne Sinn. Ich beschwor sie mit heißen Thränen, mit der schmerzlichen Wuth eines Wahnsinnigen, mich nur anzuhören; sie kannte mich aber nicht. Ich selbst wußte nicht, was ich that; und Alles, was ich Ihnen hier sage, weiß ich nur von meinem Oheim. Ich erzählte der Mutter, meinem Oheim und dem Arzte meinen Plan, meine Absicht, und beschwor sie, Joachimen das zu sagen. Als mein Oheim Alles wußte, umarmte er mich und sagte gerührt: „Gott Lob! ein Bösewicht bist du nicht. Aber dahin hat deine Eitelkeit, dein Stolz, deine Selbstsucht eine Geliebte gebracht!“

Man mußte mich gewaltsam wegführen; denn ich verlangte mit einer furchtbaren Wildheit, Joachime sollte mich hören. Kaum war ich zu Hause, so schickte ich Bedienten und Mägde weg, sich zu erkundigen. Mein Oheim kam Abends spät mit einer bedenklichen Miene. Fürchterlich strafende Stunden — von da an bis jetzt, wo mir der Arzt versicherte, daß sie

außer Gefahr sey! Ich Ungeheuer! Ihr Leben hat an einem Faden gehängt. Ach, und nun fühle ich mich so matt, so krank, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich soll sie noch nicht sehen, hat der Arzt befohlen. O Gott! wenn ich sie sehe — ich will mich vor ihr niederwerfen! Nein, ich kann keine Worte finden, die Angst meiner Seele, die Liebe zu Joachimem auszudrücken. Ich weine: das ist alles, was ich kann! Leben Sie wohl.

Der selbe an Den selben.

S * * *

Ich bin betäubt; mein ganzes Wesen ist zernichtet! — Sie ist gesund. Ich habe sie gesehen, gesprochen, Soll ich lachen, oder weinen? O Himmel! wenn nicht noch Eine Hoffnung übrig wäre, daß es anders werden kann; ich würde — Meine Hand zuckt vor Begierde nach einer Pistole. Aber es muß anders werden! Es ist nicht so! Joachime! ruf' ich, und schlage mir vor die Stirn. Ich sinne, daß mir der Kopf schwindelt. Oft glaube ich schon wahnsinnig zu seyn und es nicht erst werden zu dürfen. Ich zaubere mit meinen glühenden Gedanken Gestalten aus der Hölle, aus dem Himmel hervor, und sende sie mit verzweifelndem Lachen zu Joachimem, um sie an

ihre Liebe, an ihre Treue, an ihr Wort, an meine Verzweiflung zu erinnern.

Mit dieser Liebe, dieser unaussprechlichen Liebe, wollte ich die seelenlosen Steine zum Seufzen bringen, Thränen aus dem Marmor hervorpressen; und in ihrem Herzen sollte ich kein Mitleiden bewirken? Mein Oheim schüttelt den Kopf. O, der harte Mann mag nur die grauen Locken so prophetisch, so jammernd schütteln! Es ist doch anders! Es ist, oder . . . Bei Gott! ich könnte morden, wenn nicht für mein jammervolles Herz noch Hoffnung übrig bliebe!

Als sie gesund ist, sagt man ihr Alles, und erzählt ihr meine Leiden. Sie hört das schweigend an, und äußert nur den Wunsch, daß ich sie noch nicht sehen möchte. Meyer besucht sie, und ihn nimmt sie mit Gültigkeit auf; von mir sagt sie kein Wort. Endlich erinnert sie sich meiner; sie läßt mich und meinen Oheim zu sich bitten. Auch Meyer ist da, das versteht sich. Als ich sie sehe, werfe ich mich ihr zu Füßen, und ihr strömen die Thränen aus den Augen. Ich fieng an zu reden; sie unterbrach mich aber, und sagte langsam: Herr Stein, ich habe Sie von ganzer Seele geliebt. Von Ihrem edlen Oheim weiß ich jetzt Alles. Auch Sie haben mich geliebt, und die Absicht gehabt, mir Ihre Hand anzubieten. Freilich setzten Sie einen hohen Preis auf dieses Geschenk: mein Leben. Ich habe die Probe ge-

halten. Aber ich liebte Sie treuer, zärtlicher, als Sie mich. Für Ihr Glück hätte ich tausendmal mein Leben aufopfern wollen; Sie aber machten für einen Triumph Ihrer Eitelkeit, oder — wenn das Wort zu hart ist, für die Gewißheit, daß ich Sie liebte — meine Zufriedenheit, meine Ruhe zum Opfer. Ich habe Ihnen Ihre Liebe bezahlt, und bin Ihnen nichts mehr schuldig. Wären Sie der gewesen, für den ich Sie hielt, ich würde Sie noch jetzt lieben. Aber ich weiß nun gewiß, daß Sie mich quälten, ohne einen andern Grund zu haben, als Ihre eigne Befriedigung. Dafür machten Sie mich zu Ihrem Opfer. Die Empfindungen meines Herzens sind noch nicht erloschen; aber meine Vernunft tadelt sie jetzt. Meine Krankheit, die lange Trennung von Ihnen . . . ! Der Sturm der Leidenschaft hat sich für immer gelegt. Ich fühle, daß ich Sie noch liebe, und gewiß uneigennütziger, als Sie mich liebten. Ihre Liebe war wohl nie die ächte, wahre. — Was ich jetzt empfinde, ist nicht mehr Leidenschaft, nur eine schwesternliche Zärtlichkeit; und ich würde glücklich seyn, wenn Sie Sich damit begnügten.“

„Sie, lieber Meyer,“ hob sie nach einem Seufzer an — „lassen Sie mich ausreden, lieber Stein!“ (Ich wollte sie unterbrechen) —

„Sie, lieber Meyer, haben mir Ihre Hand angeboten. Ich liebe Sie nicht; und dem

Mann, dem ich meine Hand geben soll, muß ich auch mein Herz geben können. Bei der seltsamen Lage, worin ich bin, darf ich wohl einmal etwas thun, das außer der Regel ist. Ich schätze Sie, ich habe Sie immer geschätzt. Meine Vernunft ist auf Ihrer Seite, und ich könnte Ihnen jetzt meine Hand geben: so sicher weiß ich, daß mein Herz meiner Vernunft folgen würde. Bleiben sie mein Freund; und wenn meine Hand noch einigen Werth für Sie hat, so kann ich Ihnen versprechen, daß nie ein anderer Mann als Sie diese Hand bekommen soll, und daß ich sie Ihnen nicht geben werde, wenn ich Ihnen nicht auch meine herzlichste Liebe geben kann. Ich bin fertig. (Sie stand auf.) Sie, lieber Stein, bitte ich nur noch um das Einzige, mich nicht eher wieder zu besuchen, als bis ich es wünsche.“ Sie verbeugte sich, und gieng dann schnell aus dem Zimmer.

Seitdem habe ich sie nicht gesehen; so oft ich sie auch hat, mir nur eine Viertelstunde zu schenken. Das ist das Ende! Ich bitte Sie, zerstören Sie ja meine letzte Hoffnung nicht: daß sie mich noch immer liebt! O, wer sollte glauben, daß ein Mensch Kraft genug hat, zwei solche Monate zu leben, wie ich sie gelebt habe!

Derselbe an Denselben.

(Nach einem halben Jahre)

B * * *.

Gestern ist Joachimens Hochzeit mit Meyern gewesen. Diesen Morgen sagte es mir mein Oheim. Ich lächelte, gieng an mein Bureau, nahm Wechsel auf zehntausend Thaler heraus, und gab sie ihm schweigend. Er drückte mir, ohne eine Sylbe zu sagen, die Hand, und verließ mich.

Die Postpferde stehen vor der Thür. Adressiren Sie Ihre Briefe nach Bern an den Kaufmann Rolle. Ich gehe auf ein Jahr in die Schweiz; und dann? Ich mag meinen Oheim nicht betrüben; sonst wüßte ich wohl, wohin, anstatt nach Bern. Wo Ruhe ist! Adieu.

Derselbe an Denselben.

B * * *.

Hier bin ich wieder nach drei Jahren eines unstäten, flüchtigen Lebens. Ich habe sie gesehen! . . . Das Einzige, was mich tröstet und martert, was meinen Himmel und meine Hölle macht: ich sehe sie glücklich! Sie

Rt. Rom. IV. Th.

F

liebt ihren Mann, wie sie mich geliebt haben würde. Ihre zwei schönen Kinder — Ich nahm eins auf; aber küssen konnte ich es nicht. Der Himmel hat meine Thorheit unbarmherzig bestraft. Ich eilte nach Hause, und gab meinem Oheim noch einmal eine Summe in Wechseln. Er nahm sie wieder schweigend und seufzend an. Werde ich noch vergessen? Mein Oheim meint es; ich nicht. Sie ist glücklich; und ich fühle, daß sie mit mir nicht so glücklich geworden wäre, wie sie mit ihm ist. Aber liebt er sie so, wie ich sie geliebt haben würde?

Ich komme zu Ihnen, mein Freund. Hätte ich Ihren Rath befolgt, wie glücklich wäre ich! O werde ich je vergessen? Sagen Sie Ja! aus Mitleiden sagen Sie Ja, wenn ich zu Ihnen komme!

XIII.

Liebe und Dankbarkeit.

Die ausgewanderten Franzosen haben freilich auf mannigfaltige Art den Unmuth und die Besorgnisse der Deutschen Patrioten erregt. Aber laßt uns nie gänzlich vergessen, daß sie Unglückliche sind; und wenn ihre gehässigen Anmaßungen, ihre Verderben bringenden Pläne, ihre aufgebläheten Hoffnungen uns zuweilen dazu reizen möchten: so laßt uns daran denken, daß sie uns auch Beispiele von Geduld, von Ergebung, Muth, Ausdauer, Heroismus und Dankbarkeit aufgestellt haben, die kein andres Unglück hervorgebracht hat, und deren nur die reinste Tugend fähig ist.

In B***, einem Dorfe im***, wohnt ein Paar Franzosen, das ich bewundre. Ich gehe nie an ihrer Hütte vorüber, ohne zu denken, oder auch wohl zu sagen: wer wollte nicht

gern um eurer Tugend willen euren Brüdern verzeihen! Ihr seyd die Zierde jedes Landes, obgleich der Haß auch eure kleine Hütte umschleicht. Diese soll, hoffe ich, euer Zufluchtsort bleiben, und der Haß euch nicht zwingen, noch einmal den Boden zu verlassen, den die Liebe zu eurem Vaterlande geweiht hat, aus dem Ihr euch nur in das Grab hinüber sehen werdet. Warum sollte man euch den Kranz von Weiden nicht gönnen, der das Dörfchen und eure Hoffnungen in sich schließt! warum euch Vorwürfe machen für euer altes Vaterland, da ihr das neue durch ein großes Beispiel von Dankbarkeit, Eintracht, Liebe und Ergebung heiligt! Habt Geduld mit den neugierigen Blicken, die euch bei euren Arbeiten folgen, wie ihr sie mit den blutgierigen Blicken der Unmenschen in Frankreich hattet! Vergesst, und seyd glücklich! —

Da, wo die Durance ihren Weg zwischen Klippen, Delbäumen, Weinbergen und Kornfeldern in langen Krümmungen sucht, wohnte der Graf d'Ormesson, der reichste Gutsherr seiner Gegend: ein nicht harter, aber strenger Herr für seine Untertanen, ein sanfter Vater, und ein zärtlicher Gatte. Seine einzige Tochter war Julie, ein gutes Geschöpf, mild wie der Himmel, der sie umgab, wohlthätig, wie der Boden, auf dem sie gieng. Sie erntete den Lohn ihrer sanften mitleidigen Seele in den schrecklichen Zeiten der Revolution, als

es so schwer war, einen Freund zu finden, als die Grausamkeit der blutgierigen Despoten selbst in den besseren Menschen die Großmuth ver- tilgt hatte; sie fand ihn in einem Landmann, und hatte ihn verdient.

Salier hieß der junge Mensch, dessen Herz durch Liebe und Dankbarkeit so veredelt war, daß er dem Tode trozte, um seine Wohl- thäter zu retten. Unglücksfälle hatten seinen Vater, einen Landmann auf dem Gute des Grafen, so zurückgebracht, daß er schon Jah- relang seine Abgaben schuldig geblieben war. Man hatte mehr Nachsicht mit ihm gehabt, als gewöhnlich; denn die Verwalter des Gra- fen scheuten die einshlbige Entschlossenheit, die finstre Kälte des redlichen, von dem ganzen Dorfe geachteten Mannes, der Nachsicht als eine Gerechtigkeit, nicht als eine G n a d e forderte. Sagte ein Verwalter: Salier, wir werden deinen Hof verkaufen müssen! so antwortete er mit einem drohenden Blicke, und in einem kalten Tone: der Fuchs wehrt sich in seinem Bau. Ich will es erwarten!

Endlich war der letzte Termin verfloffen, den man ihm zur Bezahlung bestimmt hatte, und der Verwalter kündigte ihm im Namen des Grafen an, daß er seine Hütte verlassen müsse. — „Ich will den Grafen selbst spre- chen,“ antwortete er kalt. „Komm, mein Sohn!“ Er gieng mit seinem Sohn auf das Schloß, und fand den Grafen mit seiner Toch-

ter Julie im Garten. Der alte Mann trat ohne Furcht, aber bescheiden, vor den Herrn hin, und sagte ruhig: „der Besitzer, Herr Graf, hat mir angekündigt, daß ich Bettler seyn soll. Träge bin ich nicht gewesen, nur unglücklich. Ich habe einen Sohn, wie Sie eine Tochter. Wenn Sie glücklichlich würden, Herr Graf; wenn Sie Ihr Schloß verlieren und ein Bettler werden sollten: es würde Ihnen seyn, wie mir. Ich kann nicht, Herr Graf; ich muß meinen Hof behalten, um ihn meinem Sohne hinterlassen zu können. Es wird mir ja nicht immer so unglücklich gehen!“

Der Graf war gegen ihn eingenommen, und sagte ganz kurz: du hast seit Jahren nicht bezahlt, und räumst den Hof.

Der alte Mann verzog die Augenbraunen, und schien etwas Hartes zu unterdrücken. „So rede du, Jakob,“ sagte er zu seinem Sohne. „Ich gebe den Hof Dir. Vielleicht bewegt deine Jugend den gnädigen Herrn.“

Weder seine Jugend, noch dein Alter. Du verlierst den Hof.

„Herr Graf, ich habe graue Haare, und es ist schrecklich, wenn ein Greis noch betteln muß. Doch wollte ich, wenn ich den da nicht hätte. Aber der soll nicht betteln! . . . So rede doch, Jakob; sag' ein Wort für dich! . . . Herr Graf, ich habe nie gebeten; jetzt bitte ich: lassen Sie dem jungen

Hof, stoßen Sie ihn nicht hinaus in die Welt! Mir stehen die Thränen für die Lippen in den Augen!“

„Ich fragte der Graf, Zum letzten Male: Laßt mich den Hof!“

Zuruf sah während der Zeit den jungen Menschen an, der mit gerunzelter Stirn, zusammen gedrückten Lippen und geballten Händen, in einer heftigen Bewegung, da stand. Jetzt lösteten sich seine Hände sanft, die Augen wurden hell, und über sein Gesicht ergoß sich eine reine Heiterkeit. Der Vater sah ihn an, und fragte: „Jakob, redest du denn kein Wort?“ — Nein, antwortete der junge Mensch. Ich bin jetzt zufrieden. Laßt ihm den Hof, Vater; es soll Euch an nichts fehlen. Ihr habt für mich geweint; ich kann von jetzt an für Euch arbeiten, sterben, morden, wenn es seyn muß. Kommt! — Er nahm seines Vaters Hand, und führte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit aus dem Garten.

Der Graf und Julie sahen ihnen nach: jener finster, und diese mit zitternden Thränen in den schönen Augen. Der Ton des alten Mannes hatte große Wirkung auf Juliens Herz gemacht. Noch mehr aber gefiel ihr das Schweigen des Sohnes bei der ganzen Verhandlung; sie fand es sehr edel, daß er lieber den Hof verlieren, als für den Besitz desselben sprechen wollte. Der Unmuth des jungen Menschen hatte sich, als er die Thränen

seines Vaters sah, in den Glanz der feierlichsten Empfindung verwandelt. Es war nicht Zufriedenheit, was in seinem Gesichte glänzte, sondern Muth, Stärke, Kraft, überirdische Freude. Und nun das stolze Weggehen Beider, ohne Uebermuth: der Vater mit Vertrauen in seinen Sohn, der Sohn mit dem Bewußtseyn, für den Vater Alles zu vermögen! Sie fühlte, ob sie es gleich nicht deutlich mußte, eine gerührte Achtung für die beiden Landleute, und fragte den Grafen mit Thränen in den Augen: geht es dena nicht an, lieber Vater? Es scheinen so gute Menschen! — Er sagte verdrießlich: nein; und entfernte sich.

Julie gieng zu dem Gärtner, der Zeuge von der Unterredung gewesen war, und sich jetzt mit Kopfschütteln auf seinen Spaten stützte. Es sind sonderbare Menschen, diese Sallers! sagte er, als Julie bei ihm stehen blieb. „Wie so?“ fragte sie.

Der alte Saller weinte, glaube ich, vorhin zum ersten Mal in seinem Leben. Er hat seine Frau und sieben Kinder begraben; aber keine Thräne. Schon zweimal haben ihn Hagel und Viehsterben getroffen; keine Thräne. Kann ich es hindern? hat er nur gesagt. Und so war auch sein alter Vater, gerade so. Es erbt in der Familie weiter. Der Sohn ist nicht anders: redlich, arbeitsam, dienstfertig. Aber befehlen lassen sie sich nicht, und darum

kommen sie hier nicht fort. Das Dorf würde sie ungern vermissen, das weiß ich; denn wenn es etwas zu reden gab, so standen die Saliers von je her an der Spitze. Sie können noch immer nicht vergessen, daß einer ihrer Vorfahren ein großer Held gewesen ist, der in Italien unter König Franz dem Ersten große Dinge gethan hat. Ob es wahr seyn mag? Sie glauben's.

Der Gärtner löste das Räthsel ganz richtig. Die Sage, daß einmal ein Salier Feldherr in Italien gewesen sey, hatte in der Familie dieser Landleute eine gewisse Ehrliche, einen gewissen Stolz erhalten, der vom Vater auf den Sohn fort erbte, und sie vor allen andern Familien im Dorfe auszeichnete.

Julie fand das bei dem so edlen, so stolzen Betragen der beiden Leute nicht unwahrscheinlich. Sie befragte den Gärtner näher um ihr Unglück, und erfuhr von ihm, daß nur die Verwalter des Grafen sie weg haben wollten, weil sie diesen nicht unterthänig genug wären. Ihr fiel ein, ob sie nicht helfen könnte, und sie trug dem Gärtner auf, sich zu erkundigen, wie viel ihre Schuld betrüge.

Es waren etwa zweihundert Livres. So viel hatte Julie, und sie wollte das Geld sogleich dem Gärtner geben; der scheute sich aber, etwas damit zu thun zu haben, so viel sie ihm auch versicherte, daß es ihr Eigenthum sey. Sollten die Leute gerettet werden,

so mußte sie selbst gehen. Gegen Abend nahm sie ihre Börse, schlich durch den Garten in das Dorf, kam von hinten unbemerkt in Sallier's Hütte, und sah die Thür der Stube halb geöffnet.

So eben saßen Vater und Sohn bei ihrem Abendessen. Der Vater nahm den Becher, schwenkte ihn voll, und sagte: auf ein ruhiges Lebewohl, mein Sohn, von dieser Hütte, worin wir geboren sind, und von dem Kirchhofe, auf dem unsre Verwandten schlafen! — Der Sohn setzte hinzu, als er den Becher nahm: „dem Manne, der nach uns hier wohnt, ein ehrliches Herz, und mehr Glück, als wir hatten!“ — Oder, wenn das nicht seyn kann, sagte der Alte, viel Muth, das Unglück zu ertragen! . . . Trink' aus, Jakob! Wir wollen die Flasche leeren. Es ist die letzte, denk' ich, die ich in meinem Leben trinke. So recht! Glück und Heil allen Menschen! und auch uns! Nun wollen wir noch einmal recht ruhig schlafen, und dann — morgen früh gehen wir nach dem Kirchhofe. Für heute ist es genug, Jakob. Gott gebe, daß wir einmal so ruhig aus dem Leben gehen, wie aus dieser Hütte! Bringe doch auch ein Paar Trauben! Wir wollen heute Alles genießen, was wir haben.

Jakob sprang auf, und sah auf einmal Julien vor sich, die hoch erröthend, lächelnd, da stand, nicht wußte, wie sie ihr Geschenk

anbringen sollte, und jetzt, da das Gespräch sie tief gerührt hatte, so gern ihr ganzes Vermögen mit diesen Leuten getheilt haben würde.

„Ich komme,“ hob sie mit ihrer sanftesten Stimme an; „ich komme, . . . um . . . um . . .“ — Der Alte stand auf, und sagte: Sie kommen zu einer unglücklichen Stunde, gnädige Gräfin. Treten Sie doch herein. Nun standen alle Drei vor einander, und sahen sich schweigend an. Julie zog langsam die Börse hervor, und hielt sie erst dem Vater, dann dem Sohne hin. Keiner von Beiden griff zu. Was ist das? wozu soll das, gnädige Gräfin? fragte der Alte.

„Es soll,“ antwortete sie, noch verlegener; „es soll . . . Es ist mein, lieben Leute, und ich bringe es Euch aus gutem Herzen. Ihr sollt meinen Vater damit bezahlen, und hier bleiben, Ihr guten Menschen.“ (Vater und Sohn sahen einander an.) „So nehmt doch!“ sagte sie mit sanft benehten Augen; „nehmt doch!“

Der Alte schüttelte den Kopf. Gutes Kind! hob er an, und ergriff ihre Hand. — Sie glaubte, er wollte die Börse nehmen; er küßte aber die Hand, und ließ sie dann wieder los. Nehmen! sagte er; das wäre bald gethan! Aber — weiß der Herr Graf darum? — „Nein; wie sollte er!“ — Darf ich ihm sagen, daß Sie uns das Geld gebracht haben? — „Behüte! er darf es nicht wissen. Aber es

ist mein! gewiß, es ist mein!“ — Ich darf es nicht nehmen, gute, liebe, gnädige Gräfin.

Sie hielt es jetzt dem Sohne hin: „so nehmt Ihr, lieber Salter!“ Der junge Mensch drückte seine Lippen auf ihre Hand, und ließ eine dankbare Thräne darauf fallen. „Ich bitte Euch,“ sagte sie, „macht mich so glücklich, und nehmt!“ — Jakob legte die Hand feierlich auf sein Herz. Mein Leben gehört von diesem Augenblick an Ihnen; aber das Geld nehm' ich nicht.

„Ich bitte Euch, Vater,“ sagte Julie mit Thränen in den Augen, und bemühte sich, die Börse in seine Hand zu bringen; „ich bitte Euch, Jakob, nehmt!“ Der Alte faßte wieder ihre Hand. Gutes, gutes Kind! Gott segne Sie! — Jakob setzte hinzu: und gebe Ihnen Glück und Wohl! — Sie wurde ängstlich, weil Beide mit Heftigkeit sprachen und ihre Hände drückten. Endlich ließ sie die Börse fallen, rief noch: Ihr müßt nehmen! und eilte nun, wie ein gejagtes Reh, durch die Thür in den Garten, und so auf dem vorigen Wege zu dem Schlosse.

Der alte Salter nahm die Börse vom Boden auf, und legte sie schweigend auf den Tisch. Also doch noch einen Gang vor dem Schlafengehn! sagte er. Ich möchte nicht, daß sie Verdruß darüber hätte. — „Ich für mein Leben nicht!“ erwiderte der Sohn. „Gebt mir die Börse! Ich bringe sie der Mutter.“

Die wird eher finden, als der Vater, daß die Tochter recht that.“ — Aber die Gräfin wird es für Hochmuth halten, daß wir das Geld nicht annehmen wollen. Der Graf wird eher finden, als die Mutter, daß wir recht thun.

Der Sohn gieng auf das Schloß, ließ sich bei der Gräfin melden, und wurde in ihr Zimmer geführt. Ehrerbietig legte er die Börse auf den Tisch, und erzählte, wie er dazu gekommen war. Die Gräfin fragte lächelnd: und Ihr behieltet das Geld wohl gera? — „Nein! wer möchte gern unredlich seyn!“ Die Gräfin sah ihn scharf an. Ich höre, sagte sie kalt, Ihr werdet das Dorf verlassen. Da du ein so ehrlicher Bursche bist, so hätte ich wohl Lust, dich in das Haus zu nehmen. Jakob schüttelte den Kopf. „Ich kann Alles verlassen; nur nicht meinen Vater.“ — Wenn ich aber deinem Vater das Geld schenkte? — Jakob erröthete. „Dann würde ich sehr glücklich seyn. Mein guter Vater! Aber ich muß mein Brot erwerben. Bedienter mag ich nicht werden; denn ich heiße Salier.“

Jetzt kam Julie eilig in das Zimmer. Als sie die Börse sah, rief sie: „o, das dacht' ich! Ach, liebe Mutter . . .!“ —

Die Gräfin gab dem Jünglinge die Börse, und sagte sanft: das Geld ist dein; und wenn es euch noch fehlt, so rechnet auf mich. Julie hüpfte vor Freude, und rief: „Sie bleiben hier! Nun werdet Ihr morgen früh nicht

nach dem Kirchhofe gehen! Siehst du? Es war nicht die letzte Flasche Wein, die dein Vater trank! Ich freue mich, daß Ihr glücklich seyd.“ Sie gab Salier die Börse, reichte ihm die Hand, und wünschte ihm Glück. Der junge Mensch wollte gehen, und blieb; etwas sagen, und schwieg. Ja, gnädige Gräfin, rief er auf einmal mit bebender Stimme: ich will Ihr Bedienter seyn; Ihr und der Gräfin Julie Bedienter!

Die Gräfin nahm ihn auf der Stelle an, und befahl ihm nun, zu warten. Sie gieng zu ihrem Gemahle, und erzählte ihm die Begebenheit mit einer gewissen Begeisterung. Der Graf blieb dabei nicht kalt; er erließ den Saliers die Schuld, und die zweihundert Liores in der Börse waren noch außerdem ein Geschenk für sie.

Am folgenden Tage trat der junge Salier seinen Dienst im Hause des Grafen an. Er zeichnete sich durch Treue, durch Diensteyer, aber auch durch Ernst, durch Freimüthigkeit aus, und wurde daher nicht ganz wie die übrigen Bedienten behandelt. Sein Anstand war so edel, sein Blick so befehlend, daß der Graf unwillkürlich von zwei Geschäften das weniger niedrige immer ihm auftrug. Niemand im Hause befahl ihm auf eben die Weise, wie den übrigen Bedienten, so trocken, so kurz ab; ein sanfter Ton milderte den Befehl, oder man gab den Grund an, warum man befahl, als:

ich gebrauche es ; ich habe es da liegen lassen. Wenigstens wurde ihm mit einem freundlichen Blicke befohlen. Und doch hätte Jedermann gern ihn allein gebraucht ; denn was Er bestellen und thun sollte, wurde ordentlich bestellt und gethan. Man wußte, daß sein freier Wille ihn zum Bedienten des Hauses gemacht hatte, und so sah man es ihm nach, daß er ausschließlich nur Juliens Bedienter zu seyn glaubte. In ihrem Vorzimmer saß er, hinter ihrem Stuhle stand er bei Tische, auf ihre Blicke merkte er ; jeder Andern mußte warten, wenn sie sich umsah und etwas verlangte. Und Julie befahl ihm nicht, sie hat ; denn sie sah, daß er sie nicht als seine Herrschaft, sondern als seine Wohlthäterin, bediente. Nie gieng sie durch das Vorzimmer, ohne ein Paar Worte mit dem guten Salier zu sprechen, sich nach dem Befinden seines Vaters zu erkundigen, oder ihm sonst etwas Gütiges zu sagen. Die meisten Geschäfte ließ sie von einem andern Bedienten verrichten ; hatte sie aber Kleinigkeiten in ihrem Zimmer zu machen, wobei sie selbst helfen konnte, z. B. Kupferstiche aufzuhängen ; so durfte das sonst niemand thun, als Salier. Oder wollte sie etwas haben, wozu mehr Dienstleister, als Gehorsam, mehr Nachdenken, als bloße Willigkeit gehörte, so gebrauchte sie ihn. Durch Salier vertheilte sie ihre kleinen Wohlthaten im Dorfe ; er mußte ihre Drangerie in Ord-



nung halten, die Lampen zu der Illumination an dem Geburtstage ihres Vaters in Stand setzen, ihr die Blumen pflücken, die sie tragen wollte, ihren zahmen Hänfling füttern, kurz, Alles besorgen, was ihr Vergnügen ausmachte; zum Schicken, zum Holen brauchte sie einen Andern. Und das that Julie, weil sie des Jünglings Dankbarkeit ehrte, weil sie sein besseres Selbstgefühl achtete.

Salier fühlte das Feine in Juliens Betragen, und wußte oft nicht, wie er ihr seine Dankbarkeit, seine Ehrfurcht genug bezeigen sollte. Er that Alles, wenn es Juliens Vergnügen galt. Ihre Lieblingsblume, die Aurikel, blüdete das ganze Jahr für sie; denn Salier trieb sie den Winter hindurch im Gewächshause mit einer solchen Vorsicht, daß es ihm nie daran fehlte. Julie fand jeden Morgen eine Aurikel auf ihrer Toilette, und an ihrem Geburtstage gewiß eine sehr seltne. Ihre Lieblingslaube war immer dicht und grün; denn Salier suchte jede Raupe, jedes Insekt ab; auch entstand rings um die Laube her ein Parterre von den wohlriechendsten Blumen aus allen Jahreszeiten. Das Hofgesinde feierte jedes Mal den Geburtstag der jungen Gräfin; und die Seele der Feter war Salier. Sie äußerte einen Wunsch; und, wenn es nur irgend in seinen Kräften stand, so war der Wunsch erfüllt, ehe sie noch die Möglichkeit denken konnte. Sie sagte einmal, als sie

eine junge blühende Akazie sah, zu ihrer Mutter: ich wünschte, daß ein Paar solcher Bäume vor meinen Fenstern ständen.

Salier erröthete, als er das hörte, und hatte nun keine Ruhe mehr. Er eilte zu dem Gärtner, welcher der Murinkeln wegen längst sein Freund war, und that ihm den Vorschlag, bei Nacht der jungen Gräfin ein Paar blühende Akazien vor die Fenster zu setzen. Der Gärtner machte Schwierigkeiten, und sagte: sie werden welk, sie verdorren, Salier! — „Man muß sie mit der Erde ausheben, mein Freund!“ — Wie ist das möglich, Salier? — „Was ist dir unmöglich, wenn du Hülfe hast!“ — Das eben, das eben! Wer wird uns helfen? — „Dafür laß du mich sorgen, Gärtner!“ — Er sorgte wirklich dafür. Alle junge Leute des Dorfes versammelten sich während der Nacht im Garten, und man hatte Seile, Hebel und große Kübel, die sich öffneten und schlossen. Die Akazien wurden ausgegraben, und die Kübel mit Melonenhebern untergelegt, um die Erde mit fort zu bringen. So hob man die Bäume, und setzte sie in stillem Triumphe vor Juliens Fenstern ein. Salier zitterte vor Freude, als er sie stehen sah, als der Gärtner ihm die Hand drückte, und ihm zuflüsterte: es ist Alles gut; sie blühen fort: dafür stehe ich dir! Salier schlich sich nun leise auf Juliens Zimmer, öffnete die Fens-

ster, bog die blühenden Zweige in Ordnung; daß die Blüthen in die Fenster herein hingen; und legte sich dann nieder, konnte aber vor Freude nicht schlafen.

Als Julie am folgenden Morgen in das Zimmer trat, und die Akazienblüthe in die Fenster herein hängen sah, rief sie in großer Ueberraschung: Salier! Sie erinnerte sich ihres Wunsches nicht mehr, und glaubte, er hätte ihr einige Zweige an die Fenster gebunden. So wie sie aber an das Fenster trat, und die Bäume sah, fiel ihr ein, was sie gestern gewünscht hatte, und sie sagte mit herzlichem Wohlwollen: o, der gute Salier! Sie brach einen blühenden Zweig ab, und steckte ihn an die Brust, um so (sie glaubte, das sey fast noch zu wenig) dem guten Menschen ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Nun öffnete sie das Vorzimmer, trat in die Thür, und sagte mit einem frohen, beinahe zärtlichen Lächeln: guten Morgen, Salier! Er wurde über und über roth, als er den Akazienzweig an ihrer Brust erblickte.

Sie sprach weiter nicht ein Wort mit ihm über den Vorfall, wahrscheinlich weil der weibliche Instinkt sie erinnerte, daß sie nicht sagen konnte, was sie gern gesagt hätte; und weil ein kaltes: „ich danke dir, guter Salier,“ nicht über ihre Zunge wollte. Doch der blühende Zweig vor ihrer Brust, mit dem sie im Nachtskleide aus ihrem Zimmer trat, um guten Mors

gen zu sagen, war Saliers reichliche Belohnung. Er hätte sich der Gräfin zu Füßen werfen mögen, um ihr seine tiefe Ehrfurcht zu beweisen. Nie vergaß er den lieblichen Anblick, und immer, wenn er an Julien dachte, sah er sie mit dem blühenden Akazienweige.

Seit diesem Augenblicke mischte sich in die Empfindungen, welche die beiden jungen Leute für einander hatten, etwas Zarteres. Juliens Wohlwollen für Salier wurde feiner, und darum äußerte es sich weit scheuer, als vorher, mehr in Mienen und Geberden, als in Worten. In Fällen, wo sie ehemals gesagt hätte: guter Salier, du bist sehr brav! sah sie ihn jetzt nur freundlich und gütig an. Sie rief ihn seltner, als sonst, und hatte nie Geschäfte für ihn, wenn Gesellschaft da war, damit er nicht auch Andern aufwarten mußte. In seiner Ehrerbietung gegen sie war jetzt etwas Begeistertes: er drängte sich zu allen Diensten, die sonst Andere für ihn verrichtet hatten, studierte Juliens Mienen, so daß sie gar nichts mehr fordern durfte, that Alles, ehe sie befahl, und sprach nur mit Entzücken von seiner jungen Herrschaft.

Der Leser denke nicht etwa an Liebe. Freilich war der Stoff vorhanden, aus dem die Liebe entsteht; aber auf dem Grunde beider Herzen lag auch nicht einmal eine Ahnung dieser Leidenschaft, ja selbst nichts Aehnliches.

In Saliers lebhaftesten Phantasien kam nicht ein Bild vor, das die Farbe der Liebe hatte. Es war Ehrfurcht eines Domestiken, mit reinem Wohlwollen für seine gütige Herrschaft gemischt; und Güte der Herrschaft gegen einen treuen, dienstfertigen Domestiken. Wäre es etwas Andres gewesen, so würde Julie ihrer Mutter, welche die Akazienbäume bemerkte, nicht gesagt haben: „die verdanke ich dem guten Salier. Er hat es möglich zu machen gewußt, meinen Wunsch zu erfüllen, so wie er alle meine Wünsche erfüllt!“ Salier würde nicht zu allen Domestiken gesagt haben: „die Gräfin Julie ist ein Engel! Ich liebe sie mehr, als mich selbst.“ Freilich bedurfte Salier nur eines aufmunternden Blickes, damit seine Gefühle plötzlich in Liebe verwandelt würden; diesen Blick aber gab ihm Julie nicht. Wo gar keine Aussicht zum Genusse ist, da fehlt auch die Begierde; und die Phantasie ist todt, wenn nicht ein Blick voll Liebe, eine Lockung, eine ferne Hoffnung ihre Allmacht erweckt.

Salier wünschte wohl hundertmal, daß Julie ein Mann seyn möchte. „Dann,“ sagte er mit funkelnden Augen, — „dann würde ich sie lieben!“ Julie sagte zu ihrem Mädchen: „wenn du mich so liebst, wie Salier, wie glücklich könnten wir seyn!“ Ein voller Beweis, daß die Liebe nicht im Spiele war: wie hätten sie das sonst sagen können!

Saliers Anhänglichkeit an Julien wurde

mit jedem Tage fester, und trug das Gepräge seines Charakters: kalt von außen, und glühend von innen. Sie ehrte ihn, den bis zur Schwärmerei ehrgeizigen Jüngling; und seine Dankbarkeit dafür wurde Schwärmerei. „Er verdient ein besseres Loos, als er hat!“ sagte sie zu ihrem Vater. Saller konnte nicht schreiben, und las nicht einmal fertig. Das warf ihr Vater ein. Julie schickte ihn in ihre Bibliothek, ein Buch zu holen. Er brachte nicht das rechte. „Sieh, wenn du fertig lesen könntest,“ sagte Julie; „dann . . .“ — Saller erröthete. Seitdem saß er im Vorzimmer, und las ganze Tage. Das Ziel seines Fleißes war: Jullen, ohne sich zu irren, ein Buch holen zu können. Julie sah ihn oft mit einem Lächeln des Beifalls an, wenn er las. Er mußte ihr einmal eine Seite lang vorlesen, und sie erstaunte über seine leidenschaftliche Deklamation. „Wenn du nun auch schreiben könntest, Saller!“ sagte sie gütig. Er antwortete nicht, ließ sich aber noch an demselben Tage von dem Verwalter die Buchstaben vorschreiben, und mahlte sie mit dem angestrengtesten Fleiße nach, weil Julie es wünschte. Schon nach vierzehn Tagen brachte er ihr eine geschriebene Rechnung über die Wohlthaten, die er den Monat hindurch vertheilt hatte. „Das ist erstaunlich!“ sagte Julie. „Saller, was hätte aus dir werden können!“

Diese Worte entzündeten seinen Ehrgeiz.

und er las, er schrieb nun noch fleißiger. Juliens Bücher, größten Theils Gedichte und Romane, gaben seinem Geiste einen höheren Schwung, und seiner Sprache eine höhere Bildung. Nun äußerte Julie gegen ihn ihre Absicht, ihm ein Aemtlein zu verschaffen; er schwieg aber dazu. Sie fragte: „wäre die das nicht lieb?“ Und er antwortete mit Kopfschütteln: dann könnte ich nicht mehr Ihr Bedienter seyn. — „Das kannst du ja auch nicht ewig bleiben.“ — „Ich wünsche es.“ — „Guter Salter!“ — Wem schmeichelte es nicht, sich so geliebt zu sehen! Sie sagte nie wieder etwas von ihrem Plane.

Um diese Zeit machte der Marquis Grisval Bekanntschaft in dem Hause des Grafen d'Ormesson. Er liebte Julien, sobald er sie sah, und seine Eltern hatten schon vorher eine Verbindung zwischen beiden jungen Leuten beschlossen, im Falle daß die Herzen derselben nichts dagegen hätten. Der Marquis war in der That ein angenehmer junger Mann, der sich in Paris nur lange genug aufgehalten hatte, um seine Sitten zu bilden, nicht aber, um auch sein Herz verderben zu lassen. Er fieng, da er die Wünsche seiner Familie wußte, sogleich an, sich um Juliens Liebe zu bewerben. Seine männliche Schönheit, seine Ehrfurcht, seine zärtliche Liebe mußten ihm in Kurzem die Achtung, das Vertrauen, und endlich die Liebe Juliens gewinnen. Sie wurde eine Träume

ein; dann fühlte sie Unruhe; endlich sank sie an das Herz des Geliebten, und gestand ihm unter süßen Thränen, was sie fühlte. Einen Monat hindurch ließ der Graf d'Ormesson den jungen Liebenden die Freude ihres Geheimnisses; dann aber drang er darauf, daß der Marquis sich feierlich um Julien bewerben sollte. Es geschah, und Julie war nun die Braut des Marquis Grisval.

Die Verheirathung wurde noch bis auf die Beendigung eines wichtigen Processes verschoben, den die Familie des Marquis zu führen hatte; und so gieng in dem Hause des Grafen weiter keine Veränderung vor, als daß der Marquis von Zeit zu Zeit dahin kam und ganze Monate in der Familie zubrachte.

Salier stimmte aufrichtig in den Wunsch des ganzen Hauses mit ein, daß Julie durch ihre Liebe glücklich seyn möchte. Er hängt sich jetzt mit herzlicher Zuneigung an den Marquis, Juliens künftigen Gatten, und, wie er hoffte, seinen künftigen Herrn. Diese Hoffnung äußerte er geradezu: und der Marquis nahm das freiwillige Anerbieten des treuen Menschen mit Güte auf: er versicherte ihn seines Wohlwollens, und zeigte ihm in seinem Benehmen die Achtung, die Salier verdiente und die sein Ehrgeiz wünschte.

Salier wurde immer mehr der Liebling des ganzen Hauses, und zwar durch eine Begebenheit, welche seinem künftigen Schicksale wahr-

scheinlich die erste Richtung gab, indem sie die Empfindungen seines Herzens auf ein bestimmtes Ziel hin leitete. Julie war gefallen und hatte sich den Fuß verwundet. Ein ungeschickter Dorf-Chirurgus wollte sie heilen; er entflammte aber durch falsche Mittel die Wunde, so, daß sie schmerzhaft wurde und ein leichtes Fieber veranlaßte. Noch war der ungeschickte Mensch recht guten Muthes; Julie verschwieg ihre Schmerzen und das Verschlimmern der Wunde, um seiner zu schonen und ihm den Triumph, daß er sie geheilt habe, zu gönnen. So gingen einige Tage hin; und nun machte der Chirurgus, der nicht einmal die Wunde rein zu erhalten wußte, bedenkliche Mienen. Er schlug sein einziges Buch nach, und glaubte daraus zu sehen, daß bei der Gräfin der kalte Brand da sey. Mit diesen fürchterlichen in der Phantasie gieng er zu Julien, öffnete den Verband, zitterte, erblaßte, als er die Wunde schwarz sah, und stieß einen Schrei aus. „Was ist denn?“ fragte Julie zitternd. „O, ich Unglücklicher! rief der Chirurgus. Der kalte Brand! über und über der kalte Brand!“ — Julie wurde bleich, und rief erschrocken: „so muß ich sterben!“ Ihr Mädchen stürzte zu dem Grafen in das Zimmer, schrie mit zerschmetternden Tönen: Hülfe! Hülfe! Es ist der kalte Brand! Die Gräfin Julie muß sterben!

Alles erstarrte. Der Vater, die Mutter

und der Marquis eilten zu Julien; ihnen folgten die Domestiken, und in ihrer Mitte bleich und bebend Salier. Julie athmete kaum noch vor Angst. Der Wundarzt warf sich dem Grafen zu Füßen, versicherte seine Unschuld, und schwor, daß es kein andres Mittel gebe, die Gräfin zu retten, als ihr das Bein abzunehmen. Aber, setzte er ängstlich hinzu, es ist die höchste Zeit! Sehen Sie selbst! alles schwarz, wie mein Hut! — Der Marquis stürzte beinahe sinnlos an Juliens' Bette hin. Der Wundarzt rang in Verzweiflung die Hände. „Nach Cavailon!“ stieß er endlich hervor. Und nun warf er sich in noch größerer Verzweiflung auf einen Stuhl, weil er einsah, daß es jetzt unmöglich seyn würde, nach Cavailon zu kommen.

Cavailon war die nächste Stadt, wo ein geschickter Wundarzt wohnte. Sie lag aber jenseits der Sorgue, eines kleinen unbedeutenden Flusses, der indeß zuweilen so anschwillt, und so reißend ist, daß er alle Brücken wegreißt, und daß niemand über ihn kommen kann. — Kaum hatte der Graf den Namen „Cavailon!“ ausgerufen, so eilten der Marquis, Salier, und ein Theil der Domestiken aus dem Zimmer. Der Marquis warf sich auf ein Pferd, galoppierte vom Hofe hinunter, und war zuerst an dem Ufer der reißenden Sorgue. Salier kam ihm bald nach, und die Domestiken folgten.

Der Graf blieb bei Julien, die sich schon in einigen Minuten ein wenig erholt hatte, und versprach ihr Hülfe. Jetzt sprengte der Marquis über den Hof. Liebe Julie, sagte der Vater; sey ruhig! Da jagt der brave Grisval schon hin! . . . Wenn er nur über die reißende Sorgue wäre! Julie vergaß über die Gefahr, in welche ihr Geliebter sich stürzte, ihrer eigenen, und ließ sich an das Fenster bringen, weil man von da ganz bequem dem tobenden Fluß übersehen konnte. So eben kam der Marquis an das Ufer, hielt still, und ritt dann auf und nieder, um eine Stelle zu suchen, wo er am besten durchsetzen könnte. Er wagte es, einige Schritte hinein zu reiten; aber das Pferd bäumte sich.

Julie zitterte, winkte ihm, und rief seinem Namen. Sie dachte nicht daran, daß er sie nicht hören konnte: so sehr hatte sie über die Gefahr des Geliebten alle Besinnung verloren. O Gott! rief sie: wie er mich liebt! Nun will ich gern sterben! In diesem Augenblicke kamen die Bedienten zu dem Ufer, mit Salier an ihrer Spitze. Es war ein furchtbarer Anblick, wie die Sorgue schäumend, brüllend, in hohen Wellen daher schoß, große Bäume mit sich fortriß, und jetzt die Wurzeln, dann die Zweige in die Höhe hob und über sich her stürzte; wie sie von Banclüse ungeheure Felsen mit donnerndem Geprassel zwischen ihre Berwüstung vor sich hin wälzte. Nein, rief der Vater,

von dem Anblicke erschreckt; es ist unmöglich! und in diesem Augenblicke stürzte sich Salier in den Fluß. „Salier!“ rief Julie, bleich vor Schrecken; denn sie sah ihn nicht mehr. „O, die treue Seele!“ rief sie mit brechender Stimme.

Nach einiger Zeit kam der treue Salier am andern Ufer wieder zum Vorschein, und flog den Weg nach Cavaillon zu, als ob er dem Tode entlaufen wollte. Cavaillon war in der That der einzige Ort, wohin man schicken konnte; denn die Durance war eben so reißend, als die Sorgue, und zwischen beiden Flüssen lag nicht eine einzige Stadt, worin ein Wundarzt wohnte. O Julie! sagte der Vater; jetzt zweifle ich nicht an Hülfe. Nur ein Wunder hat Salier gerettet. Daraus sehe ich, daß Gott dich mir erhalten will. — Für das Ueberkommen des Arztes war man weniger besorgt; denn selten tobte die Sorgue länger als einige Stunden, da ihre Quelle nicht weit von hier war.

Der Marquis kam endlich, erzürnt über seine Unentschlossenheit, wieder zurück. Julie schloß ihn mit Freudenthränen in ihre Arme, und er versicherte hundertmal, daß er für sie sterben wolle.

Der Graf machte Anstalten, daß der Wundarzt, wenn er käme, herüber könnte. Gegen Abend zeigte sich ein Wagen auf dem Wege von Cavigillon, und Alles eilte an die Fenster.

Die Sorge tobte noch immer; doch war die größte Gefahr vorüber. Salier, den man sogleich erkannte, führte den Wundarzt an das Ufer, und die Leute des Grafen brachten mit großer Anstrengung einer Kahn hinüber. Man sah, daß der Mann sich weigerte, in den Kahn zu treten. Die Leute des Grafen umringten ihn, und baten, er möchte helfen. Als er noch immer nicht wollte, fiel Salier vor ihm auf die Kniee. Julien stiegen bei diesem Anblick Thränen in die Augen, und sie sagte: „o Gott! laße er sich doch bewegen, mich zu retten!“ Der Arzt war unerschütterlich, und gieng sogar zu dem Wagen zurück. Als er schon den Fuß in den Tritt setzte, umfaßte ihn Salier, der nicht von seiner Seite gewichen war, hob ihn auf, und trug ihn, Trotz seinem Sträuben, in den Kahn, der nun sogleich vom Lande abstieß.

Der Wundarzt lag auf den Knieen, und schien sich zum Tode zu bereiten; Salier stand in dem Vordertheile des Kahnes, und lenkte ihn mit der größten Anstrengung durch Bäume und Felsenstücke. Sie kamen glücklich an das diesseitige Ufer; und sobald der Wundarzt auf festem Boden stand, schlug er mit großer Heftigkeit auf Salier los. Der ehrgeizige Jüngling ließ sich ruhig schlagen, und zog den Mann nur gegen das Dorf zu.

Alles gieng dem Wundarzte entgegen, der scheltend und fluchend an Saliers Arm die

Steppe herauf kam. Salier sagte: „Lieber Herr, eilen Sie nur! Sie sollen mich nachher schlagen, so viel und so lange sie wollen!“ Der Mann wurde in das Zimmer geführt, und fragte mürrisch: wo ist die Kranke? Julie hielt ihm den Fuß hin, und er nahm den Verband ab. O, lieber Herr, fragte die Mutter schluchzend; wird sie gerettet? Ach Gott! muß ihr der Fuß abgenommen werden? — Der Mann schüttelte den Kopf, wusch die Wunde aus, und besah sie. Alles im Zimmer jammerte still bei seinem fürchterlichen Kopfschütteln. Endlich schlug er ein helles Gelächter auf, und rief: ich und dieser unbändige Narr (auf Salier zeigend), wir sind in Todesgefahr gewesen; und — die Gräfin ist in zweimal vier und zwanzig Stunden kurirt, ohne auch nur eine Zehe zu verlieren! — Alles fiel dem Arzte um den Hals, und jauchzte vor Freude. Man erzählte ihm die Begebenheit. Der Dorf-Chirurgus wurde gerufen und erhielt von ihm eine derbe Ohrfeige, mit der Warnung: ein ander Mal stürzet nicht durch eure Unwissenheit Menschen in Todesgefahr! Der arme Mann glaubte noch immer, es sey von der Gräfin Julie die Rede, und nahm sehr rührend von ihr Abschied; aber ein allgemeines Gelächter brachte ihn aus seinem Irrthum.

Die Domestiken verließen nun das Zimmer. In der Angst, und dem Saumel der Freude war Salier gänzlich vergessen worden;

nur Julie hatte ein Paar freundliche, dankbare Blicke auf ihn geworfen, die ihm die reichlichste Belohnung gaben. Als der Taumel der Freude sich endlich gelegt hatte, fiel zuerst dem Marquis der edle Jüngling ein, und er rief auf einmal: Salier! der treue großmüthige Mensch! O, sage Niemand, der Arme sey keiner Großmuth fähig! Wir verstehen es nur nicht, sie zu belohnen! — Er gieng hinaus, suchte Salier, reichte ihm die Hand, und sagte: ich danke dir für deinen wahren Edelmuth. Rechne auf meine Freundschaft, und nimm diese Börse! — Salier schob die Börse zurück, und sein Auge wurde finster. Nimm doch! wiederholte der Marquis. „Mein Leben,“ erwiderte Salier, „ist nicht für Geld feil. Ich bin belohnt durch das Bewußtseyn, daß ich die Gräfin habe retten wollen.“ Keine Ueberredung konnte ihn dahin bringen, die Börse zu nehmen. Auch der Graf bot ihm eine Belohnung an; er fühlte sich aber dadurch beleidigt, und schlug sie mit einer Art von Unwillen aus. Am folgenden Morgen brachte er Julien den Kaffee in ihr Zimmer. Sie lag noch im Bette, da sie durch die gewaltsamen Empfindungen am vorigen Tage ermattet war. Er setzte schweigend das Kaffeebret hin, und zitterte, weil er besorgte, daß auch sie ihm Geld anbieten würde.

Als er nicht aufblickte, rief Julie mit sanfter Stimme: „Salier!“ und reichte ihm

die Hand. Er zitterte noch stärker, nahm die Hand, und beugte sich ehrerbietig. „Salier,“ sagte sie gerührt; „du bist ein edler Mensch! Es geht mir sehr nahe, daß ein so sonderbarer Irrthum dir hätte das Leben kosten können. Ich weiß, du freust dich, daß ich nicht in Gefahr bin; aber ich wünschte, guter Salier, . . . ja, ich wünschte, daß die Gefahr größer wäre, damit du die Freude hättest, mich gerettet zu haben! . . . Ich kann dich mit weiter nichts belohnen,“ fuhr sie gerührt und herzlich fort, „als mit der Versicherung, daß ich dich lieb habe, daß ich Theil an deinem Glücke nehme. Gebe Gott, daß ich dir das einmal beweisen kann!“

Wenn ich nur bei Ihnen bleiben darf! antwortete Salier leise.

„Das? nur das?“ sagte sie, freundlich lächelnd und bewegt. „Das sollst du! bei mir bleiben, so lange ich lebe! Gewiß, Salier ich habe dich sehr lieb, recht sehr!“ Die Thränen drangen häufiger aus ihren schönen Augen, und sie konnte die letzten Worte vor Weinen kaum aussprechen. „Schenke mir eine Tasse ein,“ sagte sie noch. Das that er mit zitternden Händen; dann verließ er, ohne etwas zu sagen, und tief gerührt, das Zimmer. Er fühlte sich von Julien belohnt; sie hatte ihm kein Geld angeboten.

In dieser Stunde der Rührung dachte Julie mit einer unangenehmen Empfindung daran,

daß der Marquis weniger für sie gethan hatte, als Salier. Sie scherzte mit ihm darüber; aber dennoch drückte sich Saliers edelmüthige Treue immer tiefer in ihre Seele. Sie fühlte das größte Vertrauen zu ihm, und es that ihr wohl, daß es sein Wunsch war, bei ihr zu bleiben. Ihre Liebe zu dem Marquis vertilgte indeß den widrigen Eindruck, den die Vergleichung zwischen seinem und Saliers Benehmen bei ihr gemacht hatte. Sie wurde wieder sehr glücklich in dem Besiz ihres Geliebten und des treuen Salier.

Bei Salier nahm die Phantasie einen andern Gang, und zwar durch eine ganz zufällige Veranlassung. Die Domestiken des Hauses sprachen viel über die Begebenheit. Als du in das Wasser sprangest, sagte einer, da glaubte ich, es wäre der Marquis. Ich rief: Gott erbarme sich! nun sind die Brautleute Beide verloren! Der Jäger aber schrie: der arme Salier! Und nun sah ich, daß der Herr Marquis noch ganz trocken am Ufer stand.

Unter uns, sagte der Jäger; für den Bräutigam hätte sich der Sprung in's Wasser wohl besser geschickt, als für dich! Sieh, Salier, die Gräfin ist nur deine Herrschaft, und sprangest für sie in den Tod. Was würdest du erst für eine Braut gethan haben!

„Da hätte ich mich vielleicht besonnen,“ sagte Salier. „Ich glaube, das kann ich nur für unsre gute Gräfin.“

Ja, das wohl! Aber wenn nun die Gräfin deine Braut wäre! Das mein' ich. Wenn du an der Stelle des Marquis gewesen wärest! Das mein' ich!

„Wenn die Gräfin Julie meine Braut wäre?“ wiederholte Salier langsam; „dann spränge ich in die Hölle.“

Nun ja! Darum sag' ich: der Marquis hat die Gräfin nicht halb so lieb, als du sie haben würdest, wenn sie deine Braut wäre.

Salier wendete sich ab, und murmelte vor sich: „wenn sie deine Braut wäre!“ Da stand Julie in ihrem Morgenanzuge, mit der Afazienblüthe an der Brust, vor seiner Phantasie, und bot ihm den Zweig, wie sie ihm diesen Morgen die Hand geboten hatte. Aber nicht lange, so war die Gestalt verschwunden, und er sah in Julien wieder die Gräfin, seine Herrschaft. Nur wie in einem Blitze erschien seiner Phantasie dieses Bild; keine Hoffnung, nicht die kleinste, konnte es erhalten, und seine Liebe verging schon im Entstehen.

Jetzt hefteten sich aber seine Gedanken desto fester auf den Marquis. „Nein,“ dachte er: „der liebt sie nicht; sonst würde er so wenig wie ich gesehen haben, daß die Wellen tobten. Er liebt sie nicht, und die Gräfin wird unglücklich seyn!“ Nur dieses Bild hielt er fest, und mahlte es weiter aus. Er machte nicht den geringsten Anspruch auf Julien;



aber — Grisval war ihrer nicht werth. Eine finstre Wolke hieng auf seiner Stirn, wenn der Marquis seinen Arm um Julien schlug; er zog die Augenbraunen zusammen, so oft er das Wort Liebe aus dessen Munde hörte.

So wie er Julien für unglücklich hielt, fühlte er auch, daß Er sie durch sein Herz mehr verdiente, als Grisval, und daß er mehr für Julien thun könnte, als dieser. Nun entstand eine seltsame Eifersucht in seiner Seele: niemand sollte die gute und schöne Julie besitzen, als wer Alles für sie zu thun im Stande wäre. An sich selbst dachte er nicht. Die Liebe drang durch einen ungewöhnlichen Eingang in sein Herz.

Salier war ohnehin selten heiter; aber jetzt lag eine wirkliche Schwermuth auf seinem Gesichte, die Julien bald merklich wurde. Sie sah, daß sein Blick oft dunkel und vielbedeutend auf ihr hieng, und daß seine vorige Freundlichkeit gegen den Marquis sich in eine auffallende Kälte verwandelt hatte. Als sie einmal mit ihm darüber sprach, antwortete er stockend und mit dunklen Blicken so viel als gar nichts; und als sie ihn fragte: ich habe dich doch nicht beleidigt? da blickte sein Auge auf. „Sie?“ sagte er, und legte in großer Bewegung die Hand auf sein Herz. „Sie sind so gut, so gut!“ —

Der arme Salier, dachte sie mit Kopfschütteln, ist nicht glücklich! Es flog ihr ein

dunkler Gedanke über die Ursache seiner Traurigkeit durch den Kopf; sie machte ihn aber vorzüglich nicht hell, weil sie auf den guten Menschen, der so viel für sie gethan hatte, nicht gern böse werden wollte.

Niemand im Hause beschäftigte sich mit diesen Kleinigkeiten, als Julie zuweilen, und Salier immer; denn die Blicke der Uebrigen waren auf die furchtbare Begebenheit gerichtet, welche Frankreich verwüstet und dem menschlichen Geschlechte so viel Blut gekostet hat. Die Revolution war ausgebrochen, der König gefangen genommen, und die alte Monarchie für eine Republik erklärt. Jetzt wurde besonders das südliche Frankreich der Schauplatz blutiger Verbrechen. Avignon, Aix, Marseille hatten ihre Mörder schon, die aber bald nicht mehr Schlachtopfer genug in den Städten fanden, und nun auch auf dem Lande morden und plündern wollten.

Der Graf d'Armesson galt in seiner Gegend allgemein für patriotisch, da er große Aufopferungen für sein Vaterland gemacht hatte. Jetzt bekam er aber aus Marseille einen Brief, der ihm sagte, daß sein Name mit in dem Verzeichnisse der Gedächten stände. Er wurde durch diese Nachricht erschüttert, und der Marquis schlug ihm nun vor, sich mit seiner Familie nach Italien zu retten. Die strengen Gesetze gegen die Auswanderer hielten

den Grafen zurück. Nein, sagte er; ich bin zu alt, um zu zittern, und zu stolz, um zu betteln. Sie mögen mich hier tödten! Mein Tod wird doch meiner Familie ihr Vermögen sichern.

Die arme Julie jammerte; sie sah ihre Eltern und sich selbst schon unter den Säbeln der Mörder, und beschwor ihren Vater, sich zu retten. Niemand bat den Grafen dringender, zu fliehen, als Salier; und niemand hatte mehr Muth, als er, sobald der Entschluß, zu bleiben, gefaßt war. Er versicherte Julien mit einem finsternen Blicke: „so lange ich lebe, soll niemand Ihren Vater anrühren!“

Salier war im Grunde der einzige Thätige. Er gieng im Dorfe umher, sprach mit den Einwohnern von den Wohlthaten, von der Menschlichkeit Juliens, bereitete sie auf einen Besuch der grausamen Mörder vor, hauchte ihnen allen seinen Muth ein, und erstickte jede Unmaßung einiger unruhigen Köpfe schon im Entstehen. Sein Vater half ihm dabei, und der Graf freuete sich jetzt, daß er den alten Mann nicht aus dem Dorfe vertrieben hatte.

Es hieng eine dumpfe, wortlose, traurige Stille über der Familie. Der Marquis versicherte Julien oft, daß er für sie sterben würde; und sie schlang zur Belohnung den schönen Arm um seinen Nacken. Jetzt schaben sich

Abgesandte der Mörder in das Dorf, und hielten Reden, um die Einwohner gegen den Grafen aufzuheizen. Lange vereitelten Salier und sein Vater die Bemühungen der Bösewichter; doch endlich gelang es diesen, einige Leute im Dorfe durch die Bilder der Plünderung zu gewinnen. Schon fieng man an, den Grafen zuweilen einen Tyrannen zu schelten; es entstand im Dorfe Zwietracht, und die Aussichten wurden trüber. Die Redlichen im Dorfe waren unter Saliers Anführung bisher noch immer die Mächtigen; jetzt aber lachte eine schreckliche Freude aus den Gesichtern der Andern, besonders der Emisarien: denn sie konnten die nahe Ankunft der Blutsäufer aus Avignon erwarten.

Salier machte noch einen Versuch, die Einwohner des Dorfes zusammen zu halten, und für den Grafen zu reden; aber es kam zu einem Gezänke. Einer der Abgesandten zog den Säbel, und würde ihm den Kopf gespalten haben, wenn er nicht betrunken gewesen wäre. Salier warf ihn nieder, und rief die andern Redlichen zum Beistand auf; doch man half ihm mehr mit Entschuldigungen, als durch muthiges Handeln. Er gieng blutend nach Hause; denn der Säbel hatte ihm den Arm gestreift.

Der Graf kam ihm entgegen. Was ist dir, Salier? — „Mir nichts. Aber, Herr Graf, das Dorf fängt an zu wanken. Die

Blutsäufer erhalten die Oberhand; es ist auf Sie abgesehen. Die Gefahr ist näher, als Sie denken. Ich bitte, retten Sie Ihre Tochter und Ihre Gemahlin. Sie sind nicht eine Stunde mehr sicher.“ — Wohin aber Saller? wohin, mein Freund? — „Wir haben zwei Wege: nach Osten zu, in das Gebirge, durch Rizza nach Italien; oder über die Rhone nach Uzès, wo noch Alles ruhig ist.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher Saller sprach, zog die ganze Familie herbei, die sich nun mit ihm im Bitten vereinigte. Ich habe ja, sagte der Graf, von der Municipalität in Avignon ein Zeugniß meines Patriotismus! Saller zuckte die Achseln, und blickte gen Himmel. Während sie noch so mit einander sprachen, kam der alte Saller leise, und sagte zitternd: ich bitte, eilen Sie fortzukommen; sonst werden Sie diese Nacht ermordet! Eine Bande blutgieriger Menschen wird noch diesen Abend hier seyn. Man will das Schloß umrügen, damit Sie nicht entfliehen sollen. Ich gehe, um nicht verdächtig zu werden. Jakob, du bleibst doch bei ihnen? — Der Sohn bejahete. — So leb wohl, mein Sohn. Ich will thun, was ich kann!

Nun trug der Graf nicht länger Bedenken, zu fliehen. Weißt du Mittel, sagte er zu Saller, so rette uns! Saller eilte, ohne erst zu antworten, hinunter, verschloß die Thüren, und verrammelte sie mit Balken und Stei-

nen. Hinter dem Hause weg stieß die Düran-
ce, über welche oben im Dorfe eine Brücke
führte. Salier ließ alle Hunde los; auch
stellte er einige Domestiken an die Mauer, und
gab ihnen den Auftrag, von Zeit zu Zeit eine
Flinte abzuschießen, und das Thor nicht zu
öffnen. Er bepackte sich mit Lebensmitteln,
baarem Gelde und allen Edelsteinen. Dann
führte er die zitternde Familie durch den Gar-
ten an die jetzt seichte Dürance, und sagte:
„hier ist unser Weg! Nur muthig!“ Er um-
faßte Julien, hob sie auf, und trug sie vor-
sichtig durch den Fluß. Eben so die Gräfin.
Dann führte er den alten Grafen hindurch,
und zuletzt den Marquis.

Jetzt (es war schon finster) holte er auch
das Gepäck, und vertheilte es unter die drei
Männer. Kaum war das geschehen, so hör-
ten sie schon hinter sich ein fürchterliches Ge-
schrei, eine Menge Flintenschüsse, und ein hef-
tiges Stoßen an die Thore des Schlosses. Da
sind die Mörder! rief Julie, und schlug die
Arme um Salier. „Fürchten Sie nichts!“ er-
wiederte er, und drückte Julien mit froher Be-
geisterung an sich.

Sie eilten in ein Gehölz. Hier zündete
Salier eine Blendlaterne an, öffnete ein gro-
ßes Paket, und gab Allen Bauerkleider, die
sie mit ihren eignen vertauschen mußten. Er
verbarg die besseren Kleider in einen hohlen
Baum, und gieng dann mit der Blendlaterne

weiter. Aber wohin führst du uns? fragte der Marquis. — „In Sicherheit!“ antwortete Salier kalt. Jener bestand darauf, nach Digne zu gehen, wo er Verwandte habe. Salier sagte: „da weiß ich keine Sicherheit; die haben Sie aber, wohin ich Sie führe.“ Der Marquis flüsterte Julien zu: es ist unbesonnen, uns der Rechtschaffenheit eines gemeinen Menschen anzuvertrauen! — „D,“ sagte Julie; für seine Rechtschaffenheit stehe ich mit meinem Leben!“

Man gieng traurig und schweigend weiter. An einem Kreuzwege blieb Salier stehen, hustete, und bekam von einer Stimme Antwort. Es war ein junger Bauer aus dem Dorfe, der ihm erzählte: die Blutsäufer sind da. Dein Vater ist gefangen. Sie wollen ihn ermorden, wenn du nicht zurückkommst und den Aufenthalt des Grafen entdeckst. Das Schloß ist geplündert. Sie haben ein Todesurtheil mitgebracht; die Municipalität in Marseille hat es unterschrieben. — „D, mein Vater!“ rief Salier im tiefsten Schmerze. — Siehst du, wie sie suchen? (Man sah jenseits des Flusses Fackeln im Felde.) Hierher wird niemand kommen; denn die Brücke war besetzt, und die Furt am Garten kennt man nicht. Aber eile! Was soll ich deinem Vater sagen? „Sag' ihm, . . . sag' ihm, . . . daß ich ihn retten werde, sobald die Gräfin Julie in Sicherheit ist! . . . Lassen Sie uns eilen!“

Der Marquis gieng mit dem Grafen hinten nach. Wir vertrauen unser Leben einem Menschen, der seinen Vater retten kann, wenn er uns verräth? — Marquis, er hat sein Leben schon einmal für Julien gewagt. Wem könnte ich mehr trauen, als eben ihm!

Salier trieb, zu eilen; denn die Fackeln im Felde näherten sich. Man sah schon ganz deutlich, daß sie über die Brücke kamen, und konnte schon die Stimmen unterscheiden, die einander zuriefen. Die Flichenden wurden immer ängstlicher. Aber, Salier, fragte der Marquis verdrießlich: worauf stützt sich unsere Sicherheit? — Er antwortete kalt: „auf mich!“

Das Geschrei im Felde kam näher. Salier blieb stehen, und sagte zu dem Marquis: wollen Sie nicht jene Fackeln ein wenig irre leiten? Sie gehen hier am Bache hinauf, bis Sie hinter den Fackeln sind. Dann rufen Sie, so laut sie können: hier! hier! Es lebe die Republik! So ziehen Sie die Fackeln über den Bach, und geben ihnen, auf dem Wege nach Digne zu, eine falsche Richtung. Wir bleiben noch eine Stunde an diesem Bache; da, wo er den einzigen Sturz hat, treffen wir die Voignoner Straße; und auf der geht es fort. Sie können uns nicht verfehlen. Ich muß das Gepäck tragen, und führen.“ Der Marquis zögerte. Und wenn sie mich verfolgten, und ertappten! In der That, du giebst

mir da eine gefährliche Rolle! — „Julien zu retten!“ erwiderte Salier kalt. Er warf die Pakete ab, sagte dem Grafen den Weg, und lief an dem Bache zurück. — Der Marquis trug das eine Paket, der Graf das andre; und Alle gingen weiter, jetzt ängstlicher als vorher, weil Salier nicht mehr bei ihnen war. Endlich hörten sie einige Pistolenschüsse; auch sahen sie, daß die Fackeln sich in einer ganz entgegengesetzten Richtung entfernten und alle auf Einem Punkte verschwanden. Salier hatte seine Absicht glücklich erreicht, und nach einer Stunde war er keuchend wieder bei seinen Gefährten. (Julie hatte nicht geschwind gehen wollen, damit der gute Salier sie desto eher einholen könnte.)

Jetzt kamen die Wanderer an ein Dorf, worin ein Freund des Marquis, der ehemalige Guts herr, wohnte. Salier bog von der Landstraße ab, sobald er die Laterne der Nationalgarben sah, die am Eingange wachten, um die Pässe abzufordern. Der Marquis drang darauf, er wolle durch einige Gärten in das Dorf zu seinem Freunde. „Und uns verrathen!“ sagte Salier trocken. — Verrathen? erwiderte der Marquis. Hast du allein ein Herz? — „Nein,“ antwortete Salier; „aber ich kenne die Umstände besser, als Sie.“ Der Marquis zankte, und nahm wirklich die ganze Familie des Grafen für seine Meinung ein. Es wurde beschlossen, durch

die Gärten in das Dorf zu gehen, um doch wenigstens ein Paar Pferde für die Damen zu bekommen. Salier gab endlich nach; doch bestand er darauf: der Marquis und er mußten voran; der Graf und seine Familie sollten langsam folgen. Auf den Fall, daß sie Lärmen hörten, sagte er ihnen, welchen Weg sie zu nehmen hätten.

Der Marquis und Salier näherten sich jetzt leise den Hecken. Ein Paar Stimmen riefen ihnen entgegen: *werda!* Der Marquis schwieg. Salier antwortete: „Patrolen, die den Weg verloren haben.“ — *Heran hier, die Pässe her!* erwiederte die Stimme. — *Schwind zurück!* flüsterte der Marquis zitternd. — „Nein! wir verrathen den Grafen!“ sagte Salier; aber der Marquis war schon auf der Flucht. *Garden!* rief die Stimme: *hier! Feinde des Vaterlandes! Auswanderer! Heran! zu den Waffen!* — Der Marquis floh zu dem Grafen. Salier gieng langsamer nach der entgegengesetzten Seite, und sprach ganz laut mit zwei Stimmen. Er wurde verfolgt, zog die Garden weit genug hinter sich her, und kehrte dann durch Umwege zu dem Grafen zurück.

Warum folgst du mir nicht? fragte der Marquis. — „Um die Gefahr nicht hierher zu ziehen. Man sucht uns jetzt auf dem Wege, den wir gekommen sind. Lassen Sie uns eilen! Bald sind wir in Sicherheit.“ Du gü-

ter, edler Mensch! sagte Julie, und drückte ihm die Hand, als sie den Zusammenhang erfuhr. Der Marquis gieng unzufrieden weiter.

Mit dem Anbruche des Morgens stießen sie, als sie aus dem Wege links an die Sorgue bogen, auf vier Nationalgarden, die an einem Gebüsch saßen, um die Landstraße zu beobachten. Halt! riefen diese. Bürger! woher? — Die Andern zitterten; Salier antwortete ruhig: „von Sisteron! Patrioten, von den Royalisten vertrieben. Wir gehen nach Avignon, um uns zu rächen. Hole der Teufel die Royalisten!“ — Zeigt eure Pässe! — „Pässe, Kamerad? Wir danken Gott, daß wir das Leben behalten haben. In Avignon soll man uns Pässe geben.“

Ein Garde faßte den Grafen: So müßt ihr nach Avignon! Ihr seht mir aber nicht aus, wie Landleute. Was habt Ihr da? Laßt sehen! — Salier riß dem Einen den Säbel aus der Scheide, und den Andern rannte er mit einem Stöße zu Boden. „Den Weg fort!“ rief er dem Grafen zu, als die beiden andern Garden die Säbel zogen. Julie und ihre Mutter flohen den bezeichneten Weg, und der Graf folgte ihnen nach. Ein Garde traf Saliern mit einer Pike auf den Kopf; dieser aber schlug um sich, wie ein Löwe. Der zweite Garde griff ihn, und die beiden übrigen den Marquis an. Als dieser zu dem Grafen

floh, wurde er verfolgt, und der Eine schoß mit einem Terzerole nach ihm. Der Graf verlor die Besinnung, hörte hinter sich rufen: stoß die alte Bestie nieder! und lief dennoch weiter. In diesem Augenblicke kam Salier schnell wie ein Pfeil daher, mit einem Garden hinter sich. „Lumpengesindel!“ rief er, und schlug den Einen, der den schwachen Grafen schon gefaßt hatte, nieder. „Lumpengesindel!“ rief er noch einmal, und traf den Andern so kräftig in die Schulter, daß er heulend davon lief. Der vierte blieb stehen, als er seine Kameraden so übel bewillkommen sah. „Den Berg hinauf!“ rief Salier dem Grafen zu, stürzte dem vierten entgegen, und verjagte ihn. Nach einer Viertelstunde kam er in Triumph mit dem Gepäck nach, das er vorher abgeworfen hatte. Nun gieng es rasch über die schöne Ebne von Lille. Der Marquis aber hatte sich in die Gebüsche verloren, und ließ sich nicht wieder sehen.

Mit dem ersten Blicke der Sonne standen sie vor einem Thale, das auf allen Seiten von einem Bergrücken eingefast war, und in dessen Grunde die Sorgue mit ihrem hellen, reinen Wasser floß. Salier rief: „Gott Lob! wir sind gerettet!“ Er führte die ermattete, unglückliche Familie einen engen und steinigen Weg in die Höhe. Der Pfad wurde immer rauher, die Gegend dürreter und öder; unregelmäßige Felsstücke hiengen über ihnen, und zwei

Et Klippen, mit ein wenig Moos bewachsen, machten die Gegend furchtbar erhaben. Saliers Ausruf: „wir sind gerettet!“ hatte der Familie neue Hoffnung gegeben, aber mit ihr auch das Gefühl ihrer erschöpften Kräfte. Sie setzten sich zwischen die Felsen. Salier packte Lebensmittel aus, blieb stehen, und wollte sie bedienen. Der Graf aber sagte gerührt: hierher setze dich! Du gehörst jetzt zu meiner Familie. — Julie sah ihren Retter sanft lächelnd an, und rückte näher an ihren Vater, damit er Platz bekäme. Salier erröthete, und setzte sich mit pochendem Herzen neben ihr nieder. Man mußte aus der Flasche trinken; Julie gab sie Saliern, als sie getrunken hatte. Er nahm nur ein Paar Tropfen, um den Vorrath zu sparen; sie bemerkte es, und es stiegen Thränen in ihre Augen. „Ich bitte dich,“ Salier, sagte sie, und reichte ihm die Flasche hin; „sey nicht besser, als wir! Trinke mehr!“

Nun standen sie wieder auf, um weiter zu gehen. Salier führte Julien; der Graf seine Gattin. Julie, in ihren Bauerkleidern, war dem Jünglinge nicht mehr die G r ä f i n; er sah sie dreister an als sonst, und in seiner Brust erhob sich jetzt der nie gefühlte Wunsch, sie einmal an seine Brust drücken, einmal ihre rothen Lippen küssen zu dürfen. Jetzt drang die Liebe durch tausend Pforten in sein eröffnetes Herz. Seine Pulse flogen; sein Arm,

in welchen Julie ihre Hand gelegt hatte, zitterte. Er vergaß ihr Schicksal, und hätte gern triumphirend ausrufen mögen: o, wie glücklich bin ich!

Nun stiegen sie zwischen steilen, hohen Klippen hinan, und standen endlich vor einer ungeheuren Höhle, welche die Natur in einem Felsen gebildet hat, und aus der die Sorgue ihr helles Wasser hervorgießt. „Die Quelle von Bauchuse!“ rief Julie; „nicht wahr?“ — Salier bejahete es. Sie giengen in die Grotte, und waren bald von einer fast nächtlichen Finsterniß umgeben. Salier zündete seine Laterne an, und führte die Familie weiter in eine kleinere Grotte. „Hier,“ sagte er, „ist Ihre Wohnung, bis ich einen Kahn habe, um uns weiter zu bringen.“ Alle besahen mit Schauern den dunkeln Aufenthalt, worin sie wohnen sollten, und dann auch die zweite Grotte, in deren Mitte die reiche Quelle der Sorgue sich so sanft erhebt.

Salier packte die Lebensmittel aus, und setzte sie in die Felslöcher der Grotte. Der Graf und seine Familie saßen in schweigendem Gram um die Quelle her, am Rande des Wasserbeckens; und Salier zeigte ihnen einen Winkel, wohin sie sich verbergen könnten, wenn ja irgend jemand kommen sollte: eine Vertiefung hinten im Felsen, in welche man ganz leicht hinab steigen konnte. Nun gieng er weg, um Anstalten zur Bequemlichkeit zu treffen. Schon

in einigen Stunden hatte er von den benachbarten Wiesen so viel Heu zusammen geholt, daß er weiche Lager davon bereiten konnte.

Alle hielten ihn, auszuruhen; doch vergebens: er gieng wieder, und brachte Töpfe, eine Schüssel, Teller und ein Paar Decken, die er in dem Dorfe Baucüse gekauft hatte. Nun holte er Wasser, weil die Quelle zum Trinken nicht taugte. Auf diese Weise sorgte er für alles Nothwendige, und war unerschöpflich in Erfindungen, die Bequemlichkeiten anzuschaffen, die in einer solchen Lage zu bekommen waren.

So wie er alles Nöthige beisammen hatte, zündete er Feuer an, und Julie half ihm. Als sie Beide sich an dem kleinen Herde beschäftigten, als dann Julie ihn die Suppe kosten ließ, und nach ihm selbst kostete — da war er so glücklich, daß er mit keinem Könige getauscht haben würde. Gegen Abend verließ er die Familie, versprach aber, in vier und zwanzig Stunden wieder da zu seyn. Die Geretteten priesen noch lange mit Rührung seinen Edelmut, und legten sich dann zum Schlafen nieder.

Der folgende Tag vergieng ihnen unter Trauern und Zagen. Sie bebten bei jedem Geräusch, und Julie sagte sehr oft: „O, wenn doch Salier erst wieder zurück wäre!“ Alle fühlten, daß sie ohne diesen Menschen von geringem Stande auf keine Rettung hoffen konnten.

ten; aber es verging eine Stunde nach der andern. Der Graf fragte mit Unruhe: wo mag er doch bleiben! Die Gräfin war ängstlicher; sie sagte: wenn er gefangen wäre! Und so wie sie die Folgen dieses Unglücks überdachte, warf sie sich trostlos, und mit einem Schrei, ihrem Manne in die Arme.

Auch Julie übersann die Folgen, und sah bald ein, daß sie und ihre Eltern, ohne Rettung verloren wären, wenn Salier nicht wieder käme. Sie verließ die Höhle, um zu sehen, ob sie ihn nicht entdecken könnte. Als sie um den Felsen hervor bog und auf eine Erhöhung treten wollte, stand Salier, wieder schwer bepackt, vor ihr. Ihre Freude war nun so groß, daß sie Alles vergaß, ihm entgegen eilte, die Arme um ihn schlang, und ihn mit dem Ausruf: „Gott Lob, Salier, daß du wieder da bist!“ an ihre Brust drückte. Er umfaßte sie heftig, und hielt sie, wie betäubt, lange in seinen zitternden Armen. Sie weinte, machte sich endlich mit Aengstlichkeit aus seinen Armen los, und gieng zu der Grotte. Er folgte ihr schweigend, beinahe taumelnd, und fühlte den schärfsten Schmerz, zugleich mit dem seligsten Entzücken: sein Vater war ermordet; und Julie hatte ihn an ihre Brust gedrückt! Gedankenlos trat er in die Höhle, blieb mit seiner schweren Last im Eingange stehen, und starrte, ohne zu sprechen, nur die

schöne Julie an, die in der Dämmerung vor ihm stand.

Erst, als der Graf ihn anredete, besann er sich wieder. Man aß und trank von dem, was er mitgebracht hatte, und Julie bot auch ihm an. Er schüttelte aber schweigend den Kopf, und sieng endlich an zu schluchzen. Als man die Ursache seiner Betrübniß zu wissen verlangte, sagte er zitternd: „mein Vater ist ermordet! Ich habe ihn sterben sehen, ach! und durfte ihn nicht retten! Ihr Leben war der Preis des seinigen!“ Er warf sich auf den Boden nieder, und war außer sich. — Sind wir denn sicher? fragte der Graf nach einer Pause. Salier schwieg eine Weile, und sagte dann mit Bitterkeit: „es kostet mir ja meinen Vater, daß Sie sicher sind!“

Diese Worte sprach er mit einem so seltsamen Accente, daß Julie ihr ganzes Herz davon erschüttert fühlte. Sie gieng auf ihn zu, und umfaßte ihn am Boden, um ihn aufzurichten. Als er ihre Arme an seiner Brust fühlte, richtete er sich auf, und streckte ihr die seinigen entgegen. Julie, welche die Größe des Opfers empfand, und des Opfers würdig war, sank zu ihm nieder, und drückte ihn an ihre schlagende Brust. Der Graf küßte ihn; die Gräfin drückte ihn an ihr Herz, und nannte ihn mit froher Dankbarkeit: „mein Sohn! mein guter Sohn!“ Betäubt von seinen heftigen Empfindungen, sank der edle Mensch zu

Boden. Julie rieb ihm die Stirn mit Wein, und er erwachte unter ihren Händen, unter ihren Thränen, aus seiner Ohnmacht.

Man tröstete sich, aß, und legte sich endlich zur Ruhe. Salier gieng, so sehr man ihn auch bat, es nicht zu thun, vor die Grotte, um Wache zu halten. Julie brachte ihm einen Armvoll Heu von ihrem Lager, und sagte: „laß mich doch etwas für dich thun, guter Salier; oder ich muß vor Beschämung sterben! Du sollst auf diesem Heu schlafen; du sollst! und an mich, an Julien, die du gerettet hast, denken.“ Salier faßte ihre Hände, benetzte sie mit Thränen, drückte das Heu an seine Brust, und sagte leise: „o, mein gequältes Herz wird auf diesem Lager Ruhe finden!“

Julie gieng weinend in die Grotte zurück. Als sie am folgenden Morgen erwachte, stand der Jüngling an ihrem Lager, betrachtete sie bei dem Lichte seiner Blendlaterne, und wendete sich sogleich ab, als sie die Augen öffnete. Jetzt fieng sie an zu merken, daß er sie liebte; aber in ihrer Brust war keine Spur von Zorn über ihn. Sie erröthete nur, und fühlte sogar einen gewissen Unmuth über sich selbst, daß sie seine Liebe nicht erwiderte: denn sein Edelmuth hatte ihn zu ihr erhoben, ihre Lage sie zu ihm heruntergebracht. Er flüsterte: „guten Morgen! . . . Sagen Sie Ihren Eltern, daß ich weggegangen bin, um Austals

ten zu ihrer Rettung zu treffen.“ Nun setzte er die Laterne nieder, und sagte leise: „leben Sie wohl bis zum Wiedersehen.“ Sie reichte ihm mit den Worten: aber bleib nicht zu lange! die Hand. Er kniete neben ihr nieder, drückte die Hand an seine Lippen, und gieng ohne daß die Eltern erwachten.

Julie warf sich unruhig auf ihrem Lager hin und her. Diese innige schweigende Leidenschaft, diese ehrerbietige Liebe, diese nichts verlangende Treue, dieses frohe Aufopfern und Hingeben mußte sie rühren. Sie verglich die Flucht des Marquis mit Saliers Treue, und vergoß Thränen des Unmuths über jenen, Thränen der Trauer über diesen. Was konnte sie dem Jünglinge, der so viel für sie gethan hatte, antworten, wenn er ihr seine Leidenschaft erklärte! Ich liebe dich nicht? Wie durfte sie das dem Menschen sagen, der sie so innig liebte, dem sie ihr Leben verdankte! Ach, und jeden Anblick mußte sie sein Geständniß erwarten. Sie brachte den Tag sehr unruhig in der Grotte zu: unruhiger über des Jünglings Leidenschaft, als über ihr Schicksal.

Am Abend kam Saller, mit sichtbarer Zufriedenheit in den Augen, zurück. „Noch wenige Stunden,“ rief er Julien entgegen; „dann sind Sie wieder, was Sie waren: die Gräfin d'Ormesson; und nicht mehr eine Bäuerin.“ Julie sah ihn scharf an, bemerkte aber nicht daß dieser Gedanke seine Freude verminderte.

Er gab die Nachricht mit gleicher Fröhlichkeit auch den Eltern, und brach nun sogleich mit ihnen auf.

Sie giengen am Ufer der Sorgue vorsichtig hinunter. Ungefähr nach einer Stunde kamen sie in ein sehr dichtes Gehölz. Hier öffnete Salier ihnen einen Weg durch Dornen und verwachsenes Gesträuch, bis sie das Ufer der Sorgue wieder erreichten, wo ein Kahn mit zwei Schiffern für sie bereit lag. Sie setzten sich schweigend ein, und wurden den Fluß hinunter, bis nahe an Noyon, gerudert. Hier stiegen sie bei einem Gebüsch aus, und giengen dann über la Crau, das bekannte öde Steinfeld, der Rhone zu, wo sie einen größeren Rachen fanden, der sie diesen Strom hinunter führen sollte. Bei Arles kamen sie glücklich an den Wachtschiffen vorüber, weil sie sich Alle niederlegten, so daß nur die beiden Schiffer in dem Kahne zu seyn schienen. Nun bogeu sie in den östlichen Arm der Rhone, und kamen durch angestrongtes Rudern endlich aus der Mündung. Man fuhr eine Stunde lang am Gestade gegen Osten hin; aber die Englische Schaluppe, die man hier zu finden gehofft hatte, war nicht da.

Der Morgen fieng an zu dämmern, und man hörte die Nationalgarden am Ufer einander zurufen. Die Schiffer wurden ängstlicher, und ankerten, daß sie umkehren oder anlegen wollten. Noch ließen sie sich durch Sa-

lers Bitten bewegen, weiter zu rudern; als sie aber den étang de Berre hinter sich hatten, und noch immer kein Schiff sahen, verloren sie allen Muth. Sieh, sagte der Eine zu Salter; nun kommen wir in den Busen von Marseille. Da liegt Alles voll Schiffe, und es ist nicht durchzukommen. Auch würde unser kleines Fahrzeug in der Brandung umschlagen. Laß uns umkehren! Da ist am Ufer bei der Mündung ein Gehölz . . .

„Ich kenne es,“ unterbrach ihn Salter; „es steckt voll Lumpengefindels. Der Morgen bricht an, und es wimmelt am Ufer von Garben. Das ist nichts.“ (Er nahm eine Pistole aus der Tasche.) „Zieht das Segel auf, und fahrt nach Süden. Nicht ein Wort mehr von Umkehren! Zwanzig Stunden von hier, kommen wir auf die Höhe von Toulon. Ich verspreche euch zwanzig Louisd'or,“ — Dreißig! sagte der Graf dazwischen — „wenn Ihr weiter fahrt; aber dem Ersten, der wieder von Umkehren spricht, jage ich eine Kugel durch den Kopf. Die Schiffer sahen, daß sie mit einem entschlossenen Menschen zu thun hatten, und spannten ohne längere Widerrede das Segel auf. Er selbst stellte sich an das Steuerender, und nahm eine südöstliche Richtung. Die See gieng hoch; die Schiffer arbeiteten aber aus allen Kräften, so daß sie nach einigen Stunden die Küste gänzlich aus dem Gesichte verloren hatten.

Salier machte durch Singen den Schiffern Muth; am meisten aber Julien, die hier, auf einem Rachen mitten im Meere, schon ein Raub des Todes zu seyn glaubte. Endlich sah man eine Englische Flagge. Salier schoß seine Pistole ab, und die Schiffer ruderten mit verdoppeltem Eifer. Das Schiff, eine Englische Fregatte, die vor Marseille kreuzte, nahm sie auf. So bald sie am Bord waren, fiel Salier vor Julien auf die Kniee, und sagte mit Schluchzen: „jetzt sind Sie gerettet! O, meine gnädige, gütige Herrschaft!“ Er wollte ihre Schürze küssen; Julie schlug sie aber eröthend zurück, und reichte ihm die Hand. Der Graf umarmte ihn weinend, und erzählte dem Capitain die näheren Umstände seiner Rettung. Auch dieser umarmte den edeln Jüngling, und die ganze Mannschaft, die seine Geschichte erfuhr, staunte ihn an. Der Capitain war in Verlegenheit, was er mit seinen Gästen thun sollte; aber der Zufall half ihm: man rief ein Hamburgisches Schiff an, das nach Triest bestimmt war.

Die Französische Familie wurde von diesem Schiffe aufgenommen, und kam schon nach einigen Tagen in Triest an. Hier überlegte man, was zu thun sey. Im Oestreichischen konnte man nicht bleiben; denn kaum erhielt die Gräfin Erlaubniß, sich drei Tage dort aufzuhalten, um sich von der Seekrankheit erholen zu können. Die Familie gieng endlich

in die Schweiz nach Bern, und bezog ein kleines Landhaus, in einer sehr schönen, aber sehr einsamen Gegend, einige Meilen von der Stadt.

Der Graf theilte zwar mit seinen ausgewanderten Landsleuten ihr unglückliches Schicksal, aber nicht ihre Hoffnungen. Er lebte daher von dem kleinen Schatze, den er gerettet hatte, sehr sparsam. Auch hier wurde Salier die Hülfse der unglücklichen Familie: er baute den Garten, der zu dem Landhause gehörte, mit ungemeiner Sorgfalt, schaffte ein Paar Kühe an, und benutzte jeden Vortheil für seine Herrschaft. Des Grafen Vermögen würde nicht lange gedauert haben, wenn Salier nicht gewesen wäre. Alle drei Drmessons fühlten, wie außerordentlich sie dem edlen Menschen verpflichtet waren: sie hatten Herzen das zu fühlen, und behandelten Salier nicht wie einen Domestiken; er aber begegnete ihnen mit einer noch weit tieferen Unterwürfigkeit als ehemals.

Julians Besorgniß, daß Salier ihr seine Liebe erklären würde, verlor sich gänzlich; denn er behandelte sie mit einer Ehrfurcht, die ihr selbst sehr lästig wurde. Aber dennoch sah sie oft die innigste Liebe aus dieser Ehrfurcht hervorblicken. Wenn sie es nicht zu bemerken schien, konnte Salier sie wohl stundenlang betrachten, und dabei hob sich seine Brust von Seufzern.

Noch immer war es sein theuerstes Vergnügen, jeden ihrer kleinen Wünsche zu erfüllen, ohne daß er auch nur das Mindeste dafür forderte. So viele Liebe, eine so unelgennüßige Anhänglichkeit mußte in ihrem Herzen zärtliche Freundschaft, herzliches Wohlwollen für Saller erregen. Sie hatte keine Neigung, seine Liebe durch Gegenliebe zu belohnen; aber sie that Alles, was sie konnte, ihn glücklich zu machen. Sie trug die einfachen Kleider des Mittelstandes, besorgte mit Saller die Wirtschaft, verrichtete mit ihm die leichtere Gartenarbeit, ließ sich von ihm in der Küche helfen, bat ihn, in den Nebenstunden ihr vorzulesen, und kam und gieng nie, ohne ihm die Hand zu reichen.

Saller schien mit diesen Beweisen von Güte sehr zufrieden. Er wird sich nicht immer damit begnügen, dachte Julie; er wird mehr verlangen. Sie irrte sich aber. Nur die dunkel glühenden Blicke, womit er sie oft betrachtete; nur die langen Seufzer, die seine Brust hoben; nur die finstere, trauervolle Schwermuth, wenn von Juliens Liebe zu dem Marquis, und von der Hoffnung, ihn einmal wiederzufinden (auch er war ausgewandert) gesprochen wurde; — diese trauervolle Schwermuth, mit welcher Saller dann das Zimmer verließ, und einen Kreis von dunklen Tannen aufsuchte, wo ihn Julie gewöhnlich noch Abends antraf, wie er nachdenkend und leise ein Lied oh-

ne Stim in einer kauerigen Melodie sang: nur das verrieth ihr seine Liebe; nie ein Wort, ein unbescheidener Blick, oder eine auffallende Bewegung.

Diese Bescheidenheit war selbst für Julien ein Räthsel; und — ein Mädchen kann Alles leichter ertragen, als die Ungewißheit, ob sie geliebt sey, oder nicht. Julie näherte sich dem treuen Salier um einen großen Schritt. Sie folgte ihm, wenn er allein in den Garten gieng, hängte sich in seinen Arm, faßte seine Hand, setzte sich neben ihm unter den Tannen, und scherzte mit ihm auf die vertraulichste Weise. Wollte sie aufstehen, so legte sie ihren Arm auf seine Schulter, und erhob sich so. Salier brannte, zitterte, wendete sich hin und her, seufzte, und blickte traurig auf sie hin. Wenn sie dann fragte: was fehlt dir? so antwortete er: „ach, ich bin sehr glücklich!“ aber weiter auch keine Sylbe. Sie sprach, weil sie zuletzt halb böse wurde, von dem Marquis. Nun ergriff er mit einer Art von Wildheit ihre Hand, und sagte: „er wird kommen; dann sind Sie glücklich!“ — Und Salier? fragte sie einmal unbesonnen. „Salier,“ erwiderte er, und wendete die Augen gen Himmel; „Salier wird glücklich seyn, wenn Sie glücklich sind!“ Mit diesen Worten riß er sich von ihr los, und gieng in das Gebüsch.

Sie sah ihm mit einem kleinen Seufzer nach, und fühlte Neigung, ihm zu folgen, und

Ihm zu sagen, daß der Marquis sich schwerlich jemals finden würde. Es kostete ihr Ueberwindung, das nicht zu thun. Die arme Julie konnte jetzt zuweilen eben so ernsthaft, eben so traurig werden, wie Salier. Ihr Zustand verwirrte sie. Was schon längst eine reine Liebe zu Salier war, hielt sie noch immer für Mitleiden mit ihm. Sein Schweigen hatte ihm ihre Liebe erworben, und er war glücklich, ohne es zu wissen.

Selbst Julie wußte nicht, was in ihrem Herzen vorgieng. Das Schicksal mußte erst alle ihre andern Verbindungen zerreißen, ehe sie zu dem Gefühle kam, daß sie an Salier mit den unauflöslichsten Banden geknüpft war. Ihre Mutter hatte seit der Seereise gekränkelt, und starb. Julie liebte sie, und mußte also auch Salier lieben, der die Sterbende mit unglaublicher Geduld bewachte und pflegte. Nahe am Tode sagte die Gräfin: meine Julie! Dann reichte sie mit einem Blicke voll unaussprechlicher Dankbarkeit Salier die Hand, und sagte leise: „verlaß sie nicht, mein Sohn Salier!“

— Ihre Hand erkaltete in der seinigen. Julie warf sich an seine Brust, und rief Einmal über das andere: „Salier, verlaß mich nicht!“

— Er küßte Entzückt, und in heftiger Bewegung, die starre Hand der Gräfin, legte dann die eine Hand auf seine Brust, und streckte die andre gen Himmel, als wollte er feierlich schwören.

Nun stand er ruhiger auf, und sagte ernst: „ich verlasse Sie nicht; und . . . vielleicht finden wir den Marquis noch!“ Julie fühlte, was er geschworen hatte: sie nicht zu verlassen, auch wenn sie den Marquis wieder fände, und seine Liebe ihrem Glück aufzuopfern. Ihr Gesicht glühte; ihr Auge funkelte. Sie reichte ihm mit Hefigkeit die Hand, kniete dann, wie er, an dem Leichname der Mutter nieder, legte die Hand auf ihre Brust, und schwor leise: ich will den edlen Mann belohnen! — Sie fühlte sich nach diesem Vorsatz erheitert; es hatte sich mehr Vertrauen zu einander in Beider Herzen gegossen. Sie waren in ihrem Betragen ernster, aber unbefangen, wie Bruder und Schwester.

Der Graf überlebte den Verlust seiner Gattin nur einen Monat. Julie war jetzt mit Salier allein, und es schien, als ob auf einmal ein ganz anderer Geist sie belebte. Sie trug jetzt so einfache Kleidung, daß sie sich kaum von einer Bäuerin unterschied. Vorher hatte sie mit der Haushaltung nur gespielt; jetzt war sie ernstlich damit beschäftigt, und auf Saliers Einwendungen dagegen, antwortete sie nur mit einem sanften Lächeln. Sie theilte mit Salier alle Arbeiten; und hatte sie alles gethan, so war sie mit unbegrenztem Vertrauen in seiner Gesellschaft.

Diese Ruhe hatte erst kurze Zeit gedauert, da wurde ihnen ihr kleines Landhaus aufge-

kündigt. Sie suchten ein andres, fanden keins, und mußten nun die Schweiz verlassen, da ihnen allenthalben Schwierigkeiten wegen ihres Aufenthaltes gemacht wurden. Nun reis'ten sie nach Deutschland, und, auf Juliens ausdrückliches Verlangen, zu Fuß; doch trug Saller ihre Wäsche und ihre Kleidung. Sie wurden nirgends geduldet, hörten endlich, daß Braunschweig den unglücklichen Entflohenen eine Freistätte gab, und richteten ihren Weg dahin.

Saller kaufte einen kleinen Wagen mit einem Pferde, und so fuhr er immer weiter nach Nieder-Sachsen. Er sprach jetzt schon ziemlich gut Deutsch, da er, um weniger abhängig zu seyn und weniger betrogen zu werden, seit anderthalb Jahren vielen Fleiß auf das Erlernen der Sprache verwendet hatte. Auch Julie konnte sich schon so ziemlich darin ausdrücken, und machte auf der Reise noch weitere Fortschritte.

Sie kamen endlich nach Wolfenbüttel, doch mit dem Entschlusse, nicht in der Stadt zu bleiben, sondern wieder auf dem Lande zu leben. Saller machte sogleich Bekanntschaft mit Landleuten, Wirthen, Oekonomen, und gieng oft aus, um zu erfahren, ob er nicht irgendwo ein Bauergut kaufen könnte, was er am meisten wünschte. Bis dahin bewohnten beide und er ein Stübchen mit einer Kammer in einem Bürgerhause. Als es einmal wieder von

einem seiner Gänge nach Hause zurückkehrte, sah er den Marquis Grisval daher kommen, und wurde todtenbleich. Im ersten Schrecken zog er sein Schnupftuch hervor, um sein Gesicht zu verbergen; bald aber faßte er sich wieder. Nein, dachte er; es komme, wie es komme! . . . „Herr Marquis!“ rief er mit zitternder Stimme. Der Marquis sah ihn an. „Kennen Sie Ihren Begleiter Salier nicht mehr?“ — „Gott im Himmel! Wo ist deine Herrschaft? Leben Sie noch? lebt Julie noch?“ — Mit einem tiefen Seufzer antwortete Salier: „Julie lebt; die Eltern sind todt. Kommen Sie mit mir!“

Er verbarg seine Verwirrung, seine Angst, durch schnelles Gehen, und öffnete die Thür zu Juliens kleinem Zimmer. Der Marquis stürzte vor Freude aufschreiend hinan, und warf sich vor Julien nieder. Sie wurde bleich, und hielt sich an einem Stuhle. Doch auf einmal unterbrach sie Grisvals strömende Versicherungen seiner Liebe mit einer Frage nach seinem Schicksale. Er erzählte es ihr in wenigen Worten, und sagte dann: kommen Sie, geliebte Julie! Meine Mutter ist hier. Bei der sollen Sie wohnen, bis Sie gänzlich zu uns gehören!

Salier stand bleich und zitternd auf der Schwelle. Julie wurde immer verwirrter, und schien nachzudenken. Auf Einmal trat sie mit dem Anstande einer Fürstin, mit funkelnden

Augen, auf den Marquis zu, und sagte in einem festen Tone: unsere Schicksale, lieber Grisal, sind so seltsam gewesen, daß man uns nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen kann, ohne uns Unrecht zu thun. Ich habe mein Vaterland, mein Vermögen, meinen Rang verloren, und kann nie die Ihrige werden. Mein Herz, mein Leben, Alles, Alles, was ich bin, gehört diesem edeln Manne. (Sie faßte Saliers Hand, und zog ihn in das Zimmer.) Ich wäre schändlich undankbar, wenn ich nicht seine unaussprechliche Liebe und Treue, so gut ich kann, belohnte. Salier liebt mich, Herr Marquis; und ich liebe ihn von ganzem Herzen. Das hört er jetzt zum ersten Male von mir. Ja, Salier;“ (sie warf den einen Arm um seinen Hals) „schon lange liebe ich dich, und ich würde die letzte Hoffnung meines Glückes verlieren, wenn ich einem andern Manne meine Hand geben sollte. Ich bin dein, deine Geliebte, deine Gattin!“ Sie schlang nun beide Arme um ihn, drückte ihn an ihre Brust, und küßte zum ersten Male seine Lippen. Salier wurde noch bleicher; seine Augen füllten sich mit Thränen, und seine Brust hob sich gewaltsam. Er schwankte und wollte reden, vermochte es aber nicht vor heftigem Schluchzen, sank vor Julien nieder, und umfaßte ihre Kniee. Endlich machte er seinem Entzücken durch den Ausruf: „o Julie!“ Luft. Er sprang auf, sah Julien und den Marquis mit starren Blic-

ken an, legte die Hand an die Stirn, setzte sich matt in einen Stuhl, und streckte der Geliebten die Arme entgegen, als ob er sie um Hülfe bäte. Julien wurde bange bei diesem gewaltsamen Zustande. Sie trat zu ihm, rief: „Salier! besinne dich! Ich bin dein, deine Julie!“ und drückte seine zitternden Hände an ihre Brust. Den Marquis hatten Beide in dieser leidenschaftlichen Scene gänzlich vergessen.

Endlich löste sich Saliers Entzücken in einen Strom von Thränen auf, und er rief: „Ist es kein Traum? Julie, lieben Sie mich wirklich?“ Sie sank in seine Arme, und er umschlang sie innig. Der Marquis sah in diesen Ausbrüchen der so lange verhehlten Liebe sein Schicksal. Er that das Beste, was er thun konnte, wünschte den Liebenden Glück, fand, daß Julie recht thue, umarmte Salier, nannte ihn den beneidenswerthesten Mann, und verlor sich aus dem Zimmer, ohne daß die Liebenden es merkten.

Julie lag nun mit dem himmlischen Gefühle der beglückenden Liebe in Saliers Armen. Er würde jetzt durch seine schweigende Freude, durch seine dankbare Ehrfurcht ihr Herz gewonnen haben, wenn es nicht schon sein gewesen wäre. Um nicht unter der Last seines ungehofften Glückes zu erliegen, gieng er endlich aus dem Zimmer. Er schlief nicht, er wachte nicht, und schien zu träumen. Seine Mi-

gen standen immer voll Thränen; sein Körper war so matt, daß ihn ein Kind hätte umwerfen können, obgleich ein neues Leben in seiner Seele flammt.

Julie glaubte, Gallers leidenschaftlichen, gewaltsamen Zustand bald endigen zu müssen, wenn nicht seine Gesundheit erschüttert werden sollte. Sie ließ einen ausgewanderten Geistlichen rufen, und bat sie feierlich mit ihrem Geliebten zu vereinigen. Er kam, ohne daß dieser es wußte. Als Julie so froh ihr Ja! sagte, zitterte Galler heftig, und wechselte die Farbe. Den ganzen Tag hindurch lag er fast immer zu Juliens Füßen, bezeugte ihr eine anbetende Ehrfurcht, und machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er es gewagt habe, ihre Hand zu nehmen.

Als sie am folgenden Morgen in seinen Armen erwachte, begrüßte er sie mit Thränen der Freude. Nur langsam gewöhnte er sich an sein Glück; und noch jetzt bringt ihn ein Kuß von Julien immer in einen fröhlichen Taumel.

Er fand bald, was er suchte, ein erledigtes Bauergut in B***, und kaufte es. Hier lebt er mit seiner Julie, ein heiliges Beispiel der Treue, des Edelmuthes, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe und des häuslichen Glückes. Julie ist Mutter eines Sohnes geworden, und liebt ihren Galler nun mit unbegrenzter In-

nigkeit. Der Vater zeigte mir das Kind mit zitternden Händen und leuchtenden Augen. Er sagte mit brechender Stimme: „Julius Sohn!“ Auch die Mutter zeigte es mir nachher, und sagte: „der Sohn des edelsten Mannes.“ Ich habe herrliche Stunden in dem Anblicke dieser heiligen Liebe gelebt. Als ich die beiden edlen Menschen verließ, bat ich den Himmel, sie vor allen Unfällen zu bewahren. Für mein eignes Glück hätte ich nicht herzlicher beten können!

XIV.

Die Stärke des Vorurtheils.

Der Graf Kollenhagen hob seine geliebte Schwester, die Frau von Dürbeck, aus dem Wagen. Sie war seit zwei Jahren Wittve, und ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen, als einen zweijährigen Sohn und einen mißlichen Prozeß, der ihr erst den Ueberrest ihres Vermögens kostete, und dann völlig gegen sie entschieden wurde. So nahm sie denn gern die Freistätte, die ihr Bruder ihr anbot. Hinter ihr stieg ein jugendliches, schönes Mädchen aus dem Wagen: ihre Kammerjungfer, oder ihre Gesellschafterin; denn sie war beides, je nachdem ihre Gebieterin Laune hatte. Der Graf machte dem lieblichen, sehr gut gezeigten Mädchen eine tiefe Verbeugung; und in diesem Augenblick rief seine Schwester: Barthosen, besorge Sie, daß alles ausgepackt

wird! — Die Kleine trat wieder in den Schlag des Wagens, und die Frau von Dürbeck sagte, als sie ihres Bruders Arm nahm: meine Kammerjungfer.

„Ein sehr schönes Mädchen, liebe Schwester!“ erwiderte er, und sah sich noch einmal nach ihr um. — Und für ihre Jugend sehr geistvoll, setzte die Frau von Dürbeck hinzu. Sie ist auch mehr meine Gesellschafterin, als meine Jungfer. Während sie in die Thür giengen, packte Wilhelmine (so hieß das junge Mädchen) Schachteln und Cartons aus.

Der Graf, ein junger zwei und zwanzigjähriger Mann, schön, unabhängig und reich, gehörte zu den Besseren seines Standes; denn er hatte eine zwar stolze, von ihrem Adel eingenommene, sonst aber vortreffliche Mutter, und einen hellen Kopf zum Hofmeister gehabt. Er war nur kurze Zeit in der großen Welt gewesen, und hatte seinen Charakter bloß polirt, nicht verloren. Die Schwester war an einem großen Hofe, wo sie mehrere Jahre lebte, nicht böse geworden: denn es fehlte ihr nicht an natürlicher Herzensgüte; doch hatte sie die schöne Einfalt der Natur verloren, schätzte den Werth der Menschen nur nach Geburt, Rang oder Titel, und suchte das Glück nirgends als in den prächtigen Sälen der Großen. Es fehlte ihr nicht an Geist; aber sie schämte sich ihres Herzens.

Wilhelmine, ihre Jungfer, war die Toch-

ter eines edlen Mannes, den das Unglück, so lange er lebte, verfolgte, aber nicht niederdrücken konnte. Er hatte endlich gelernt, sein Glück auf den Besitz und die Liebe seiner Tochter zu beschränken. Den Ueberrest seiner ermattenden Kräfte gebrauchte er allein für sie: nicht, ihr aus dem Unglücke empor zu helfen, sondern sie stark gegen die Noth des Lebens zu machen. Wilhelmine hatte in schnellem Wechsel gute und auch sehr üble Tage gehabt. Der Vater lehrte sie des Glückes entbehren, damit sie das Unglück tragen könnte. Er leitete die empfindliche Reizbarkeit ihres Herzens auf die Tugend, in die Ewigkeit; und dieses Leben lehrte er sie nur als einen Gegenstand der Beobachtung ansehen. So war der Charakter seiner Tochter, bei einem weichen, sehr reizbaren Herzen, dennoch fest geworden. Sie hatte eine lebhaftere Phantasie, und konnte sogar schwärmen; es fehlte ihr aber dabei nie an ruhiger Ueberlegung. Man hätte sie für gefühllos und für empfindsam halten können, je nachdem man sie in verschiedenen Lagen sah.

Als sie ein Mädchen von sechzehn Jahren war, half Frau von Dürbeck ihrem Vater aus einem Abgrunde von Elend, worin er versinken wollte. Er wurde gerettet; doch seine Lebenskraft war verzehrt, und er starb nicht lange nachher in den Armen seiner Tochter. „Was dir auch bezeuget,“ sagte er mit sterbenden Lippen; „denke daran, liebe Wilhelmine, daß

dieser Augenblick auch für dich kommt, daß es dann einerlei ist, ob du glücklich oder unglücklich gelebt hast, und daß du in dieser Stunde nichts brauchst, als deine eigne Achtung. Mögen alle Menschen, mag jede Hoffnung dich verlassen, mein theures Kind: nur verlasse dich selbst nicht! Sey tugendhaft, sey stark, sey groß! Glück steht nicht in des Menschen Gewalt; wohl aber, des Glückes werth zu seyn. Das ist des Menschen Kleinod. Kaufe nie das veränderliche Glück um diesen unwandelbaren Schatz, von dem wir die Ewigkeit hindurch zehren müssen.“ Wenige Minute nachher, als er das gesagt hatte, starb er lächelnd. Diese Worte standen lebendig in Wilhelminens Seele, und waren der Grund ihrer ganzen Moral. Sie gieng zu der Frau von Dürbeck, und blieb, als der Mann derselben starb, aus Dankbarkeit bei ihr. Zwei Jahre war sie fast ohne alle Belohnung bei ihr gewesen, als sie nach Kollenhagen zu dem Grafen kam. Jetzt blühte sie in der vollen jugendlichen Schönheit, und war heiter wie der Frühling. Frau von Dürbeck hatte ihr die Erziehung ihres vierjährigen Sohnes übergeben, und das Kind liebte sie mehr als seine Mutter. Auch das setzte Wilhelminen über die gewöhnliche Behandlung der Kammerjungfern hinaus.

Der Graf hatte die Schönheit des Mädchens bemerkt; doch der Name: Jungfer, machte ihn unempfindlich dagegen. So oft

er Wilhelminen sah, bewunderte er ihre edle Gestalt, ihren leichten Gang; aber der Gedanke, „es ist die Kammerjungfer meiner Schwester,“ der Manchen angezogen haben würde, hielt ihn zurück, und Wilhelmine blieb, wenn er mit ihr bei der Frau von Dürbeck war, in einer kalten Entfernung von ihm.

Einmal überraschte der Graf seine Schwester und Wilhelminen. Diese verbeugte sich, und wollte gehen; Frau von Dürbeck sagte aber eifrig: nein, bleib hier, Wilhelmine! Mein Bruder soll entscheiden. Wilhelmine blieb stehen und schwieg; der Graf lehnte sich lächelnd in ein Fenster. Ich und Wilhelmine, hob die Frau von Dürbeck an, wir streiten über Freude und Schmerz. Sie behauptet, so wie sie tausend seltsame Dinge behauptet: das ganze Leben gebe weder das Eine, noch das Andre. — „Um Verzeihung Ew. Gnaden, ich sagte nur, das Leben gebe nichts, warum es sich der Mühe verlohne, zu klagen und sich zu freuen.“ — Das ist wohl so ziemlich einerlei, Wilhelmine. — „Ich freue mich, das ist gewiß; ich betrübe mich, auch das kann ich nicht läugnen: allein ich habe, glaube ich, nicht das Recht, mich zu freuen und zu betrüben.“ — Wie so? fragte der Graf, Frau von Dürbeck drang in sie, sich zu erklären. Wilhelmine sagte: „wäre irgend ein Schmerz gerecht, so müßte er ewig dauern; der Mensch aber vergißt auch den stärksten. Als Ihr Herr

Gemahl starb, waren Sie außer Sich vor Schmerz; ich eben so, als mein Vater starb. Beide sind und bleiben todt; wir weinen aber nicht mehr. Und ist es nicht mit dem Glück eben so? Ist es mit dem ganzen Leben anders? Lebt man länger als einen Augenblick? Was behalte ich von dem Moment, der vergangen ist? Kaum das Andenken. Freude und Schmerz vergehen mit dem Leben, mit der Stunde, mit der Minute. Wenn ich zwei Minuten lebte, die eine in Schmerz, die andre in Freude, so hätte ich gerade so lange gelebt, wie alle Menschen. Vergangener Schmerz und vergangene Freude sind nicht mehr Schmerz und Freude, eben weil sie vergangen sind. Ich fühle nur den Schmerz und die Freude des Augenblicks, der bei mir vorüber flieht; und wäre das Grab nicht, die Menschen würden es sich täglich wünschen. „Seltsam!“ fuhr sie mit brennenden Augen fort; „die Menschen nennen: Leben, was doch nichts ist als ein Tod, der alle Augenblicke wiederkommt. Was ist die Zeit anders als der Tod, der uns an das Grab hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unser Seyn, unsere Freude, unsern Schmerz; wir verlieren alles, zuletzt sogar die Quellen der Freude und des Schmerzes. Und so würde ja Der kein Thor seyn, der sich lächelnd an den Strom seines Lebens setzte, und ruhig wartete, bis er abgestossen wäre. Hat denn der

Mensch das Recht, sich über etwas Vergänglichliches zu freuen oder zu betrüben?“

Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck: was sagst du? Sieh, so spitz, so fein geht es immer, wenn wir zuweilen disputiren.

Wer hätte glauben sollen, sagte der Graf, daß unter dem heitern Gesichte so viele schwarze Ze Lebensfeindschaft steckte!

„Ich hasse das Leben nicht, Herr Graf; nur will ich dessen Sklavin nicht seyn.“

Sie hassen es, weil Sie ihm allen Werth nehmen.

„Allen? Mein Herr Graf, Das Leben hat seinen hohen Werth; denn es endigt einmal.“

Und so auf einmal dem Menschen allen Werth zu nehmen, weil er klagt und jauchzt. . .

Freude und Schmerz sollen doch den Werth des Menschen nicht ausmachen?“

Was denn?

„Sein Wille. Die Zeit, und der Tod herrschen über Alles, zerstören, zerstäuben Alles. Nur der Wille des Menschen ist über Zeit und Tod. Mag das Leben vorüber fliehen, wie eine zerrissene, dunkelhelle Wolke; mögen alle Pläne, alle Entwürfe, auch die besten, die reinsten, zerstört werden: ich habe etwas Besseres gewollt. Freude und Schmerz, Vorstellungen und Gedanken vergehen; nur

der Bitte kann mir bis zu dem Grabe bleiben.“

Der Graf warf einen staunenden, ehrerbietigen Blick auf das Mädchen. Frau von Dürbeck sagte kalt: von Ihrer Tugend, Garthofen, schweige Sie. Es ist nun überhaupt genug. Bruder, ich habe mit dir zu reden. — Wilhelmine gieng ruhig aus dem Zimmer.

Frau von Dürbeck bemerkte den ehrerbietigen Blick, den ihr Bruder auf Wilhelminen warf; und so war diese den Augenblick wieder ihre Jungfer. Der Graf hatte freilich von dem, was Wilhelmine sagte, nicht die Hälfte verstanden, weil er an den raschen, springenden Gang ihrer Ideen nicht gewöhnt war; dennoch aber genug, um einzusehen, daß Wilhelmine nicht zu den alltäglichen Mädchen gehörte. So gern er auch das Gespräch mit ihr noch fortgesetzt hätte, so scheute er sich doch vor seiner Schwester. Indes — Wilhelmine war ihm bedeutender geworden, und wurde das mit jedem Tage noch mehr, da er sie näher beobachtete, wozu ihm die Schwester selbst, so oft sie guter Laune war und Wilhelminen als ihre Gesellschafterin betrachtete, Gelegenheit gab.

Der Graf bekam eine große Achtung für Wilhelminen; sie aber blieb immer gleichfremd gegen ihn, und sprach mit ihm nie, außer wenn es Frau von Dürbeck befahl. Immer verließ sie den Garten, wenn er allein hincin kam,

oder das Zimmer, wenn die Frau von Dürbeck ihr nicht befahl, zu bleiben. Einige Male fand er indeß doch Gelegenheit, mit Wilhelminen allein zu seyn; dann aber war sie ruhig, einsylbig, und brach das Gespräch ab, sobald sie konnte. Sie bemerkte in der That die Reizung des Grafen nicht; und Achtung, glaubte sie, sey er ihr, wie jedem Menschen, schuldig.

Durch die Zeit und durch Gewöhnung wurden Beide bekannter. Wilhelmine wendete sich einige Male an den Grafen, als sie unglückliche Familien in Kopenhagen hatte kennen lernen, denen er helfen sollte. Er ergriff diese Gelegenheiten gern, um sich ihr vortheilhaft zu zeigen; und so entstand an beiden Seiten auf die natürlichste Weise eine gegenseitige Achtung, die täglich zunahm.

Wilhelmine hatte Talente, die der Graf noch nicht kannte; sie sang vortrefflich, und spielte das Klavier sehr gut. Er sprach einmal mit seiner Schwester über Musik; und sie waren verschiedner Meinung über den Werth einiger Stücke. Frau von Dürbeck klingelte Wilhelminen, und sagte: liebes Kind, spiele einmal diese beiden Arien, und singe dazu. Dann wollen wir sehen, Bruder, wer Recht hat.

Wilhelmine setzte sich. Beide lehnten sich auf ihren Stuhl, und der Graf war von ihrer lieblichen Stimme bezaubert: so hatte er

noch nie singen hören! Als sie geendigt hatte, faßte er zum ersten Male ihre Hand, und sagte: o, warum erfahre ich erst jetzt, Welch eine Künstlerin wir an Ihnen haben! — Nun, Bruder? sagte Frau von Dürbeck, etwas misguthig: was urtheilst du jetzt? — „In der That, liebe Schwester, ich erstaune über die Vollkommenheiten deiner Freundin.“ — Davon ist nicht die Rede, erwiderte sie kalt. Wir wollen unser Gespräch fortsetzen. — Wilhelmine verließ das Zimmer.

„Das wollen wir,“ sagte der Graf sehr eifrig. „Schon längst hätte ich es dir sagen müssen. Dieses Mädchen, diese Garthof — es ist grausam, es ist unmenschlich, daß ein solches Mädchen Kammerjungfer seyn muß.“ — Das habe ich schon lange gedacht, lieber Bruder; sie paßt dazu nicht. Es ist dir ja leicht, etwas für sie zu thun, daß sie in eine bessere Lage kommt. Ich will ihr aussagen; sie kann auf Michaelis abziehen.

„Abziehen?“ sagte er langsam. „Aber ja,“ fuhr er schnell fort; „das mag sie, sobald sich eine bessere Lage für sie findet. Ich bitte dich, Schwester, du behandelst sie zuweilen . . . so kalt, so . . . ich möchte fast sagen verachtend.“

Ihr Herren findet das immer, wenn ein Gesichtchen hübsch ist. Willst du aber, so nehme ich eine andere Jungfer, und die Garthof wird Gouvernante bei meinem Karl, den sie

obnedies schon erzieht. Sie spricht sehr gut Französisch. — „Französisch? Recht gern, recht gern!“

Frau von Dürbeck, die ihres Bruders entstehende Neigung zu ihrer Kammerjungfer bemerkte, hatte freilich große Lust, sie abzuschaffen; aber — Wilhelmine war ihr nothwendig: sie besaß eine große Geschicklichkeit, den Puz ihrer Gebieterin sehr geschmackvoll anzuordnen; überdies hatte der kleine Karl sich gänzlich an sie gewöhnt, und gewann durch ihre Erziehung augenscheinlich. Es war ihr indeß doch sehr unangenehm, daß ihr Bruder dem Mädchen so auffallende Beweise von Achtung gab; und sie schlug ihm daher vor, es zu entlassen. Da aber der Graf gegen ihre Erwartung einwilligte, so hielt sie die Gefahr nicht für dringend. Sie nahm sich nun eine andre Kammerjungfer, und Wilhelmine wurde Gouvernante, hieß jetzt Ramsell, aß mit dem Grafen und seiner Schwester am Tisch, und hätte in allen Gesellschaften mit seyn können, wenn ihr nicht der Kreis grüner Bäume im Garten lieber gewesen wäre, da sich mit dem, wie sie ganz ernstlich behauptete, mehr Kluges reden ließ, als mit den meisten Menschen.

Der Graf hatte jetzt öfter Gelegenheit, Wilhelminen zu sehen; aber auch nur das. Frau von Dürbeck ließ ihn nicht aus den Augen; und wenn er kaum ein interessantes Gespräch mit Wilhelminen angefangen hatte, so

unterbrach sie es mit einer Schäkerei, die oft aus den Wolken gegriffen war, und weiter nichts sollte, als unterbrechen. Er sah es daher sehr gern, daß seine lästige Schwester eine nöthwendige Reise machte, über die wohl ein Monat hingehen konnte.

Jetzt hatte der Graf Wilhelminen allein in Kopenhagen. Er dachte nicht an Liebe, und hielt es für unmöglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heirathen könnte. Wilhelminens seltsamer, überspannter Ton war ihm interessant; das, glaubte er, wäre alles. Sie, an ihrem Theile, hatte kaum eine Ahnung von des Grafen Wohlwollen für sie. Es schien ihr sehr artig, daß er sich Mühe gab, ihr jetzt, da seine Schwester abwesend war, das Leben angenehm zu machen; und sie fand es nicht unschicklich, mit ihm allein spazieren zu gehen, wie sie sonst in Gesellschaft seiner Schwester mit ihm gegangen war. Auch spielte und sang sie ihm vor, ohne irgend eine Absicht dabei zu haben. Wohlwollen und Achtung fühlte sie für ihn; die mußte sie aber für einen so edlen Mann wohl fühlen.

Die Neigung des Grafen nahm so langsam zu, daß sie hätte darauf schwören können, er habe sich im ersten Augenblick ihres Hiersehens nicht anders gegen sie betragen, als jetzt. So lebten Beide einen Monat zusammen, und die erste Hälfte desselben fast nie ohne einander. Das gegenseitige Vertrauen wurde grü-

Ger. Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnsucht nach seiner Gesellschaft, und gab sich arglos jedem Gespräche hin, selbst den Betheuerungen seiner Hochachtung, seiner Freundschaft. Die geheime Liebe war schon lange da, und es fehlte nur noch an einer Ersütterung ihrer Herzen, um das zu bemerken, was sie bis jetzt noch nicht ahneten. Der Graf wünschte wohl zuweilen, daß Wilhelmine von seinem Stande sehn möchte; „aber, das ist sie nun einmal nicht!“ dachte er mit Achselzucken. Sie wünschte gar nichts; denn sie fühlte sich glücklich.

Endlich kam Frau von Dürbeck zurück. Kaum war sie vier und zwanzig Stunden im Hause, so wußte sie, daß ihr Bruder Wilhelminen liebte, und sagte es ihm scherzend. Dann setzte sie ernsthaft hinzu: sie ist alles, was du willst, lieber Bruder, — schön, klug, artig, geistreich; ich hoffe aber, du wirst nie vergessen, daß sie doch Eins nicht ist, was eine förmliche Verbindung des Grafen Kollenhagen mit ihr unmöglich macht. — „hm!“ erwiderte er finster; „ich habe dir noch nicht einmal zugegeben, daß ich sie liebe. Sie ist ein sehr edles Geschöpf, und ich achte sie; aber daß etwas Anderes unmöglich ist, sehe ich so gut, wie du.“ Er fand mit Bestürzung, daß seine Schwester wohl Recht haben könnte, und zog sich von Wilhelminen etwas zurück, doch nur, um sogleich zu fühlen, daß es ihm un-

möglich war, sich zurückzuziehen. Wilhelmine blieb ruhig: sie sah eine Veränderung in ihrem bisherigen frohen Leben; das hatte sie aber erwartet, und sich darauf gefaßt gemacht.

Der Graf drängte sich wieder näher an Wilhelminen, so oft und so bedeutend auch Frau von Dürbeck von dem Einen sprach, was Wilhelmine nicht sey. Wilhelmine, die ihre Liebe aus unbeforgter Unschuld stets mit der Freundschaft verwechselte, bot dem Grafen frohlich die Hand auf dem Wege, den sie nun mit raschen Schritten vorwärts giengen. Wessen konnte sie sich bewußt seyn? Fängt denn die Liebe, die selbst bei den besseren Menschen am Ende zur Hälfte sinnlich wird, — fängt sie nicht immer, auch bei unedleren, mit der reinen Empfindung der erhabensten Geister an? Ach! und machten nicht Noth und Vorurtheile sogar das Entstehen der reinsten Liebe oft zu einem Verbrechen; nähmen nicht Wollust und Verführung so oft die himmlische Gestalt der Liebe an: würde nicht selbst der sinnliche Genuß den Menschen heilig dünken?

Wilhelmine fühlte, daß sie den Grafen mehr als jeden andern Menschen, mehr als ihren Zögling, den jungen Dürbeck, liebte; aber an eine Heirath dachte sie nicht; und doch schienen Liebe und Heirath ihr Eins zu seyn. Sie kannte ihre Empfindung sehr wohl, glaubte aber, sie nicht mit dem Namen: Liebe, benennen zu müssen.

Der Graf war aus einem geheimen Instincte, den ihm sein Geburtsvorurtheil gab, mit den Benennungen Freundschaft, Vertrauen, sehr wohl zufrieden. Er täuschte erst sich selbst, um desto ruhiger auch Wilhelminen täuschen zu können. Ein Gedanke an Verführung kam nicht in seine Seele, weil er wirklich ein edler Mann war; aber — er spielte mit einer Leidenschaft, deren Gefahr er kannte und blieb unentschlossen, ob er sie bekämpfen, oder sich ihr hingeben sollte. In den meisten Fällen ergreift ja das Verbrechen den Menschen; selten der Mensch das Verbrechen: sein Fehler ist nur, daß er nicht früh genug zurücktritt, daß er sich einbildet, es gebe noch einen andern Weg, als schnelle Flucht, dem Verbrechen zu entronnen. Der Mensch schwankt zwischen Tugend und Vergehen: das macht ihn sicher; und so stürzt ihn die Leidenschaft gewöhnlich gegen seinen Willen in die Arme des Lasters.

Hätte der Graf seine Schwester nicht bei sich gehabt, so würde er in Wilhelminens Liebe seine tief eingewurzelten Vorurtheile vergessen haben; oder wären seine Vorurtheile stärker gewesen, so hätte er edel genug gedacht, sich auf einmal von Wilhelminen los zu reißen. Keins von Beiden geschah: er glaubte Herr über den Aberglauben seines Standes zu seyn, und dachte nicht an seine Schwester.

Dieser gab er (freilich nur mit halbem Herzen) das Versprechen, Wilhelminen nicht zu heirathen; und sich selbst versprach er, Wilhelminen nicht zu lieben, aber auch nur mit halbem Herzen: denn schon längst war seine Liebe eine unüberwindliche Leidenschaft geworden, deren Stärke er sich absichtlich verhehlte. Frau von Dürbeck, die seinem Versprechen trauete, ließ ihn jetzt ruhig mit Wilhelminen allein: sie erlaubte ihm etwas, um nicht Alles zu verlieren. — Denkt eine Frau wie diese an die Seufzer eines getäuschten Mädchens, dessen Herz am Ende bricht? Sie dachte nur: ein Bürgermädchen kann unmöglich auf den Gedanken kommen, daß ein Graf Kollenhagen es heirathen werde.

Jetzt wurde des Grafen Betragen gegen Wilhelminen ungleich, ängstlich. Er seufzte, betrachtete sie mit unruhigen Blicken, und schlug, wenn sie bei ihm saß, den zitternden Arm um ihren Leib; dann ließ er sie plötzlich fahren, drückte ihr die Hand, und sagte schnell etwas sehr Gleichgültiges. Seine Unruhe, seine Blicke, seine Seufzer öffneten Wilhelminen die Augen: sie bemerkte seine Leidenschaft, und in demselben Augenblicke auch die ihrige.

Jetzt that sie tiefe Blicke in ihr Herz, sah die ganze Stärke ihrer Liebe, und verglich diese mit ihren — nicht kleinen — Hoffnungen. Den Ahnenstolz kannte sie im Allgemeinen, aber

nicht die Gewalt, die er über das Herz ausübt. Sie hielt ihn für ein kindisches Vorurtheil, das Frau von Dürbeck wohl vertheidigen könne, über das aber der Graf nur lächeln müsse. Bei ihrem Bewußtseyn, daß ihr Herz des feinigsten Werth war, glaubte sie, auch seine Hand zu verdienen. Sie liebte ihn, nicht seinen Rang, seinen Reichthum, und fühlte, daß sie ihm ihre Hand mit Freuden geben würde, wenn er auch nichts wäre und nichts hätte. Wie Tausende ihres Standes in ähnlichen Fällen, glaubte auch sie, der Graf müsse die Nichtigkeit des Geburtsranges so deutlich einsehen, wie sie selbst. „Und ist denn,“ dachte sie, „seine Liebe zu mir nicht ein Beweis, daß er sie einseht?“

Die einzige Vorsicht, die sie gebrauchte, bestand darin, daß sie unthätig blieb und den Grafen beobachtete. Sie war fest entschlossen, sobald sie bemerkte, daß auch bei dem Grafen das Vorurtheil wirksam wäre, Kopenhagen zu verlassen, es möchte ihrem Herzen auch noch so viel kosten. „Ich schwöre dir, mein theurer Vater!“ sagte sie mit ausgebreiteten Armen: „was auch meine Schicksale seyn mögen, nie werde ich mich selbst verlassen! Nein, das Glück, o, das hohe Glück der Liebe, steht nicht in meiner Gewalt; wohl aber, dieses Glückes werth zu seyn.“

Entschlossenheit ist immer die Mutter der

Ruhe. Von diesem Augenblick an wurde Wilhelminens Betragen gegen den Grafen einfacher, ruhiger, folglich dem Anscheine nach kälter. Sie vermied, so viel als möglich, jeden Anlaß, der ihn überreden konnte, daß sie seine Liebe suche. Der Graf merkte die Veränderung an Wilhelminen; und bei diesem Hindernisse seiner Leidenschaft brach sie mächtiger als je hervor.

Frau von Dürbeck erklärte Wilhelminens ruhige Fassung für seine Koketterie. Um! Bruder, sagte sie lachend: sie hat dich nun genug durch gefälliges Entgegenkommen angezogen; das bringt aber nur bis auf einen gewissen Punkt. Geheuchelte Kälte führt dann den sehnsuchtsvollen Liebhaber immer weiter. Sie will dich heirathen: das ist alles. Da hast du mit Einem Worte das ganze Räthsel. Diese Aeußerung der Schwester gieng bei dem Bruder nicht verloren. Wilhelmine war ruhig; der Graf betrug sich kalt. Sie wurde noch ruhiger, und glaubte sogar, sich in ihm geirrt zu haben. Seine Leidenschaft stieg aber nun in schnellen ungeheuren Sprüngen; und Wilhelminens Ruhe verwandelte sich bald wieder allmählich in Leidenschaft. Das Vertrauen, die gegenseitige Achtung nahm zu, je näher sie einander kennen lernten; bis jetzt hatten sie indeß noch kein Wort von Liebe gesprochen, sondern sie nannten ihre Empfindungen: Freundschaft, Achtung, Vertrauen. Der Graf

band sich nicht mehr an das Versprechen, das er seiner Schwester gegeben hatte; Wilhelmine nicht mehr an ihren Entschluß, sich leidend zu verhalten. Er überlegte jetzt schon oft, wie er seine ahnenstolze Schwester beruhigen sollte; und ihre nassen Augen, der zärtliche Ton ihrer Stimme, sagten schon mehr, als ihre Lippen sagen durften. So gewann ihre Liebe jene Stärke, die zu ihrem Genuße nothwendig des gegenseitigen Geständnisses bedarf.

— In dieser Empfindung fand der Graf Wilhelminen an einem schönen Frühlingmorgen in der dunkelsten Laube des Gartens. Sie weinte darüber, daß sie dem geliebten Manne ihre Liebe nicht gestehen konnte. Ihre Thränen flossen nicht über den Schmerz des Schweigens, sondern dar über, daß ein solcher Schmerz möglich ist, daß der Mensch die schönste Blüthe des Himmels verbergen muß, wie eine Giftpflanze, daß er sie nur mit Thränen des schweigenden Kummers benetzen darf, und nicht mit Thränen der lauten Freude. Sie legte, als sie den Grafen sah, das Gesicht in ihr Tuch; und ihre Thränen flossen noch stärker, daß sie es thun mußte. Den Ahnenstolz des Grafen fürchtete sie nicht; sie weinte darüber, daß auch das Geschlecht eine Scheidewand der reinen Liebe ist.

Sie trauern, liebe Wilhelmine? sagte der Graf, und nahm die Hand mit dem Tuche von ihren Augen. Sein Stolz lag so tief in

seiner Seele, daß er das Daseyn desselben kaum ahnete, und am wenigsten, wenn er bei Wilhelminen war. In dieser berauscheden Nähe der Liebe, der Menschlichkeit, der schönsten Gefühle hielt er (denn er war ein guter Mensch) einen zärtlichen Blick, ein vertrauliches Wort der Geliebten für mehr, als die sämtlichen Verhältnisse seines Standes und der ganzen Erde. Weiß denn der Mensch, wenn schmelzende Liebe ihn erweicht hat, und wenn er die Würde der Menschheit fühlt — weiß er dann, daß es Augenblicke geben kann, wo das Herz unter einem Sterne von Flittern oder Steinen noch stolzer schlägt, als an einem andern Herzen voll Liebe? — Der Graf fragte Wilhelminen, als er Thränen von ihren Wangen rollen sah, mit Zärtlichkeit: warum weinen Sie, Wilhelmine? Sie blickte denkend auf, und sagte langsam: „daß der Mensch in dieses Grab gekerkert ist; daß Vertrauen und Freundschaft nicht über die Lippen, nicht aus dem Herzen dürfen; daß . . . daß ein Menschenleben so flüchtig dahin eilt, ehe man Zeit hat zu sagen: ich lebe, ich fühle, ich — ich liebe!“

Der Graf nahm mit Hestigkeit ihre Hand, und sagte: was hindert Sie, liebste Wilhelmine, das zu sagen? Jetzt erst merkte sie, wie viel sie gesagt hatte. Sie schwieg beschämt; denn sie war zu edel, als daß sie unwahr d e u t e n, und zu furchtsam, als daß sie a n t w o r t e n.

ten konnte. Und reden denn, fuhr der Graf fort, — reden Thaten und Empfindungen nicht mehr als Worte? Daß ich Sie liebe, Wilhelmine, mag die Welt wissen, wie Sie es längst gewußt haben. Daß ich von Ihnen geliebt bin, ist längst mein einziges Glück. Was habe ich anders von dem schalen, langweiligen Leben, als die Liebe, . . . als dich, dich allein, meine Geliebte!

Wilhelmine war doch mehr Mädchen, als sie geglaubt hatte. Es mißfiel ihr, daß er ihr jetzt seine Liebe erklärte, da sie diese Unterredung veranlaßt hatte. Sie sagte schnell, erröthend und in einer kalten Tone: „das meine ich nicht, lieber Graf!“ — Wie? fragte er erstaunt; das meinen Sie nicht? — Sie suchte aus ihrer Verwirrung zu kommen, und hob an: „ich wollte sagen, . . .“ Aber ihre Verwirrung nahm zu, und sie stand auf. Wilhelmine! sagte der Graf mit der bebenden Stimme eines vollen und zurückgestoßenen Herzens, mit einem rührend zärtlichen Vorwurf in den Augen; und Wilhelmine, die schon hatte weggehen wollen, warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Diese erste Umarmung der Liebe verhinderte Beide, sich bestimmter zu erklären; sie täuschten sich selbst. Erst nach einigen Tagen merkte der Graf, daß Wilhelmine seinen Rang gar nicht als ein Hinderniß ihrer Liebe betrachtet hatte; und — so schwach ist der Mensch! —

er glaubte, dadurch einen Triumph zu verlieren: den, seiner Geliebten mit seinem Range ein Opfer zu bringen. Darauf, daß Wilhelmine ihn nicht einmal eines Vorurtheils für fähig hielt, legte er keinen Werth. Indes die Denkart und die Anwesenheit der Frau von Dürbeck machte eine Erklärung über diesen Punkt nothwendig. Der Graf gab sie mit aller Feinheit; Wilhelmine achtete aber kaum auf das, was er sagte: sie liebte ihn, und war glücklich; was hätte sie noch zu wünschen! In manchen Augenblicken fiel ihr freilich das Wort *H e i r a t h* wohl ein; sie unterschied es aber gänzlich von ihrer Liebe, und wollte Alles der Zeit, den Umständen überlassen. Der Graf, der mehr dabei zu bedenken hatte, dachte desto öfter an die schönste Stunde seines Lebens, da Wilhelmine ihm gänzlich gehören würde.

Jetzt, da das Wort *L i e b e* aus Wilhelminens Herzen hervorgebrochen war; jetzt, da sie ihm ohne Zurückhaltung sagen konnte: ich liebe dich! — jetzt, entfaltete sich ihre schöne Seele erst ganz. Vorher hatten ihre Gespräche etwas Ungewisses. Ihre schönsten, heiligsten Empfindungen hingen an dem Worte: *L i e b e*; durfte sie das nicht aussprechen, so mußte sie auch den reichen Schatz ihres Herzens verschließen. Jetzt aber, da der Sonnenstrahl der Liebe den Kerker des schönen Schmutzdecklings geöffnet hatte, hob er sich auf den

Schwingen der neuen Gefühle empor. Der Graf schwamm entzückt mit der Geliebten in die herrlichen Gefilde der Jugend und der Ewigkeit hinüber. Was noch von alten Vorurtheilen in seiner Seele war, verbarg sich vor der belebenden Wärme der Liebe in die heimlichsten, kältesten Falten seines Herzens.

Frau von Dürbeck wagte es einmal, ein Paar spöttische Anmerkungen über seine Liebe zu Wilhelminen zu machen; er nahm sie aber so frostig, so ohne alle Vertheidigung auf, und sah dabei seine Schwester so durchbohrend an, daß sie von der Zeit an schwieg. Noch hatte er nichts von einer Heirath gesagt. Frau von Dürbeck fühlte, daß die geringste Beleidigung, die sie Wilhelminen anthäte, Veranlassung zu dem entscheidenden Schritte seyn könnte. Sie behandelte daher das Mädchen artig, doch kalt und steif; und berührte ihr Bruder die Saite einmal, so antwortete sie nur: ich habe dein Versprechen, Bruder!

Das Vertrauen der beiden Liebenden wurde unbegränzt. Der Graf konnte nicht eine Minute ohne Wilhelminen zubringen; sie hatte fast keine andern Geschäfte mehr, als die sie mit ihm gemeinschaftlich verrichten konnte. Am frühen Morgen kamen sie zusammen, und erst die Mitternacht trennte sie. Er fühlte sich bei Wilhelminen groß und edel; die Einwohner seiner Dörfer waren unter dem segnenden Hau-

che seiner Liebe glücklich, und beteten Wilhelminen als ihren Schutzgeist an.

Mit jedem Tage wurde des Grafen Wunsch, Wilhelminen ganz die Selige zu nennen, stärker. Er konnte nur die Art nicht finden, seiner Schwester zu erklären, daß ihre ehemalige Kammerjungfer ihre Schwägerin werden solle. An dieser Kleinigkeit hing sein Entschluß. Wilhelmine ahnete davon nichts; sie glaubte, er, der mit ihr unter den Sternen gieng, der ihr vor den tausend Augen des Himmels sagte: ich liebe dich; — er würde seinen Triumph darin finden, das auch der ganzen Welt zu erklären. Ihre Liebenswürdigkeit, und sein sehndendes Verlangen — eine versteckte, aber mit jedem Tage mehr erwachende Sinnlichkeit — bestärkten ihn immer mehr in dem Vorsatze, nicht länger zu zögern. Er entschloß sich fest, es seiner Schwester kurz und gut zu sagen; aber — jetzt mußte sie auf einen Monat verreisen. Sie nahm von ihm, und selbst von Wilhelminen, zärtlichen Abschied, und ließ sogar einige Worte fallen, die ihm die angenehme Hoffnung gaben, daß sie nicht ganz unbeweglich bleiben würde. Er wollte in diesem Augenblicke reden; sie legte ihm aber einen Finger auf den Mund, und sagte: wenn ich zurückkomme, lieber Bruder, dann, hoffe ich, sollst du mit mir zufrieden seyn. Ich weiß, du liebst mich so brüderlich, daß du ohne mein Wissen keinen Schritt thun

warft, der mich so nahe angeht! Mit diesen Worten sprach sie in den Wagen.

Nun waren die beiden Liebenden ganz allein. Die Einsamkeit, ihre Liebe, die Hoffnung bald gänzlich vereinigt zu werden, die schönen Sommerabende, und — die Sinnlichkeit verriethen sie. Wilhelmine wurde des Grafen Weib, ehe sie ihm vor dem Altare ihre Hand gegeben hatte. Der Graf schwor ihr, zu ihren Füßen knieend, ewige Treue; sie wunderte sich, daß er etwas schwor, woran sie nie gezweifelt hatte.

Selbst das geheimnißvolle Vergnügen, die halbe Reue, die Unruhe, die den verborgenen Genuß begleitete, gaben ihrer Liebe einen Reiz mehr. Ist auf der Erde etwas süßer, als den Kummer eines geliebten Herzens tragen zu helfen? und war der Tag ihrer ewigen Vereinigung nicht so nahe?

Was hatte der Graf nun seiner geliebten Gattin noch zu verschweigen? Er entdeckte ihr den Widerwillen seiner Schwester gegen ihre Verbindung mit ihm. Sie lächelte, und er fuhr fort: sich, meine Einzige, du hast mit ihr in einem so seltsamen Verhältnisse gestanden . . . —

„Ich bin ihre Kammerjungfer gewesen,“ sagte Wilhelmine; sie merkte nicht, daß er das Wort umgieng. — Ich liebe meine Schwester; und so wünschte ich, daß sie zufrieden mit unserer Verbindung wäre. — Dagegen

hatte Wilhelmine nichts; sie wünschte das selbst. Aus einigen Wendungen seines Gesprächs merkte sie aber, daß er Werth auf das Opfer legte, welches er ihr brachte. Sie glaubte, er müsse es gar nicht als ein Opfer ansehen, und wurde nachdenkend; doch die feurigen Versicherungen seiner ewigen Liebe verjagten sehr bald wieder die aufsteigenden Zweifel aus ihrer Seele. Sie fühlte, daß sie für einen Bruder eben die Schonung haben würde, und überdies war sie ja schon des Grafen Weib. Daher machte sie gar keine Einwendungen gegen das Benehmen, das er sich und ihr vorschrieb.

Als Frau von Dürbeck zurückkam, kündigte sie ihrem Bruder an, daß sein Oheim (ein sehr stolzer Graf von Kollenhagen) und einige andere Verwandten ihn in Kurzem besuchen würden; seiner Liebe zu Wilhelminen erwähnte sie mit keinem Worte. Der angekündigte Besuch mußte dem Grafen aus tausend Ursachen sehr unangenehm seyn. Allen den Verwandten, die zu ihm kommen wollten, besonders dem Oheim, war er Ehrerbietung schuldig. Er kannte den Stolz seiner Familie, aber auch Wilhelminens Empfindlichkeit bei der mindesten Zurücksetzung. So mußte er denn unangenehme Scenen befürchten; indeß war er fest entschlossen, Wilhelminen die Rechte zu verschaffen, die seiner künftigen Gemahlin gebührten.

Als die Besuche da waren, kam Wilhelmine Abens zu Tische. Sie hatte nicht mitessen wollen, da sie aus den Schilderungen des Grafen den Stolz seiner Verwandten schon kannte; er drang aber sehr darauf. So wie sie in den Saal trat, wendeten sich Aller Blicke auf sie. Der Graf faßte ihre Hand, führte sie zu seinem Oheim, und sagte: Demoiselle Garthof, mein gnädiger Oheim; ein sehr achtungswürdiges Frauenzimmer, das so gütig ist, den Sohn meiner Schwester zu erziehen. — Der alte Graf betrug sich artiger, als sein Neffe geglaubt hatte. Man behandelte Wilhelminen auf keine Weise beleidigend: allein man sprach über Gegenstände, von denen sie nichts wußte; und, wenn sie sich, was sie einige Male that, in das Gespräch mischte, so antwortete man ihr ganz kurz ab. Selbst dem Grafen ließ man nicht Zeit, in ein Gespräch mit ihr zu kommen, was er verschiedentlich versuchte, um ihre Talente zu zeigen. Nach Tische gieng Wilhelmine weg. Eine alte Dame sagte: Sie hatten einmal eine Kammerjungfer, liebe Dürbeck; war das nicht diese Mamsell? (Der Graf erröthete.) Für eine Kammerjungfer weiß sie sich doch wirklich ganz gut zu benehmen! — Sie hat Bescheidenheit, sagte der alte Graf; und es ist gut, wenn solche Leute nicht vergessen, unter was für Menschen sie sind. Der Graf glühete innerlich; aber was sollte er sagen! Seine Schwester

hatte ihn gebeten, sich gegen seine Verwandten von seinen Wünschen nichts merken zu lassen; und das war am rathsamsten, wenn er seine Geliebte nicht aussetzen wollte.

Frau von Dürbeck hielt Wilhelminen eine Lobrede, die man kalt anhörte, und auf die der Oheim erwiderte: nun ja, die Jungfer mag recht gut seyn. War nicht ihr Vater ein armer Teufel, dem Sie noch das liebe Brot gaben? — Der Graf konnte vor innerem Zorn nicht reden; aber er fühlte etwas Widriges bei der Benennung: Jungfer. Sein halbes Vermögen hätte er darum gegeben, wenn Wilhelmine nur nicht Kammerjungfer gewesen wäre! Das alte verjährte Vorurtheil brach wieder gewaltig in seinem Herzen hervor. Er suchte, als er sich allein befand, nach einem Mittel, seinen Stolz mit seiner Liebe zu vereinigen; und mit Erstaunen fand er, daß er von dem Vorurtheile seines Standes noch nicht frei war, so oft er auch in Wilhelminens Armen desselben gespottet hatte. Er schlich zu ihr hinüber, und war sehr zärtlich; indes fehlte seiner Zärtlichkeit doch das rasche, ungestüme Feuer, womit die arglose Unbesorgtheit sich äußert.

Wilhelmine stellte andre Betrachtungen an. Sie glaubte sich nicht von den Gästen des Grafen beleidigt: denn sie hatte wohl nichts anderes erwarten können; allein in dem Benehmen des Grafen selbst war etwas, das ihr

nicht gefiel. Nichts erregt den Argwohn leichter, und nichts ist kränkender, als Zurücksetzung von dem Geliebten; und diese glaubte sie erfahren zu haben. Sie beschloß, den Grafen zu beobachten, ohne ihren Verdacht gegen ihn zu äußern. Daher waren jetzt Beide zwar sehr zärtlich gegen einander, aber — gespannt und in Verlegenheit.

Beide hofften: der Graf, daß Wilhelmine morgen in einem besseren Verhältnisse mit seinen Verwandten seyn; und sie, daß es zu einer Scene kommen würde, in welcher ihr Geliebter sie nothwendig bestimmt in Schutz nehmen müßte. Sie irrten sich Beide; denn der ganze Besuch war ein vorher studierter Plan der Frau von Dürbeck, die Liebenden zu trennen. Man war auf die Vorstellungen dieser listigen Frau übereingekommen, Wilhelminen nicht zu beleidigen, sondern nur durch Nachlässigkeit einen Stachel an des Grafen Herz zu werfen. Frau von Dürbeck fühlte, daß ihr Bruder, sobald man Wilhelminen beleidigte, sie bestimmt in Schutz nehmen würde, und daß alsdann, bei seinem heftigen Charakter, Alles verloren wäre. Eben deswegen hatte sie Verwandte ausgesucht, die ihren feinen Plan begreifen und ausführen konnten. Sobald nun Wilhelmine am folgenden Morgen zum Frühstücke kam, (was sie auf die Bitte des Grafen that) hob das Spiel aufs neue an. Der Graf gab Wilhelminen viele Gelegenheiten, sich zu

heben; man achtete aber nicht darauf, und niemand schien das Mädchen zu bemerken. Das mußte sie zuletzt nothwendig unbeholfen und verlegen machen. Der Graf glühete, und nun redete Frau von Dürbeck Wilhelminen ein Paar mal an. Diese antwortete nicht mit dem Geiste, wie sonst. Der Graf bemerkte ein kleines Lächeln in dem Gesichte eines von seinen Verwandten, der den Ruf eines sehr gebildeten Mannes hatte; er verwünschte heimlich seine Gesellschaft, sich selbst und die Verlegenheit seiner Geliebten.

So gieng es einige Tage fort. Der Anstand wurde nie verletzt; allein die kalte, lächelnde, schonende Höflichkeit, unter deren erdrückender Last Wilhelmine sich bewegen mußte, nahm ihr alle Leichtigkeit, und machte ihr üble Laune, die dadurch noch übler wurde, daß sie eigentlich Niemanden anklagen konnte. Der Graf durfte nicht losbrechen, was er jetzt wohl tausendmal zu thun wünschte; denn er sah schon in den Gesichtern aller seiner Verwandten das Erstaunen, den Spott und das höhnische Lachen, wenn er sagen würde, daß Wilhelmine ihm mehr sey als die Gouvernante seines Neffen.

Dem Troste kann man Trost entgegen setzen, der Unvernunft Kälte und Stärke, dem Zorne Ruhe, dem Grimm ein siegendes Lächeln: aber was dem Lachen, dem Spott, und einem verachtenden Wiegen des Kopfes? —

Der Graf fang an, es gern zu sehen, daß seine Liebe zu Wilhelminen noch ein Geheimniß war. Er setzte nun in Gedanken seine Verbindung mit ihr wenigstens noch so lange hinaus, bis ein Zufall ihn berechtigte, sie zu erklären. Seine Liebe war nicht vermindert; aber in seiner Seele lag etwas Widriges, das ihn jetzt zärtlicher, jetzt kälter machte. Er glaubte nicht, daß Wilhelmine ihn so genau beobachtete, ja, nicht einmal, daß sie ihn so genau beobachten könne.

Ihr Vater, der in mancherlei Verhältnissen mit Menschen aus allen Ständen gelebt hatte, gab ihr, als sie den Wunsch äußerte, zu der Frau von Dürbeck zu ziehen, die Lehre, sich nie, in keiner Lage ihres Lebens, mit irgend einem von Adel auf Vertraulichkeit einzulassen. Es giebt jetzt, sagte er, Tausende von Adel, denen der Ahnenstolz verächtlich ist, die auch das Verdienst des Bürgerlichen ehren, weil sie selbst Verdienste haben, weil sie edle Menschen sind. Sie tragen nicht die Ketten eines eigenen Vorurtheils; aber die Vorwürfe, die Verachtung der Schlechteren von ihrem Stande legen ihnen Ketten an, die eben so schwer sind, als wenn es eigene wären. Du willst zu der Frau von Dürbeck, meine Tochter. Sey, was du dort seyn sollst, ganz: ihre Jungfer, die Erzieherin ihres Sohnes, ihre Vorleserin, ihre Sängerin, was du willst,

und was sie will; aber nie ihre Freundin! Dein Herz müßte der Raub dieser Freundschaft werden; denn sie würde dich einmal verstoßen.“

Bei der Frau von Dürbeck war es Wilhelminen nicht schwer geworden, den Rath ihres Vaters zu befolgen; jetzt aber fiel er ihr zum ersten Male auch bei dem Geliebten ein. Sie erinnerte sich, daß ihr Vater im Allgemeinen gesprochen hatte, fieng nun sogleich an, ihren Geliebten auf das schärfste zu beobachten, und fand zu ihrem Unglück, daß auch er von dem Vorurtheile nicht ganz frei war. Die bittere Empfindung, sich zurückgestoßen zu sehen, erregte ihren ganzen Stolz. Die Hand, welche der Graf ihr als eine Wohlthat bot, beleidigte sie. „Wie!“ fragte sie sich selbst; „wenn nun seine Liebe zu mir aufhörte? wenn er das Opfer, das er mir bringt, dann allzu groß fände?“ Sie erschrak vor den Folgerungen, die sich daraus so natürlich ziehen ließen, kam aber zu keinem Entschlusse, weil sie den Grafen unaussprechlich liebte. Er an seinem Theile gieng einen andern Weg. Es fiel ihm auch nicht einmal von fern ein, seine Verbindung mit Wilhelminen aufzugeben, da er in ihren Armen der glücklichste Mensch war; allein ihn drängte auch kein Wunsch, die Verbindung mit ihr gesetzlich zu machen: sie war ja schon ganz sein, und in gewissen Augenblicken sah er es recht gern, daß die überflüssige

Ceremonie noch fehlte. Leise stieg der Wunsch bei ihm auf, daß Wilhelmine so mit ihm fortleben möchte. Ist sie nicht glücklich? dachte er. Ist es denn mein Name, warum sie mich liebt? Nein, mein Herz! — Er bedachte nicht, daß eben darum sein Name nur ein kleiner Lohn für diese so uneigennützigte Liebe war.

Der Graf schwieg von der Trauung; und Wilhelmine, der jetzt sein Schweigen bedeuten wurde, fragte ihn einmal in einer Wendung des Gespräches mit aller Unbesorgtheit und Ruhe: wann er ihr seine Hand geben wolle. Er ließ sich durch den ruhigen Ton ihrer Frage täuschen, und antwortete sehr aufrichtig: jetzt gleich, liebe Wilhelmine, noch heute, diesen Augenblick. Nur, hoffe ich, wirst du nichts dagegen haben, wenn unsre Verbindung noch eine Zeitlang ein Geheimniß bleibt. — „Warum?“ fragte sie sehr kalt, und ohne Nachdruck. — Das Verhältniß meines Standes, meine Verwandten . . . — „Ich zweifle,“ sagte sie lächelnd, „daß sie jemals ihre Einwilligung geben werden: wenigstens die nicht, die ich kenne.“ — Er zuckte die Achseln. „Also,“ fuhr sie leicht fort, „heute, oder über ein Jahr: der Zeitpunkt ist einerlei. Oder hast du selbst Wünsche, daß unsere Verbindung noch geheim bleiben soll? Das wäre etwas Andres.“ Er küßte ihre Hand. Ja,

liebste Wilhelmine, wir wollen uns noch heute trauen lassen; ich bitte dich aber, meine Geliebte, noch eine Zeitlang zu verschweigen, daß du meine Gemahlin bist. Ich will alle Anstalten treffen.

Es floß ein nagendes Gift in Wilhelmens Seele. „Wozu denn die Eil?“ fragte sie mit einem Seufzer. „Laß uns das erst überlegen!“ Sie giengen aus einander: er sehr froh, daß sie die Sache so leicht nahm; sie mit dem drückenden Gefühle, daß der Graf sich ihrer schäme. Und wie kann er mich lieben, wenn er sich meiner schämt?“ dachte sie weiter; „wie soll ich ihn glücklich machen, wenn er mich so wenig achtet?“ So folgten hundert Fragen auf einander, und zuletzt sagte sie: „wie konnte ich je die Lehren meines Vaters so vergessen!“ Sie faßte nun den Entschluß, nie des Grafen Frau zu werden; und sie befestigte sich noch mehr darin, als er ihr in einigen Tagen nichts weiter sagte. Jetzt sammelte sie alle ihre Kräfte zu einem Gespräche, wodurch sie ihrer Sache gewiß werden wollte. Sie gab selbst zu, daß es nothwendig sey, ihre Verbindung geheim zu halten; ja, sie gieng noch weiter: sie suchte Gründe für diese Nothwendigkeit auf. Der Graf selbst würde diese elenden, armseligen Gründe nicht gefunden, oder sie wenigstens zu äußern nicht gewagt haben; er erklärte sie aber für triftig. Nun sah Wilhelmine mit beklemmen-

der Gewissheit, daß er, trotz seiner Liebe, sich ihrer schämte. Sie umarmte ihn mit einer ahnungsvollen Zärtlichkeit, und nahm von ihm Abschied, weil er mit seiner Schwester auf zwei Tage in die Nachbarschaft verreisen wollte.

Kaum war er fort, so schrieb sie ein Billet an ihn, packte ihre Sachen und eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes ein, die er ihr geschenkt hatte, ließ anspannen, fuhr in das nächste Städtchen, nahm da Postpferde, und reiste ohne Verzögerung weiter.

Der Graf erhielt bei seiner Rückkehr folgendes Billet: „Durch meine Abreise erspare ich Ihnen, lieber Graf, und mir die Reue, daß wir einander geliebt haben. Ich liebe nur Sie, nicht Ihren Rang. Auch Sie lieben mich, das glaube ich mit fröhlicher Ueberzeugung in dieser trostlosen Stunde. Eine Verbindung mit mir mußte Ihnen ein Opfer scheinen; und das konnte ich nicht zugeben. Was mich von Ihnen treibt, ist nicht Großmuth, wie Sie, nach Ihrer Art zu fühlen, leicht glauben möchten; vielmehr ist es reines Selbstgefühl meines Werthes. Auch hat mir die Abreise weit weniger gekostet, als mir das Dableiben kosten würde. Ich will lieber weinen, als zittern, lieber unglücklich seyn, als mir selbst verächtlich werden. Unsere Herzen täuschten sich mit einer Stärke von Tugend, die erst das Loos einer glücklichen Zukunft seyn wird. Ich konnte nichts thun, als den

süßen Irrthum unsrer Herzen verbessern. Sie werden mich nie vergessen, und ich — ich werde Sie ewig lieben. Obgleich ein Vorurtheil uns trennt, — ich bin gerecht genug zu glauben, daß Sie werth waren, von diesem Vorurtheile frei zu seyn.

Wilhelmine Garthof.“

Der Graf überlas das Billet wohl hundertmal, ohne es zu verstehen, da er Wilhelminens Ideengang nicht kannte. Er hielt in der That das für Großmuth, was nichts als der edelste Stolz des Mädchens war. Sie gewann dadurch in seinem Herzen aufs neue. Er setzte sich se-leich zu Pferde, ritt von einer Poststation zu der andern, verlor indeß sehr bald ihre Spur, und kam trostlos wieder nach Kopenhagen. Jetzt, da er Wilhelminen nicht mehr hatte, fühlte er die Größe seines Verlustes sehr tief, und wäre im Stande gewesen, vor den Augen des ganzen Adels knieend um ihre Hand zu bitten. Er zürnte mit sich selbst über seine Unentschlossenheit, über seinen Stolz, besonders als er nach und nach durch Ueberlegung fand, daß ohne Zweifel der Vorschlag zu einer heimlichen Verbindung ihm seine Geliebte geraubt hatte. Jetzt erklärte er seiner Schwester, für die Wilhelminens Verschwinden ein unbegreifliches Räthsel war, sehr deutlich und bestimmt, daß er diese heirathen würde, sobald er sie wiederfände. Eben das sagte er öffent-

lich, und schrieb er seinen Verwandten. Frau von Dürbeck, die Wilhelminens Wegreisen nun für weiter nichts ansah, als für einen Theaterstreich, um die Sehnsucht ihres Bruders zu vergrößern, hielt schon Alles für verloren. Sie sagte ihm mit bitterem Spotte: wenn das dein Ernst ist, Bruder, so sey ruhig! Die Prinzessin wird sich wiederfinden. Dieser Kunstgriff ist so abgenutzt, daß ich mich wundere, wie er dich täuschen kann.

Der Graf schrieb, ritt, fuhr, reiste, fragte; doch Wilhelminens Aufenthalt war nicht zu ertdecken. Er kehrte, als er sechs Monate unablässig und vergebens geforscht hatte, nach Kopenhagen zurück, und sagte seiner Schwester klagend: ich bin verloren! sie ist verschwunden!

Einige Monate nach Wilhelminens Verschwinden fieng die Frau von Dürbeck an zu glauben, daß sie doch wohl keine Rolle gespielt haben möchte. Vorher hatte sie gesagt: die listige Schlange! jetzt sagte sie: das einfältige Geschöpf! — Wehe dem Menschen, dem die Tugend weiter nichts ist als List oder Dummheit! Was muß einem solchen Menschen das Leben seyn! und was das Grab!

Der Graf überließ sich einer finstern Melancholie. Zwar heilte ihn die Zeit davon; doch Wilhelminens Verlust konnte ihm nichts auf der Welt ersetzen. Seine Verwandten machten mehrere Versuche, ihn zu verheirathen,

und ließen ihn die schönsten, die gebildetsten Mädchen sehen; er verglich aber jedes mit seiner Wilhelmine, und blieb ganz unempfindlich. Von Zeit zu Zeit machte er noch Reisen, um die Verlorne irgendwo wiederzufinden; doch immer vergebens. Endlich vergrub er seinen wehmüthigen, unauslöschlichen, obgleich nicht mehr drückenden Kummer mit sich in die Einsamkeit seiner Güter; und noch da umschwebte ihn der wohlthätige Genius Wilhelminens. Er theilte seine Zeit in Studieren und in väterliche, wohlthätige Sorgfalt für seine Unterthanen. Man gab endlich die Hoffnung auf, ihn verheirathet zu sehen. Nun wurde der junge Dürbeck für seinen Erben erklärt, und, den Ansprüchen auf den Reichthum seines Oheims gemäß, erzogen.

Wilhelmine reiste mit ihrem Kummer, aber auch mit dem beruhigenden Gefühle, recht gethan zu haben, immer weiter. Sie wollte nach H***, weil sie dort am leichtesten als Gouvernante, oder in einer andern Lage, unterzukommen hoffte. Auf der Post in einem kleinen Städtchen traf sie mit andern Reisenden zusammen: es waren ein ältlicher Mann von schönem Ansehen, und seine Frau, mit einem lieblichen Gesichte. Alle drei aßen in Gesellschaft, und es fand sich, daß sie sämmtlich nach H*** wollten. Die Fremden thaten Wilhelminen, da sie keinen eigenen Wagen

hatte, den Vorschlag, in dem ihrigen mit zu reisen; und sie nahm das mit Vergnügen an.

Unterweges erkundigte sich der Fremde bei ihr, wer sie sey. Sie antwortete im Gefühl ihres Schmerzes; eine unglückliche, von ihrem Manne verlassene Frau. Er sah sie forschend an, und fragte nur noch, wie sie hieße. Sie antwortete: „Frank.“ Er ließ sich nun mit ihr in ein Gespräch ein, und nach einer Stunde rief er unwillig aus: der Bösewicht! Wilhelmine erstaunte. Ich meine, sagte er, Ihren Mann! — „Er ist ein sehr edler Mann, mein Herr,“ sagte Wilhelmine sanft und bereuend; „nur das feinste Gefühl der Ehre hat uns getrennt.“ Der Fremde war so bescheiden, sich nicht näher nach ihren Schicksalen zu erkundigen; wohl aber fragte er nach ihren Absichten in Hamburg, die sie ihm auch ganz offenherzig sagte.

Wilhelmine hatte auf dieser Reise die Aufmerksamkeit, welche eine geistreiche Unterhaltung immer giebt. Der Fremde kannte eine unglaubliche Menge von Menschen, und zwar sehr genau. Darüber wunderte sie sich nicht mehr, als sie erfuhr, daß er Direktor des Schauspiels in H * * * war.

Er bat Wilhelminen, in H * * * bei ihm zu wohnen, hörte sie singen, spielen, lesen, alles gleich vortrefflich, und that ihr dennoch nicht den Vorschlag, auf das Theater zu gehen. Sie las zuweilen für eine fehlende Aktrice eine Rolle

te in den Leseproben, und mit allgemeinem Beifall. Endlich kam sie selbst auf den Gedanken, die Bühne zu betreten. Ihr Wirth stellte ihr vor, wie schwer die Last des Schauspielersstandes sey; sie glaubte ihm aber nicht, wußte alle seine Einwendungen zu widerlegen, und betrat das Theater. Ihre Schönheit, ihre Stimme, ihr guter Dialekt und ihr feines Gefühl machten sie sogleich zu dem Lieblinge des Publikums, und bald hatte sie allgemeine Achtung, da man erfuhr, daß sie eben so tugendhaft als schön war.

Schon nach drei Monaten machte die Frau des Direktors die Entdeckung, daß Wilhelmine Mutter werden würde. Diese erschrak zwar über die Nachricht; aber doch hob sich bald ein Gefühl des Entzückens in ihrer Seele. Jetzt wurde ihr das Andenken des Grafen wieder sehr theuer; jetzt wünschte sie zuweilen, ihn nicht verlassen zu haben, und es glühete eine heilige Flamme in ihrer süß beklemmten Brust.

Sie lebte hier in einer Art von Ueberfluß, und ersparte sich etwas Beträchtliches von ihrer Besoldung: Anfangs, auf den Rath des Direktors, für ihr Alter; jetzt für ihr Kind. Bisher hatte sie Liebhaberinnen gespielt; nun übernahm sie in einem Trauerspiele die Rolle der Mutter; und die Worte: „ich werde bald Mutter seyn,“ die sonst fast immer ein Lächeln im Parterre verursacht hatten, sagte sie mit ei-

ner solchen Erhabenheit, es drangen dabei so gewaltsam Thränen aus ihren Augen hervor, und ihr Gesicht war so entzückt, so heilig, daß ein Gefühl der edelsten Rührung das ganze Haus ergriff.

Wilhelmine wurde endlich die Mutter eines gesunden Mädchens, und ihr Entzücken darüber war ohne Grenzen. Sie erzog ihre Tochter mit der größten Sorgfalt, nahm jetzt gar keine Besuche mehr an, und gab auch weiter keine, als nur bei den Besseren ihrer Kunstgenossinnen. Ihr Zimmer schien ein Heiligtum, über dessen Schwelle das Gelächter, der fröhliche Leichtsinns ihres Standes niemals kommen durfte. Bei ihrer Tochter war Wilhelmine eine Priesterin der ernstesten Tugend, der Ewigkeit; nur auf der Bühne die fröhliche Priesterin Thallens und des Frohsinns. Gleich in den ersten Jahren ihres neuen Lebens machte sie die Erfahrung, daß die Alten wohl daran gethan hatten, kein Frauenzimmer auf das Theater zu bringen. Sie selbst wäre wieder davon abgegangen, wenn die Sorge für das Glück ihrer Tochter, und die Ruhmbegierde sie nicht gehalten hätten; indeß war sie fest entschlossen, ihre Tochter nie die Bühne betreten zu lassen. Sie scheuete den schlüpfrigen Boden des Theaters, ob sie gleich das Beispiel gab, daß die Tugend ihn betreten kann, ohne zu gleiten.

„Gott im Himmel!“ sagte sie oft; „wenn

ich weiter nichts wäre, als eine Schauspieler-
rin! O, wie danke ich dir, daß ich auch Mut-
ter bin!“ Ihre Tochter füllte den ganzen
Kreis ihres Denkens, ihres Handelns und ih-
res Glückes. Auf der Bühne, hinter den
Coulissen, in den Gesellschaften ihrer Gespielin-
nen, lernte sie, wie wenig der Mensch ist; aber
in den Gefühlen ihres reinen Herzens, in der
Einsamkeit, bei ihrer Tochter, wie viel der
Mensch seyn kann. Sie selbst war die Leh-
rerin ihrer Karoline, und wiederholte dabei
nur den Unterricht, den sie genossen hatte. Der
Mensch ist durch die Tugend für die Ewigkeit
da: das war der Grundsatz, auf den alle ihre
Lehren abzwirkten, und das behielt sie unab-
lässig im Auge. Alles, alles war zu verlie-
ren, zu vergessen, zu entbehren; nur nicht der
Wille für das Gute, die Sehnsucht nach der
Ewigkeit. Diese Erziehung, und keine an-
dre, kann den Charakter des Menschen stärken.
Festigkeit des Charakters, wenn sie in etwas
Anderem besteht als in dem Willen für das
Gute, ist Troß, Eigensinn, und nichts mehr.

Die kleine Karoline bekam, bei dem weich-
sten Herzen, schon in der Jugend unerschütter-
liche Festigkeit, oder vielmehr die Anlage da-
zu. Sobald sie sechs Jahre alt war, verließ
die Mutter mit ihr die Stadt, und bezog ein
kleines Gartenhaus in einer schönen Gegend.
Sie hatte das Glück, eine Wittve zu finden,
der sie, wenn sie in der Stadt seyn mußte,

ihre Tochter anvertrauen konnte, und die an ihrer eigenen Erziehung des Kindes nichts ver-
dorb. Auf dem Landhäuschen lebte Wilhel-
mine völlig einsam, da sie sich jeden Besuch
von ihren Bekannten verboten hatte. Man
nannte das Eigensinn; indeß gab man ihren
Wünschen nach, weil man sie liebte.

Hier, in der schönen Natur, erhielt Ka-
rolinens Herz die ersten Eindrücke; hier lern-
te sie von ihrer Mutter Musik, Lesen und die
weiblichen Arbeiten. Von einem Schauspieler
hatte sie nicht einmal einen Begriff, obgleich
ihre Mutter in H * * * die Zierde desselben war.
Man verbarg ihr absichtlich die Laster, die Ver-
brechen der Menschen, und füllte ihr Herz,
ihre Phantasie ganz mit der Tugend, ehe man
sie mit der Verderbtheit der Menschen bekannt
machte. Ein geschickter Schulmann unterrich-
tete sie täglich einige Stunden in der Natur-
kunde und in andern Wissenschaften, deren
Werth ihre Mutter durch Lesen kennen gelernt
hatte. Sie war zehn Jahre alt, als die Mut-
ter anfing, ihr nach und nach das Bild des
Menschen auch mit seinen häßlichen Zügen vor
die Augen zu bringen. Jetzt lernte sie Lebens-
Klugheit, freilich nur ganz theoretisch, aber sehr
richtig. Die Mutter verschwieg ihr nicht, wie
wenig sie von den Menschen zu erwarten habe,
und wie sehr sie ihr eignes Herz fürchten müs-
se. Jetzt streng sie an mit Karolinen zu le-
sen; und fast Alles war für diese neu, so daß

ihr jede Seite Veranlassung zu den unterrichtendsten Gesprächen über den Menschen gab.

Sie verschwieg Karolinen sogar nicht, daß sie schön sey, zeigte ihr aber auch, welche eine gefährliche Schlinge ihre Schönheit und die Schmeicheleien der Männer ihr werden könnten. Diesen Unterricht, der meistens so gänzlich versäumt, oder so äußerst nachlässig betrieben wird, belegte sie mit Beispielen, woran es ihr in ihrer Lage freilich nicht fehlen konnte. Es war in der That ihr Wunsch, ihre Tochter tugendhaft, und nicht die Tugend zu dem Nege einer guten Heirath zu machen. Sie setzte daher den Werth eines Mannes in ganz etwas Anderes, als in ein einträgliches Amt, oder in einen Titel. Zwar verschwieg sie ihrer Tochter nicht, wie viel Jugend und männliche Schönheit einem Mädchen wären; dabei sagte sie aber auch, das sey nur ein Glück, und gar kein Verdienst.

Einen vorzüglich wichtigen Punkt in Wilhelmens Erziehung machte ihr eigenes Schicksal aus. Vor nichts warnte sie ihre Tochter mehr und dringender, als vor der Freundschaft, vor der Vertraulichkeit mit Menschen aus höheren Ständen. Ueber dieses Kapitel sprach sie immer mit Thränen in den Augen, mit der ganzen angestrengten Kraft ihres Herzens; und hiermit drang sie auch am tiefsten in die Seele ihrer Tochter. Von nichts wurde Karoline stärker überzeugt, als davon, daß ein Adeli-

ger das Vorrecht, welches die Geburt ihm giebt, nie ganz vergessen könne, und wenn er auch noch so edel sey. „Es ist,“ sagte die Mutter, „in alle Fasern seiner Seele verwachsen; und er kann sich nicht davon befreien. O, mein Kind! was es dir auch kosten mag — reiß dein Herz freiwillig von jedem los, der über deinem Stand ist, ehe du dazu gezwungen wirst.“

Ueber diesen Punkt sprach die Mutter oft sehr gerührt, und er drückte sich unauslöschlich tief in Karolinen's Seele. Je älter diese wurde, desto bestimmteren Unterricht über den Menschen bekam sie; doch die Energie und die Keinheit, die Unschuld ihres Herzens blieben dieselben. Sie war, wozu nur eine solche Erziehung sie machen konnte, die Freundin ihrer Mutter; und Beide liebten einander mit unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Endlich wurde nach und nach bekannt, daß Madame Frank eine schöne Tochter hatte. Einige andre Schauspielerinnen besuchten sie aus Neugierde, erstaunten über das Mädchen, und erzählten nun allenthalben, Mademoiselle Frank sey noch weit schöner, als ihre Mutter ehemals in der vollsten Blüthe. Man hatte sich zwar in H * * * daran gewöhnt, an die Jugend einer Actrice zu glauben; das Wort Schauspielerin war indeß doch lockend genug, daß man Versuche machte, das schöne Mädchen wenigstens zu sehen. Die Gegend, wo

Karoline wohnte, wurde nun der Spaziergang vieler jungen Herren, und einige waren sogar unverschämt genug, sich bei ihr einzudrängen. Man forderte die Mutter auf, ihre schöne Tochter auf das Theater zu bringen. Sie selbst wollte es jetzt noch nicht verlassen, um ihrer Karoline ein kleines Vermögen zu sammeln; diese aber sollte die Bühne nie betreten. Um der lästigen Zudringlichkeit auszuweichen, schickte sie ihre Tochter und die Wittwe in eine Stadt, wo sie ehemals mit ihrem Vater gelebt, und eine sehr würdige Familie gekannt hatte, an die sie ihrer Tochter jetzt Empfehlungen mitgab. Sie erzählte Karolinen auch jetzt ihre Geschichte nicht, weil sie befürchtete, daß die Ruhe derselben leiden könnte, wenn sie das Geheimniß wüßte. Die Tochter glaubte also noch immer, wie jedermann in H***, daß ihr Vater, Namens Frank, ein Maler gewesen, und daß nach seinem Tode ihre Mutter, um sich zu ernähren Schauspielerin geworden sey.

Sie reiste nun mit ihrer Pflegemutter nach U***, fand die Familie noch (die freilich von einer Madame Frank nichts wissen wollte), bekam in dem Hause ein Paar Zimmer, und lebte sehr einzogen, sehr einfach. Mutter und Tochter schrieben unausgesetzt jeden Posttag an einander; und dieser Briefwechsel war für die Tochter, welche jetzt in ganz neuen Verhältnissen lebte, sehr nützlich: er übte sie im Schreiben, und zwang sie, über ihre kleinen

Begebenheiten strenger zu denken als ehemals.

Die Stadt lag in einer sehr romantischen Gegend. Ein Fluß mit sehr hohen, felsigen Ufern strömte an ihr wez in ein weites Thal, das mit seinen Dörfern, Weinbergen, Wäldchen und kleinen Erhöhungen den Augen ganz offen da lag. Auf diese Felsen gieng Karoline sehr oft mit ihrer Pflegemutter. Als sie eines Tages wieder dahin kam, fand sie auf der Stelle, wo sie zu sitzen pflegte, weil sie die Aussicht von da für die schönste hielt, einen jungen Menschen, der mit entzückten Augen die schöne Gegend zeichnete. So wie Karoline sich mit ihrer Pflegemutter näherte, blickte er auf, sah sie an, und nahm den Hut vor ihr ab. Doch in demselben Augenblicke warf er Hut und Papier von sich, rief: „o mein Gott!“ und stürzte mit einer furchtbaren Geschwindigkeit von den steilen Felsen hinunter. Karoline schrie auf, trat an den Abhang, und sah nun die Ursache dieses gefährlichen Laufes.

Ein Paar Kinder hatten oben am Abhange des Felsens gespielt; eins war hinunter gefallen, und rollte jetzt dem Flusse zu. Die Mutter der Kinder, welche auf dem Felde arbeitete, näherte sich mit lautem Geschrei, und Karoline sah dem hinabfallenden Jüngling, der dem Kinde vorzukommen suchte, mit Angst und Zittern nach. Er ergriff es in dem Augen-

Rt. Rom. IV. 26.

R



blicke der größten Gefahr, und warf sich wenige Schritte weit von dem Wasser, mit dem Kinde auf dem Arm, zu Boden, weil er sich selbst auf keine andre Weise retten konnte. Langsam kletterte er nun wieder aufwärts. Karoline rief ihm zu, wohin er sich halten mußte, und reichte ihm die Hand, ihm völlig herauf zu helfen. Als er oben war, drückte er das Kind an seine Brust, küßte es schweigend, und gab es dann der Mutter, mit einem Geschenke, das groß seyn mußte, da die Frau ihr Kind darüber zu vergessen schien, und nur mit vielen Danksgagungen für das Geld nach Hause gieng.

Karoline ließ sich von dem jungen Manne den Vorfall erzählen, und so kam man plaudernd wieder an die Stelle, wo er gefessen hatte. Hier half ihm Karoline seine Mappe, seinen Hut, seine Papiere sammeln. Bei der Zeichnung, an der er so eben gearbeitet hatte, sagte sie: „aber Sie sollten auch die heutige Begebenheit nicht vergessen!“ — Hier, erwiderte er, standen Sie mit der Mutter des Kindes; und sogleich warf er Beide mit einigen leichten Zügen auf das Papier. Darüber kam das Gespräch auf die Aussicht. Der junge Mann zeigte Karolinen die schönsten Punkte der Gegend, und sagte ihr: man könne sie nur ganz früh am Tage in ihrer vollen Pracht sehen, weil sie alsdann von der Sonne beleucht

tet sey. Das wollen wir morgen, sagte Karoline zu ihrer Pflegemutter, und gieng nun noch ein Stück mit dem jungen Manne weiter. An einem Querwege trennten sie sich, und Karoline bemerkte, daß der Unbekannte etwas sehr Edles in seinem Wesen habe.

Der etwa zwei und zwanzig-jährige Jüngling, welchen der Zufall hier mit der beinahe siebzehnjährigen Karoline zusammenführte, war der junge Dürbeck, den ihre Mutter in den ersten fünf Jahren seines Lebens erzogen hatte. Sein Oheim, der Graf Kollenhagen, empfand seit Wilhelminens Verschwinden den stärksten Widerwillen gegen die Denkart seiner Schwester, und wollte ihr die Bildung ihres Sohnes nicht anvertrauen, damit sie nicht wieder zerstören könnte, was von Wilhelminen so schön angefangen war. Als er die verlorne Geliebte suchte, lernte er einen vortrefflichen jungen Mann kennen, dessen Enthusiasmus für alles Gute ihm die schönsten Hoffnungen gab, und machte ihn zum Erzieher seines Neffen, den er gänzlich frei von den Vorurtheilen seines Standes erhalten wollte, die ihm seine unvergeßliche Wilhelmine geößtet hatten.

Es war ein Glück, daß der junge Mann mit einem heißen Herzen das ruhigste Nachdenken und sehr gründliche Kenntnisse verband; sonst hätte er einen thörichten Schwärmer aus seinem Zögling bilden müssen. Jetzt aber ge-

lang die Erziehung so gut, daß der junge Dürbeck ein edler Mensch wurde, ohne einmal recht zu wissen, was der Adel sey. Sein Lehrer reiste mit ihm, als er ein Jüngling geworden war, in Deutschland, und dann in der Schweiz umher, bis er endlich ein Mädchen fand, das er liebte, und ein Amt, das ihn nährte.

Der Jüngling blieb, nachdem er seine Verwandten besucht hatte, fürs Erste sich selbst überlassen, und machte eine Reise. So kam er in die Stadt, worin Karoline lebte, und ihre romantische Gegend zog ihn an, da er die Natur liebte, und vortrefflich zeichnete. Noch stärker wurde er aber jetzt von der schönen Karoline angezogen. Er fühlte eine heitere, jugendliche Empfindung, als er das Mädchen sah, und wußte selbst nicht zu begreifen, wie der Anblick eines schönen Gesichtes seinem Herzen so wohlthun konnte. Wahrscheinlich schlummerte noch ein Bild von Wilhelminen in seiner Seele, das durch die Ähnlichkeit der Tochter mit ihrer Mutter lebendig wurde. Holder, sagte er zu sich selbst, als er sie verließ, — holder kann doch kein Geschöpf auf der Erde seyn.

Am folgenden Morgen war er schon beim Aufgange der Sonne auf dem Felsen, und hoffte mit Sehnsucht auf das schöne Mädchen, das wirklich bald nach ihm kam. Sie besaßen mit einander die herrliche Gegend. Karo-

Une, deren Gefühl nicht, wie bei den meisten jungen Leuten, in Worten bestand, hing an ihr mit brennenden Blicken, und alles, was sie sagte, kam aus dem vollen Herzen. Ihr poetischer Ausdruck, den eine Erziehung in der Einsamkeit gewöhnlich bildet, freuerte den jungen Dürbeck. Er liebte ihn, und hatte noch nie Abhänglichkeit für einen Menschen empfunden, weil er von der Kälte ihres Ausdruckes auf ihre Herzen schloß. Hier stand er nun vor einem sehr schönen Mädchen, das gerade eben so feurig sprach, wie er selber dachte.

Er fühlte, daß es zu seinem Glücke nöthig wäre, den Umgang mit Karolinen fortzusetzen, und fragte daher nach ihren Familien-Verhältnissen. Sie heißen Mademoiselle? — „Frank.“ — Das ist Ihre Frau Mutter? — „Nein; nur meine Pflegemutter.“ — Also Ihre Eltern sind todt? — „Der Vater. Meine Mutter ist Schauspielerin in Hamburg.“

Bei dem Worte: Schauspielerin, sank Dürbeck's fröhlicher Muth, weil er Karolinen's Wärme für eine Rolle hielt. Schauspielerin? wiederholte er seufzend. Und Sie leben hier, so weit von H***? — „Nach dem Willen meiner Mutter.“ — Sie selbst haben wohl schon gespielt? — „Nie. Ich bin sogar nur dreimal im Schauspiele gewesen, und jedes Mal gab man: Nicht mehr als sechs Schußeln. Dies war das einzige Stück, welches

meine Mutter mir zu sehen erlaubte.“ — Und warum eben nur das? fragte er nachdenkend. — „Weil meine Mutter mir recht anschaulich machen wollte, daß Verhältnisse, worin der Bürgerliche mit dem Adel kommen kann, immer für den ersten drückend werden, daß der Adel immer stolz . . . Doch,“ — sagte sie auf einmal lachend: „ich plaudre hier, und weiß nicht, wer Sie sind.“ — Sie haben mich gestern bei meiner Beschäftigung getroffen. Ich bin ein Maler, und heiße Schüz. (So hieß sein Lehrer.) Dürbeck wollte das Mädchen nicht beschämen, das so eben eine Härte über den Adel gesagt hatte; und so gab er sich einen Namen, den er liebte, und den er oft annahm, weil derselbe ihm in jedem Verhältnisse weniger Zwang anthat.

Karoline fand es angenehm, die Bekanntschaft mit einem Maler gemacht zu haben, da auch ihr Vater einer gewesen war; und ihre Pflegemutter hatte den Auftrag, die Wünsche des Mädchens, sobald sie nicht offenbar gefährlich wären, zu erfüllen, und sie nur scharf im Auge zu behalten. Als Karoline endlich zurückgieng, begleitete Dürbeck sie bis vor ihre Wohnung. Er wünschte, ihr noch einige Schweizergegenden zu zeigen; und sie sagte: wir sind den ganzen Vormittag zu Hause.

Dürbeck war in zehn Minuten mit seinen Zeichnungen wieder bei ihr. Noch nie hatte

er so schnell eine Bekanntschaft machen könnten, wie hier; aber — er schrieb Karolinens Freimüthigkeit und Natürlichkeit dem Stande ihrer Mutter zu. In der That würde sie gegen jeden Andern, mit dem sie nicht auf eine so ungewöhnliche Weise bekannt geworden wäre, blöder und zurückhaltender gewesen seyn. Dürbeck fand Karolinen schön, geistreich, gebildet; er traute aber ihrem Charakter nicht; auch lag offenbar etwas Räthselhaftes darin, daß sie sich mit ihrer Pflegemutter in dieser Stadt aufhielt; iudeß, er sah diese Bekanntschaft als ein Abenteuer an, das ihm Vergnügen machte, und das er endigen könnte, sobald er wollte.

Zu seinem Erstaunen fand er in Karolinens Zimmer eine kleine Zahl der ausgesuchtesten Deutschen und Französischen Bücher, und nicht ein einziges von denen, die er zu finden erwartet hatte. Er blätterte die Musikalien durch; und es war nicht Ein Blatt darunter, das nicht die reinste Unschuld hätte spielen dürfen. Die Unschuld in ihrem Gesichte entsprach dem allen; und doch stand ihm das Wort Schauspielerin noch immer entgegen. Die Pflegemutter lächelte einige Male, als sie ihn so emsig in den Büchern und Noten blättern sah; und auch dieses Lächeln schien ihm bedeutend.

Er kam oft wieder, und fand Karolinen jedes Mal in sehr einfacher Kleidung, entwe-

der bei weiblicher Arbeit, oder bei einem nützlichen Buche.

Nach und nach erfuhr er, welche Erziehung Karoline bekommen hatte, las sogar einige Briefe der Mutter an sie, und empfand nun die allergrößte Achtung für Beide. — Tochter und Mutter korrespondirten über die neue Bekanntschaft: jene verbarz ihrer Mutter nicht, was sie für den jungen Künstler fühlte; und diese entdeckte ihr, daß ihre Empfindung Liebe werden könnte. Die Pflegemutter bekam Verhaltungsbefehle, und erkundigte sich nun näher nach des Künstlers Leben. Alles, was sie von ihm hörte, war zu seinem Lobe; und über seine Liebe zu Karolinen blieb bald kein Zweifel übrig, da sie sich mit jedem Tage sichtlicher zeigte. Das war indeß ein Geheimniß zwischen der Mutter und der Pflegemutter.

Dürbeck liebte Karolinen mit großer Leidenschaft; er verbarz ihr aber seine Empfindungen, und zitterte vor der Zukunft, weil er schon wußte, welche entschiedne Abneigung sie und ihre Mutter gegen jede Verbiadung mit Menschen über ihrem Stande hatten. Von seinem Oheim befürchtete er kein Hinderniß; denn eben von dem war er ja zu seiner Denkart ohne Vorurtheile erzogen worden. Seine Mutter, glaubte er zuversichtlich, würde sich ergeben, sobald sein Oheim wollte; und Karolinen's Abneigung gegen seinen Stand beruhete doch auf eben so falschen Gründen, wie der

Etolz des Adels selbst: davon hoffte er sie zu überzeugen, sobald er ihrer Liebe gewiß wäre.

Das konnte er nun freilich nicht so leicht werden; denn Karoline that keinen Schritt ohne den Rath ihrer Mutter. Hätte sie ihrer Empfindung folgen wollen, so würde sie schon längst dem Jüngling ihre Liebe gestanden haben; sie traute aber der Erfahrung ihrer Mutter mehr als ihrem eigenen Herzen. So liebten die Beiden jungen Leute einander schon längst, sagten es aber nicht.

Ein alter Bedienter, der den Grafen Kollehagen noch als ein Kind gekannt hatte und mit großer Treue an ihm hieng, war auf der Reise der Begleiter des jungen Dörbeck, und hatte nebenher den Auftrag, den jungen Herrn zu beobachten, und dem Oheim, wenn es nöthig wäre, Nachricht zu geben. Er schrieb jetzt an den Grafen: „der junge Herr ist sterblich verliebt in eine Schauspielerin, die sehr schön ist; und, wie ich aus manchen Aeußerungen von ihm schließen mag, hat er ernsthafte Absichten auf sie. Er ist fast den ganzen Tag bei ihr, zeichnet nicht mehr, liest nicht mehr, und that weiter nichts, als daß er ihr Portrait mahlt und Verse an sie macht.“

Der Graf erstarrte fast bei diesem Briefe. Eine Schauspielerin sollte seine Nichte werden! Nur einmal sah er mit Erschrecken daß sein Nefse sich auf ihn selbst berufen und sagen konn-

te: hat er mich doch in den Grundsätzen, die ich jetzt befolge, erziehen lassen! — Eine Schauspielerin! sagte er mißmuthig, und gieng im Zimmer auf und ab; wenn es noch ein Mädchen wäre, wie Wilhelmine! Aber eine Schauspielerin! Nein, das kann ich unmöglich zugeben. Der Geburtsstolz ist eine alberne Thorheit, die ich stärker hasse, als irgend jemand in der Welt, da sie mich um alle Freuden des Lebens gebracht hat; aber eine Schauspielerin: das ist zu viel gefordert!

Der Graf merkte nicht, daß sein Vorurtheil ihm jetzt nicht weniger einen Pöffen spielte, als vor achtzehn Jahren, und daß es noch sehr mächtig war, so gänzlich er es auch vernichtet zu haben glaubte. Er schrieb seinem Neffen, nach mancherlei Vorstellungen: „ich will deine Freiheit nicht beschränken; aber du darfst nie erwarten, daß ich dir meine Einwilligung zu einer Heirath mit einer Schauspielerin geben werde.“

Der Neffe antwortete: seine Geliebte sey keine Schauspielerin, und habe sogar in ihrem Leben erst drei Vorstellungen eines und desselben Stückes, Nicht mehr als sechs Schlüsseln, gesehen. Nur mit diesem vortrefflichen Mädchen, der Tochter eines Mahlers, Namens Frank, könne er glücklich zu werden hoffen. Er freue sich, daß sein gütiger Oheim ihn in seinem Glücke nicht beschränken wolle; denn sonst würde er sich entschlossen haben, für den

Besitz des Mädchens Alles in der Welt, nur die Tugend nicht, aufzuopfern.

Der Oheim ärgerte sich darüber, daß das Mädchen keine Schauspielerin war; aber — heirathen sollte der Nefte es dennoch nicht. Er suchte Gründe für die Verweigerung seiner Erlaubniß, und mußte sich gestehen, daß mit eben den Gründen, die er seinem Nefen anführen wollte, jeder seiner Verwandten vor achtzehn Jahren von ihm hätte fordern können, Wilhelm und sein Glück aufzugeben. Jetzt gestand er sich zum ersten Male halb und halb, daß auch er, wie tausend Andere, wie seine Schwester, noch an dem Geburtsstolze hange. Aber, dachte er zu seiner Beruhigung: wie hätte ich denn verlangen können, daß mein Nefte ohne dieses elende Vorurtheil erzogen werden sollte, wenn es auch mich noch beherrschte! Er schrieb seinem Nefen: „ich verachte das Vorurtheil unsrer Geburt so gut wie du; aber dennoch muß ich dir meine Erlaubniß, diesem Mädchen deine Hand zu geben, durchaus verweigern. Ich kenne die Unbesonnenheit der Jünglinge, die eine hübsche Larve für Tugend halten. Ein bürgerliches Mädchen, das einem jungen Edelmann seine Hand verspricht, ohne die Einwilligung seiner Verwandten zu fordern, denkt und fühlt nicht fein genug, um jemals meine Nichte werden zu können. Alle deine Versicherungen von ihrer Tugend gelten nichts gegen diesen auffallenden Be-

wais ihrer Hab- oder Rangsucht; und daher sage ich dir: sie wird nie deine Frau.“

Der Graf verlor die Fassung gänzlich, als sein Neffe ihm antwortete: „wir sind völlig Eins, mein theurer Oheim. Ich würde mir die Hand meiner Geliebten gar nicht wünschen, wenn es sich so verhielte, wie Sie glauben. Sie kennt mich nur unter dem Namen Schüz, als einen gänzlich unabhängigen Mahler. Bis jetzt hat sie mir ihre Hand noch nicht versprochen, und ich ahne nur, daß sie mich liebt. Kommen Sie selbst, mein theurer Oheim, und prüfen Sie das Mädchen. Können Sie dann nur Einen Zug an ihr finden, der nicht die höchste Vollkommenheit bezeichnet, so verspreche ich Ihnen feierlich, daß ich sie aufgeben will. Nur muß ich Sie bitten, Ihren Rang zu verbergen; denn dieses theure, feltne Mädchen hat einen Grundsatz, vor dem ich zittere: den, sich nie in ein näheres Verhältniß mit einem Menschen von höherem Stande einzulassen. Ich fürchte, daß sie meine Hand ausschlagen wird, wenn sie erfährt, wer ich bin. Uebrigens ist es mein fester Entschluß, für den Besitz des Mädchens Alles in der Welt aufzuopfern, und, wenn es seyn muß, mich nie wieder anders zu nennen, als Schüz.“

Nun war der Oheim aus allen seinen Aufmerksamkeiten vertrieben. Er ließ, ohne seiner Schwester etwas von dem Vorgefallenen zu sagen, Pferde bestellen, und reiste nach A***.

wie der junge Dürbeck erwartet hatte. Der Oheim und der Nefse geriethen in einen heftigen Wortwechsel, der sich von Seiten des Ersteren damit endigte, daß er ganz kalt sagte: „nun wohl! so enterbe ich dich!“ Der Nefse erwiderte eben so kalt: der Verlust Ihrer Liebe geht mir nahe; aber Ihr Vermögen gar nicht. Ich bitte, sehen Sie das Mädchen nur einmal; und Sie werden es nicht mehr seltsam finden, daß ich eine Krone für ihr Herz hingeben würde.

„Wie? Die Tochter eines Handwerkers, Frau von Dürbeck? Nimmermehr!“

Eines Künstlers! Mer, wenn sie auch die Tochter eines Handwerkers wäre — Sie selbst, lieber Oheim, lehren mich, nicht zu fragen: wer war dein Vater; sondern: wer bist du!

Der Graf blieb dabei, er enterbe den Nefsen. Nun, sagte dieser, ich werde dennoch nie vergessen, daß Sie mein Wohlthäter waren. Selbst jetzt verdaute ich es ja, Ihnen, daß ich mit stolzer Fröhlichkeit sagen kann; ich bin arm.

„Junger Mensch,“ sagte der Oheim zornig; „ich werde dich wohl noch zwingen können, deinen Namen zu ehren; ich werde Mittel finden, die listige Betriegerin zu bestrafen!“

Jetzt flammen die Augen des jungen Dürbeck von stolzem Feuer. Herr Graf, sagte er, die Bande zwischen uns sind zerrissen. Was

gen Sie es nicht, Ihre Drohungen zu erfüllen! Ich würde eine Unschuldige, auch wenn ich sie nicht liebte, gegen Sie in Schutz nehmen. Jetzt entsage ich freiwillig Ihrem Vermögen, und dem Namen, den sie als entehrt betrachten, wenn die Tugend ihn führt. Ich gehe auf der Stelle zu meiner Geliebten. Wenn meine Hoffnung kein Traum war, so ist sie in einer Stunde meine Gattin; und dann soll man wenigstens das Weib eines muthigen Mannes in ihr ehren.

Er nahm den Hut, und eilte zur Thür hinaus; sein Oheim folgte ihm. Mit funkelnden Augen stürzte er zu Karolinen in das Zimmer, und rief mit Leidenschaft: Karoline, ich liebe sie unaussprechlich, und habe den Muth, für Sie, für Ihr Glück Alles zu thun, selbst zu sterben. Sie kennen, hoffe ich, mein Herz. Ich kann Sie nicht überflüssig, doch nothdürftig, ernähren; aber eine unaussprechlich reiche Liebe und ein Leben ohne Sünde biete ich Ihnen an. Jetzt heiße ich Schutz; sonst hieß ich Freiherr von Dürbeck, und war der Erbe dieses Mannes, des Grafen von Rollenhagen. Ich weiß, Sie haben beschlossen, Ihre Hand nur einem Manne zu geben, der von Ihrem Stande ist. Das bin ich, das war ich schon längst; ich habe das Vorurtheil nie gekannt, das diesen Mann so hart, so ungerecht macht. Mein Pinsel soll uns ernähren. O, Heaste Ka

roline, stoßen Sie ein Herz nicht zurück, das Sie innig lieben und verehren wird!

Der Graf stand so erstaunt da, wie Karoline. Die schöne Unschuld in ihrem Gesichte, und die Ähnlichkeit mit Wilhelminen, die eine verborgene Saite seines Herzens so mächtig anschlug, machten ihn milder. Sie sagte mit sanftem Tone: „mein Herr, ich habe eine Mutter, ohne deren Willen ich gar nichts thun kann. Was ich fühle, darf ich Ihnen sagen. Ich liebe Sie; und wenn Ihr Stand uns trennen muß, so . . .“ Sie wendete sich ab, um die Thränen, welche aus ihren schönen Augen drangen, zu verbergen.

Trennen muß? rief Dürbeck. Welcher Stand? Karoline, soll denn der Stand mehr gelten als unser Herz? dieser Stand, der mich immer drückte? Nein, ich habe die Fesseln abgeworfen. Lassen Sie uns zu Ihrer Mutter gehen. Sie entscheide, ob wir unglücklich seyn sollen, weil ich einen Namen habe, den ich nie gebrauchte, und dessen ich, um glücklich zu seyn, nie bedurfte. Ich beschwöre Sie, sogleich mit mir zu Ihrer Mutter zu reisen, daß sie entscheiden kann, ob ich glücklich seyn soll, oder nicht.

„Und Sie sind unabhängig?“ fragte sie, mit einem Blick auf den Grafen. — Vollkommen, antwortete Dürbeck. Dieser Mann wird Ihnen die Bestätigung geben. Ich habe feier-

lich seinem Vermögen entsagt, und wiederhole noch einmal: selbst wenn der Ausspruch Ihrer Mutter mich zu einem freudenlosen Leben verdammt, selbst dann entsage ich meinem Namen und allen den Hoffnungen, die er mir geben könnte. Mein Oheim weiß, ob auf mein Wort zu bauen ist. Sie sehen, ich bin unabhängig, Karoline. Lassen Sie uns reisen!

Karoline besann sich einige Augenblicke; dann sagte sie: „wohl! ich reise noch heute zu meiner Mutter. Bis dahin aber leben Sie wohl.“

Der Graf hing mit finsternen Augen an Karolinen, und suchte die sanften Empfindungen in seiner Brust zu unterdrücken, vermochte es aber nicht, da der Anblick des Mädchens mit unbegreiflicher Gewalt auf ihn wirkte. Er stand unentschieden da. „Endlich erleichterte ein Seufzer seine Brust, und er fragte: „Also du bist fest entschlossen, Nette?“ — Entschlossen um jeden Preis! — „Und deine Mutter?“ — Ich werde ihr schreiben und sie um ihren Segen bitten. — „Karl, ich verlange nicht von dir, daß du deinen Vorsatz ändern sollst; ich kenne dich, und weiß, daß es vergeblich seyn würde. Aber darum bitte ich: sprich deine Mutter! Vielleicht . . . Sie reisen, Mademoiselle. Wohin?“ — Nach H * * * — So geht ihr Weg an Kopenhagen vorbei. Haben Sie den Muth, dort die Mutter des jungen Menschen zu sprechen? Sie sollen wie-

der abreisen, sobald Sie wollen; und ihre Entschlüsse bleiben dieselben.“

Karoline, der es freilich sehr unangenehm war, mit nach Kopenhagen zu gehen, willigte dennoch ein, um ihren Geliebten zu prüfen. Als sie nachher überlegte, fand sie freilich ihren Entschluß sehr sonderbar, und wollte sich zurückziehen; indeß, da der Graf nicht aufhörte zu bitten, so saß sie schon nach einigen Stunden mit ihm, dem jungen Dürbeck und ihrer Pflegemutter im Wagen.

Als sie in Kopenhagen ankamen, führte der Graf sie auf sein Zimmer, und die Frau von Dürbeck empfing die Fremden sehr artig. So eben wollte der Graf anfangen, und so eben ergriff der junge Dürbeck die Hand seiner Mutter; da machte die Pflegemutter Karolinen auf ein Portrait aufmerksam, das an der Wand hieng. Karoline wurde blaß, und sah den Grafen unruhig an. Was ist Ihnen, mein Kind? fragte die Frau von Dürbeck. „O Gott!“ rief Karoline ängstlich, und zeigte auf das Portrait: „das ist meine Mutter!“ Der Graf sagte, noch ängstlicher: wie? Ihre Mutter? Unmöglich, mein Kind! Aber wie kommen Sie darauf?

Karoline zog ein Miniaturportrait ihrer Mutter aus dem Busen hervor, hielt es dem Grafen hin, und sagte noch einmal: „sie ist es!“ Der Graf erkannte das Portrait auf den

ersten Blick, da er selbst es Wilhelminen ge-
schenkt hatte. Er wurde bleich, zitterte, tau-
melte in einen Stuhl, und sagte mit schwä-
cher Stimme: Ihre Mutter? Es ist nicht
möglich! — Jetzt sprang er wieder auf, faßte
Karolinens Hand mit wilder Hefigkeit, und
rief noch einmal: es ist nicht möglich! —
Die Pflegemutter bestätigte es. Wer war Ihr
Vater? fragte der Graf, und sah zitternd zum
Boden. — „Der Mahler Frank.“ — Also
war Ihre Mutter verheirathet? — „Mein Va-
ter starb, ehe ich geboren wurde.“ — Wann
sind Sie geboren? — Karoline sagte ihm das
Jahr und den Tag. Er legte einen Augen-
blick die Hand an die Stirn; dann stürzte er
mit dem lauten Freudengeschrei: meine Toch-
ter! meine geliebte Tochter! auf Karolinen zu,
drückte sie an seine Brust, und überströmte sie
mit Thränen.

Frau von Dürbeck wußte nicht, was sie
aus der seltsamen Scene machen sollte, daß
ihr Bruder eine angebliche Tochter in sein Haus
brachte, um sie da erst zu erkennen. Indes
sie selbst benahm ihm alle Zweifel. Daß die
Wamsell die Tochter deiner alten Geliebten wä-
re, sagte sie, hätte ich vorher beschwören wol-
len. Sie sieht ihr ja bis zum Erstaunen
ähnlich. Aber wozu diese Komödie? Du wirst
doch wohl keine Fremde nach Kollenhagen
bringen, um sie für deine Tochter zu erken-
nen? — Wo ist deine Mutter, mein Kind?

rief der Graf ganz außer sich. Gott im Himmel! wo ist meine Wilhelmine? Laßt anspannen!

Nur der Graf allein konnte sich das Räthsel erklären, und von ihm war nichts herauszubringen. Er küßte Karolinen, zerfloß in Thränen, und rief einmal über das andre nach dem Wagen. Schon in einer halben Stunde setzten sich die vier Angekommenen hinein, und fuhren ab. Frau von Dürbeck, die zurückblieb, sann vergebens nach, was sie aus dem Allen machen sollte.

Die Reise gieng ohne Unterbrechung fort, und nach drei Tagen kamen sie in H * * * an. Der Graf sprang vor Wilhelminens Wohnung aus dem Wagen, riß ihre Thür auf, warf sich in ihre Arme, und rief in einem unbeschreiblichen Tone: Wilhelmine! Sie erkannte ihn sogleich an der Stimme. Es währte auch hier lange, ehe man unter dem Sturme der vielfachen Leidenschaften zu Erklärungen kam.

Wilhelmine legte ihrer Tochter und Dürbecks Hände in einander; dann sah sie den geliebten Grafen verlegen an. Er umarmte seine Tochter, und sagte zärtlich: gieb mir die Hand deiner Mutter; du wirst sie nicht vergebens bitten. Karoline lag an der Brust ihrer Mutter, und diese reichte weinend dem noch immer Geliebten die Hand.

Um achtzehn Jahre einer solchen Wonne,

tief der Graf, hat mich meine eigne Schuld gebracht! — „Ja,“ sagte Wilhelmine sanft; „achtzehn Jahre voll Sehnsucht und heimlicher Thränen gab mir mein vielleicht zu strenger Stolz. Ach, welche Stunden haben wir verloren!“ — Du nicht, Wilhelmine, erwiderte er zärtlich: du hattest deine Tochter; ich aber nichts als das Bewußtseyn meiner Schuld.

Nach einigen Tagen reisten sie zusammen nach Kopenhagen. Der Graf erklärte seine Heirath mit Wilhelminen öffentlich; und als seine Enkel erzogen wurden, sagte er oft: ich bitte euch, bringt ihnen keine Vorurtheile bei! Ihr wißt nicht, wie groß ihre Stärke ist. Wir haben sie achtzehn glückliche Jahre gekostet!

XV.

H u l f e m d e r G u t e n

Mein Vater, mein Vater, rief Hassan, und warf sich dem ehrwürdigen Abul-Bedir an den Busen, wie unglücklich bin ich! Ein unermesslicher Schatz an Edelsteinen und Gold ist mein! Palläste, Landgüter, Bäder und die wollüstigsten Gärten, um die mich Kalken beneiden, hat mir mein Vater hinterlassen: auf allen Straßen treiben meine Kameele, in allen Häfen liegen meine Schiffe, und ich werde nicht einer Stunde froh. Du warst der Freund meines Vaters, sey auch der meinige! rathe mir, denn ich bin nicht glücklich.

Abul-Bedir lächelte und drückte dem Jünglinge die Hand. Und sind in dem Raume deiner Besizungen noch Unglückliche, die Mangel leiden?

Eben das! Ich leide keinen Mangel, und bin unglücklich wie sie.

So lange noch ein Unglücklicher lebt, dem du helfen kannst, so lange bist du nicht unglücklich. Kennst du Hulkem?

Den das Volk den Weisen nennt?

Eben den! Thue, was Hulkem thut, und du wirst glücklich seyn! Aber, Hassan, ehe du gehst, thue, was Hulkem thut, auch so, wie es Hulkem thut. Du kannst es.

Hulkem wohnte zwei Tagreisen von Bagdad in einer schönen Ebene, von Gehölzen, Hügeln und schattigen Thälern durchschnitten. An der Straße stand Hulkems Haus mit so vielen Thüren, als Straßen vom Innern des Landes sich dadurch kreuzten. Schattige Palmen standen in Reihen um das Haus her, und unter den Palmen Sitze von duftenden Rasen; unter den Palmen waren Brunnen gegraben, aus denen kühles Wasser hervorspritzte, die Kameele der Reisenden zu tränken. In den großen Sälen des Hauses waren weiche Matten am Boden verbreitet, zum Lager der Reisenden und Polster das müde Haupt zu stützen. Hundert Sklaven wohnten in Hütten umher, luden mit freundlichen Worten die Reisenden ein, ihre Kameele in Hulkems Brunnen zu tränken, auf Hulkems Polstern auszuruhen, von feinem Brode zu essen, und die Milch seiner Schafe zu trinken.

Die Reisenden kamen, und reizende Sklavinnen reichten ihnen Wasser sich zu waschen, bereiteten ihnen ein wohlriechendes Bad, und

ergöhten sie mit Tänzgen, Gesang und Lautenspiel, bis der Schlaf ihre müden Augen verschloß. Am frühen Morgen weckte sie der sanfteste Gesang der Laute, ein Bad stärkte sie, und wohlschmeckende Speisen, und sie giengen ihre Straßen und Hulkems Name gieng mit ihnen in alle Länder; Hulkem, der Glückliche, der Gute, der Weise! hieß es in allen Sprachen!

Da hörte Hassan von Hulkem, und er lag auf seinem Polster, und sann, ob ihn Hulkems Leben glücklich machen würde. Ja! rief er: ja! ich werde glücklich werden. Mein Name wird den Erdkreis durchstiegen, auf dem schneeigen Gipfel des Ural werden Reisende in ihren Hütten mich segnen und im äußersten Arabien soll der gastfreieste Araber sagen: Hassan ist gastfreier, wie ich!

So sprach er, und sogleich sandte er Arbeiter auf die andere Seite Bagdads, wo die Straßen von allen Häfen des Meeres zusammenliefen. Schneller werde ich hier berühmt, als Hulkem dort; mein Name steigt durch das Meer in alle Länder, in alle Palläste der Großen, wenn Hulkems Name sich in den ärmsten Hütten verliert.

Ein stolzer Pallast, von Marmorstücken, erhob sich; hundert Thore waren die Eingänge, vier hundert schwarze Sklaven, prächtig gekleidet, bewachten die Eingänge, und luden die Reisenden ein in Hassans Pallast zu kehren,

und seiner Freigebigkeit zu genießen. Ein stolzes Bad von Marmor erhob sich in der Mitte des Pallastes, hier badeten schöne Sklavinnen den Reisenden, eine prächtige Musik schallte beständig aus allen Sälen des Pallastes, an jedem Morgen reichte ein Sklave dem Reisenden eine Tapete, worin Hassans Name gestickt war, als ein Andenken von Hassan. Ober über den Thoren des Pallastes stand mit goldenen Buchstaben: Serai für die Reisenden von Hassan, dem Wohlthätigen, dem Helfer aller Unglücklichen, dem Sohn Belkub.

Tausende eilten aus Bagdad herzu, und bestaunten die Pracht Hassans, und badeten und assen und tranken in Hassans Pallast. Die Reisenden verweilten bei Hassans Serai, und bewunderten seine Pracht. Hassan war glücklich; er stieg stolz in den Schatten der Palmen rund um den Pallast her, und zeigte den Fremden die Wunder des Hauses; empfing am Morgen ihren Dank, und sah ihnen vergnügt nach, bis eine neue Karavane von Reisenden seine Blicke auf sich zog.

Eines Tages kam ein Greis die Straße herab zu Hassans Pallaste. Von weitem blieb er stehen, und betrachtete die Pracht, und den stolzen Schatten der Palmen, und die Marmorbank im Schatten, mit weit aufgerissenen Augen. Hassan näherte sich ihm von der Seite, und sagte: wollt ihr nicht daran, Alter?

„Darf ein armer Greis es wagen? fragte der Alte.

„Und hast du nicht die Aufschrift an Hassans Hause gelesen?

„Ich habe sie gelesen; allein — meinst du, daß ich es wagen darf?

„Du darfst — Hassan ist wie die Sonne des Himmels, wohlthätig für den Reichen und für den Armen.

„Der Greis gieng näher unter den Palmen: aber immer mit furchtsamen Schritten. Er stand vor einer Marmorbank; aber er setzte sich nicht eher nieder, bis ein Sklave ihn nöthigte, sich auszuruhen. Hassan winkte einem Sklaven, und flüßerte ihm ins Ohr. Der Sklave nöthigte den Alten in das Haus zu kommen; er führte ihn im Pallaste umher, und zeigte ihm die Pracht der Säle, dann brachten eine Menge Sklavinnen ihn in ein wohlriechendes Bad, und am andern Morgen gab ihm ein Sklave hundert Goldstücke und einen seidenen Rock, und rief ihm nach: Geh Alter, und segne Hassans Wohlthätigkeit!

„Jenseits der Palmen begegnete Hassan dem fröhlichen Alten. Nun, fragte Hassan mit Lächeln: ist es eingetroffen, was ich dir von Hassan sagte? —

„Mehr als eingetroffen, sagte der Greis; Sieh, hier sind hundert Goldstücke, und dies Kleid ein Geschenk des Großmüthigsten aller Sterblichen, Hassans.

Hassan trank in langen Zügen sein Lob in sich, und so kamen beide in ein waldiges Thal, wo Hassan ein Paar Sklaven versteckt hatte, mit dem Befehl, dem Alten seine hundert Goldstücke abzunehmen, damit er Gelegenheit hätte, das Erstaunen des Alten durch das Geschenk einer doppelten Summe zu vermehren. Die Sklaven stürzten hervor, und setzten dem Alten einen Dolch auf die Brust. Hier sind hundert Goldstücke, sagte der Alte zitternd, ein Geschenk des großmüthigen Hassaus. Nehmet sie, und laßt mich dann gehen. Die Sklaven nahmen den Beutel, und besahen den Rock. Der Alte zog ihn aus, und gab ihnen denselben. Hast du noch etwas von Werth? fragten die Sklaven, und fiengen an den Alten zu untersuchen. Nun sank der Alte auf die Knie, und bat mit Thränen, ihm lieber das Leben zu nehmen, als dieses Eine Goldstück; er zog es aus seinem Busen, wohin er es sorgfältig verborgen hatte.

Die Sklaven nahmen den Beutel, den Rock, und durchsuchten auch Hassan zum Schein, und beraubten ihn, und nun giengen sie in das Gebüsch zurück. Laßt uns eilen, sagte der Alte zu Hassan, der Prophet sey gelobet, ich habe dieses Goldstück gerettet. Laß uns zu Hassan zurückkehren! sagte Hassan; er wird unsern Verlust doppelt ersetzen: allein der Alte eilte vorwärts, und verbarg sein Goldstück noch sorgfältiger in den Turban,

Aber was macht dir das Eine Goldstück so werth? fragte Hassan neugierig. Es ist ein Geschenk von Hulkem, dem Weisen, dem Guten! — Von Hulkem? rede, und warum waren dir Hassans Geschenke so gleichgültig.

Weil, weil — sie eine Wohlthat waren; doch das war Hulkems Goldstück auch. Du kennst diesen Hulkem nicht; ich gäbe eher mein Leben, als dieses Andenken des guten Hulkem, des besten der Menschen.

Und wie macht es Hulkem, seinem ärmlichen Geschenke diesen großen Werth zu geben?

Er gab mir sein Herz mit diesem Goldstücke. Sieh, ich kam seinem Hause näher, ich sah ihn unter seinen Palmen sitzen: er kam mir entgegen, und bot mir freundlich die Hand, und gleich mit seiner Anrede: guten Abend, mein Bruder! gewann er mein Herz. Seine Augen leuchteten von Freude, wie er mich in den Schatten seiner Palmen führte. Er legte sich neben mir auf einen freundlichen Kissen, und fragte: wohin ich wolle, woher ich käme? Ich erzählte ihm mein Schicksal, den Verlust meines Sohnes, der über Bagdad eine Reise nach Persien gemacht hatte, nicht wieder gekommen war, und dessen Tod ich in Ispahan erfahren hatte; er weinte in meine Thränen. Ich wollte in das Haus hineintreten, um mich zwischen die Fremden nieder zu legen; allein er bat mich, mit ihm in sein Haus zu treten, das er einige Bogenschüsse von dem

Gasthause hat. Du bedarfst Trost und Liebe und Thränen! sagte er; ich bin unglücklich, wie du: der Allmächtige hat mir auch meinen einzigen Sohn geraubt. Komm, laß uns unsere Thränen um den Verlust unserer Kinder mischen. Meine Tochter soll uns trösten, und du sollst sie segnen. Ich gieng mit ihm; seine Tochter bereitete das Essen und gab uns Wasser, und sang zu der Laute, und ich schlief diese Nacht zum Erstenmale wieder getröstet.

Am andern Morgen, wie ich aufgestanden war, und mein Gebet verrichtet hatte, fragte mich Hulkem: und hieß dein Sohn nicht Abid, ein langer Mann, mit großen schwarzen Augenbraunen? Ich bejahete es. — Der große Prophet sey gelobt, rief Hulkem! so kann ich mich einer Schuld entledigen, die schon lange mein Gewissen drückt. Seine Tochter sprang auf, und hatte einen Beutel mit hundert Goldstücken, und brachte ihn ihrem Vater. Hulkem überreichte mir den Beutel, und sagte, daß mein Sohn Abid auf seiner Reise nach Ispahan ihm diesen Beutel gelassen habe, um ihn mir, wenn er in einem Jahre nicht zurückkehrte, zuzustellen. Ich habe ihn dir schon lange senden wollen: allein immer fehlte es an Reisenden, denen ich traute, sagte Hulkem.

Ich weigerte mich den Beutel zu nehmen, weil mein Sohn kein Gold bei sich gehabt hatte, und auch diesen Weg nicht gekommen war, und Hulkem verzog mit seiner Tochter

Thränen über ihre mißrathene List. Am andern Morgen wollte ich meine Reise fortsetzen: ich gieng in Hulkems Garten um zu beten; ich legte meine Hand an meinen Turban, und fühlte etwas Hartes. Es waren die hundert Goldstücke, die Hulkem die Nacht in meinen Turban verborgen hatte, um mir den Dank zu ersparen. Heimlich legte ich den Beutel unter den Polster, auf dem ich geruhet hatte, nachdem ich eins von den Goldstücken davon genommen, und nun gieng ich, von Hulkems Vergnügen begleitet, meinen Weg fort!

Hassan, sah bei dieser Erzählung finster auf den Boden. Aber warum nimmst du denn Hassans hundert Goldstücke, und schlugst Hulkems Geschenk aus.

Ich weiß es selbst nicht, sagte der Greis nachdenkend, es ist sonderbar! Ich fühlte mich durch Hulkems Geschenk geehrt; es war als ob ich das Gold so wenig achtete, als er selbst. Ich war nicht arm mehr, ich war glücklich; allein bei Hassan, ich fühlte mich arm; Hassans Betragen gegen mich erniedrigte mich; sein Geschenk bezahlte mir nur das Gefühl meiner Niedrigkeit, das er bei mir erregt hatte. Hassan war nichts als gerecht, und Hulkem wohlthätig.

Hassans Pracht, seine Marmorbänke im Schatten, seine goldenen Säle, sein königliches Bad, seine seidnen Tapeten, seine persischen Polster — man staunt: aber man hält alles

das nicht für sein ; hingegen Hulkem's Haus von Holz, seine Rasensitze, seine versteckten Bäder, seine wollene Decken ; man ist bei ihm, wie in seinem eigenen Hause. Hassan that wohl, um sich selbst zu beglücken, Hulkem, um Andere froh zu machen.

Ich bin Hassan ! rief bei diesen Worten Hassan mit einem unmuthigen Blicke ; leb wohl Alter ! Er warf dem Alten einen Beutel mit Gold hin, und gieng eilig davon.

Er warf sich in ein Gebüsch, stützte den Kopf, und rief : Ein Bettler verachtet meine Wohlthaten, und bietet sein Leben für ein Andenken von Hulkem ! Keine heitere Miene lag den Tag auf seinem Gesichte : sein Pallast hatte die Pracht für ihn verloren, und das stolze Lob der Reisenden, die er bewirthete, floß, ohne Hassan zu rühren, von ihren Lippen. Und doch will ich ihn überwinden, den stolzen Hulkem ! rief er voll Bitterkeit. Immer saß er an der Straße, und überschüttete den Reisenden mit Wohlthaten : er nannte den Armen Bruder ; er reichte ihm selbst das Wasser, die Hände zu waschen. Die Armen warfen sich dem großmüthigen, wohlthätigen Hassan zu Füßen, und dankten ihm für seine Großmuth, und seine Freundlichkeit.

Mein Name wird berühmt werden. Bald bin ich glücklich ! Berühmt und wohlthätig wie Hulkem ! rief Hassan voll Freude.

Eines Tages saß Hassan im Schatten einer Palme, und dachte mit freundlichen Blicken seines Glücks, und seiner Freigebigkeit. Da gieng ein Reisender den Weg daher, das Haupt auf der Brust, die Stirn voll Falten, das Auge voll Thränen. Ein Unglücklicher! rief Hassan; er wird bei mir Hülfe suchen: allein der Fremde sah Hassans prächtigen Palast nicht, er verweilte nicht bei den Schatten der Palmen, schnell eilte sein Fuß weiter. Hassan redete ihn an. Der Fremde ließ sich erbiten, sich mit Hassan in den dunkelsten Schatten des Gesträuches zu setzen. Hassan fragte den Fremden nun um die Ursache seines Kummers, und der Fremde erzählte ihm: Ich heiße Helim; mein ganzes Glück war ein Weib, das schönste Weib in Bagdad. Wir liebten uns wie die Seligen, und waren glücklich wie Selige. Eines Abends sitzen wir in dem kleinen Garten an meiner Hütte, und mein Weib singt in die Laute mit ihrer himmlischen Stimme, und ich liege zu ihren Füßen in Blumen, und werfe Blicke voll Liebe auf sie, und begegne ihren Blicken voll Liebe.

Auf einmal wird meine Gartenthüre aufgesprengt, und Ibrahim, des Kalifen Liebling, tritt in den Garten. Mein Weib zieht den Schleier über ihr Gesicht und ich gehe Ibrahim voll Ehrfurcht entgegen und frage nach seinem Willen. Ich will sehen, ob die Stimme der Sängerin schöner ist als ihr Ge-

sicht. Mein Weib hebt auf meinen Wink den Schleier in die Höhe; des Günstlings Auge funkelt. Er zieht mich allein, bietet mir tausend Goldstücke für mein Weib. Ich schlage sie aus, und Ibrahim gibt seinen Sklaven Befehle mir mein Weib zu rauben. Man reißt sie aus meinen Armen, trotz meiner Wuth, und ihren Thränen, und sie war verschwunden. Ich klage bei den Kalifen über Ibrahim; man stellt Zeugen gegen mich auf, die mich verdammen, und der Kalife verbannt mich, bei Verlust meines Kopfes, aus Bagdad.

Bei diesen Worten schlug Helim die Hände vor das Gesicht, um seine hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Du Unglücklicher! rief Hassan, und schloß ihn an seine Brust; doch vielleicht ist dir zu helfen. Tritt herein! Hassan führte Helim in seinen Pallast, er führte ihn in die Wohnung seiner Sklavinnen, und sagte: welche scheint dir die schönste? Nimm sie, und vergieß dein Weib!

Helim antwortete finster: wie wenig kennst du die Liebe, großmüthiger Hassan. Des Kalifen schönste Sklavin kann mich nicht glücklich machen, und meinen Kummer nicht lindern.

Hassan bat Helim, einige Tage bei ihm zu verweilen, und Helim blieb. Während der Zeit ließ Hassan von einem seiner Verwalter in Bagdad dem Liebling des Kalifen die schönste Sklavin für Helims Weib bieten: allein Ibra-

him ließ Hassan bei seinem Leben jede weitere Bemühung in dieser Sache untersagen.

Das habe ich für dich gewagt! sagte Hassan zu dem unglücklichen Helim; ich kann dir nicht helfen. Nimm mein Gold, so viel du willst, und laß mir das Glück, daß ich dir habe wenigstens in Einem Falle nützlich seyn können.

Helim dankte Hassan für seine Großmuth, und gieng; und Hassan sah ihm nach und dachte: mehr hätte Hulkem nicht thun können!

Wenig Tage nachher kam bei Hassans Palaste eine Sänfte an, die von einem Reiter begleitet war. Hassan gieng dem Reisenden entgegen; und er erkannte Helim. Helim sprang vom Pferde und in Hassans Arme: Ich bin glücklich, mein großmüthiger Hassan! Ich habe mein Weib, ich verlasse Bagdad, und fliehe gern einen zu geliebten Günstling des Kalifen, und seine Kist. Helims Weib war aus der Sänfte gestiegen, und sie giengen alle drei in die Palmen. Und wie bist du glücklich geworden? fragte Hassan. Der beste der Menschen, Hulkem, hat mich glücklich gemacht; und unter Thränen, und unter Ergießungen seines tiefen Danks erzählte Helim nun Hassan, wie Hulkem ihn glücklich gemacht hatte.

Helim hatte nemlich Hassan verlassen, der ihm nicht helfen konnte, und gieng, wohin ihn der Zufall, der Weg und sein Schmerz führ-

ten, und nach einigen Tagen stand er in Hultem's Palmen. Hultem sah den Unglücklichen vorübergehen, und er gieng ihm nach, und gesellte sich zu ihm, als ob er mit ihm gehen wollte.

Der große Prophet hat Hülfe für jeden Unglücklichen! mit diesen Worten *) grüßte Hultem den finstern Helim. Für jeden, nur für mich nicht! antwortete Helim, und Helim erzählte dem guten Greise sein Schicksal. Während der Erzählung hatte Hultem den Jüngling durch Nebenwege zu seiner kleinen Wohnung zurückgeführt, die etwas fern von seinem Serai lag; er bat Helim bei ihm einzutreten, und Helim erzählte nun Hultem, wie großmüthig sich Hassan seiner angenommen habe. Hassan's Großmuth, antwortete Hultem, hat mir nichts übrig gelassen für dich, Helim, zu thun, als einige Tage deinen Kummer zu zerstreuen, und Helim mußte dem mitleidigen Greise versprechen einige Tage bei ihm zu bleiben. Am andern Morgen rief ein schnelles Geschäft den Alten auf einige Tage von seiner Wohnung, und er ließ nicht nach, bis ihm Helim versprach, bis zu seiner Zurückkunft der Schützer seiner Tochter zu seyn, und in seiner Wohnung zu bleiben.

*) Im Morgenlande redet man gewöhnlich einen Fremden mit einer Stelle aus dem Koran an.

Hulkem verließ Helim und seine Tochter; er gieng zu dem Freunde seiner Jugend. Ich kann sterben, sprach er, und auf den Fall sey der Vater meiner Zulima, der Verwalter ihres Vermögens, und der Rathgeber ihres schönen Herzens. Dann gieng er nach Bagdad; er trat auf den Weg, den der Kalife alle Tage kam, und warf sich vor ihm nieder. Beherrscher der Gläubigen, rief er, ich habe eine Verschwörung gegen dein Leben, und was noch mehr, gegen deine Ehre zu entdecken. Du siehst, ich bin ein Greis, ich wage es, die wenigen Tage, die ich noch leben kann, meinem Vaterlande zu schenken. Ehre kann mich nicht treiben: ich selbst bin alt, mein Sohn ist schon vor mir in die Arme des Propheten geeilt; ich habe satt zu leben. Höre mich, aber höre mich allein; ich will den Verräther deiner Ehre dir nennen. Der Kalife nahm Hulkem mit in seinen Pallast. Sprich! was weißt du? —

Hulkem entdeckte dem Kalifen seines Günstlings Raub. Dein Volk, sprach er, betet dich an; denn du bist gütig, wie der Allmächtige; die Geschichte zeichnet deinen Namen in die Jahrbücher der Thaten der Kalifen mit Ehrfurcht, denn du bist gerecht. Allein neben deinen Thaten zeichnet sie die Handlungen deiner Günstlinge auf die deinigen auf; denn unter dem Schutze deines Namens thun sie, was

Ihnen gelüftet, und jeder Raub, jede Bedrückung von ihnen raubt dir einen Theil deiner Ehre und deiner Größe. Ich fordere Gerechtigkeit, und Erstattung des Weibes meines Freundes von dir, Vater und Richter deines Volks.

Der Kalife betrachtete lange den dreisten schönen Greis, dessen Auge von dem Feuer des Muthes funkelte. Und was giebt dir dein Freund dafür, daß du deinen Kopf so offenbar in Gefahr sehest?

Das Gefühl in einer guten Handlung zu sterben: allein, mein Fürst kennt die Ungerechtigkeit nicht.

Nein, sagte der Kalife, du hast mich wunderbar überwunden, Alter! Ein guter Geist hat dir zur Seite gestanden; denn so hat ein Lebendiger nie mit mir geredet. Geh, bis ich rufe!

Hulkem gieng, und Ibrahim wurde gerufen. Ibrahim, sprach der Sultan sehr ernst, die erste Ungerechtigkeit, die du begehst, kostet dir den Kopf. Laß das in Bagdad ausrufen, und bring mir sogleich Helims Weib, das du geraubt hast. Ibrahim verstummte, zitterte, und schon in wenig Minuten hatte Hulkem Helims glückliches Weib an seiner Hand, und verließ Bagdad mit ihr.

Den zweiten Tag kam er mit ihr vor seinem Hause an, wo Helim mit Hulkems Toch-

ter im Schatten des Gesträuchs saßen, und der Abendkühle genossen.

Der große Prophet hat Hülfe für jeden Unglücklichen! sprach Hulkem vor Freude zitternd, und riß dem vor Entzücken sprachlosen Weibe den Schleier ab, und warf sie an Hellims Busen. Thränen, Worte, Blicke, Entzückungen von beiden Seiten; sie hatten den wohlthätigen Greis vergessen. Endlich wollten sie sich ihm zu Füßen werfen; und Hulkem umarmte sie mit Thränen in den Augen und rief: Ich, ich bin euch Dank schuldig, nicht ihr mir! Denn ich bin jetzt der Glückliche. Er besorgte ihnen eine Sänfte und ein Pferd, und entließ sie mit Thränen der Freude, und eines vollen befriedigten Herzens.

Hassan saß während dieser Erzählung mit gesenktem Haupte da; er betrachtete heimlich mit Bitterkeit die Thränen des Danks, die milde über die Wangen des glücklichen Ehepaars flossen, er hörte mit Unmuth Hulkems Lobeserhebungen, die stromweise von den Lippen der beiden sich ergossen. Weh mir! dachte Hassan, weh mir, ich werde nie groß werden, so lange Hulkem lebt! Und ist Hulkem alt? fragte er schnell seine beiden Gäste. Gott schütze des Greises Leben, achtzig Jahre schon lebt er, der gütigste, eifrigste Wohlthäter seiner Mitmenschen.

Hassan entließ seine Freunde kalt, beinahe unfreundlich; denn sie redeten von nichts, als

von Hulkem. Vielleicht, dachte er, wie er allein war, vielleicht findet ein stäter Beobachter Fehler an dem Greise, welche die Unglücklichen, denen er schmeichelt und hilft, übersehen. Haffan hatte einen Freund, den langer Umgang von der Wiege an, Gewohnheit, Gleichheit der Gesinnung, und Haffans Liebe, und Wohlthaten fest an ihn geknüpft hatten. Haffan bat seinen Freund zu Hulkem zu gehen, in seiner Nähe zu bleiben und auf des Greises Leben ein aufmerksames Auge zu haben. Sein Freund gieng; und da nach einigen Monaten Haffan ihn bat zu ihm zurückzukehren, so schrieb ihm sein Freund folgende Stelle aus dem Koran: „Mensch, wenn du in den Schatten der Hütte eines Redlichen wohnst, so brich deine Hütte nicht ab; denn du wohnst in der Nähe der Gottheit! Ich wohne bei Hulkem; ich liebe ihn, und mein Glück wird es seyn, wenn Hulkem ein Auge von Freundschaft auf mich wirft. Unsere Freundschaft, Haffan, ist aus, denn du liebst Hulkem nicht. Deine Thaten sind Luft, die verweht wird, und Hulkems Thaten sind Gold, und wohl dem Sterblichen, der es sammlet.“ Und Haffans Freund blieb bei Hulkem.

Haffan hielt den Brief in seinen Händen, und in seine Wangen stieg die Röthe des Zorns. Verschließt die Thore! rief er seinen Sklaven zu. Ein Thor mag länger gastfrei und großmüthig seyn. Er schlich sich jetzt einsam in

den Schatten seiner Palmen umher. - Meinen Ruhm, mein Glück, meinen Freund hat mir der Alte geraubt! rief er: er, der Alle glücklich macht, macht mich unglücklich. Wehe ihm, und wehe mir! Er schlug auf das Gefäß seines Dolches.

Seine Thore waren verschlossen, sein Schatten wurde jedem Reisenden versagt, Hassan gieng wie ein Träumender umher. Er hat mir das Glück meines Lebens geraubt, sein Blut soll büßen. Ich raube ihm nichts, als einige elende Augenblicke, und öffne mir vielleicht wieder den Quell der Großmuth in meinem verschlossenen Herzen, für ein halbes Jahrhundert! Hulkem sterbe!

Hassan verbarg einen Dolch in seinem Busen, und gieng verkleidet zu Hulkems Hause. Auf dem Wege dahin sah er lauter Menschen, die Hulkems Lob sangen, Menschen, die Hulkem segneten. Sein eigener Name wurde nie genannt. Hassans Zorn stieg, und er setzte sich unter eine Palme nieder am Serai Hulkems. Ein Sklave bot ihm Erfrischungen, Hassan schlug sie aus und fragte nach Hulkem. Er ist selten hier, sprach der Sklave freundlich: allein morgen wird er hier seyn; doch wenn du ihn nicht zu sprechen hast — er ist gern unerkannt.

Hassan stand auf und schlich den Palmengang hinab, durch schattiges Gebüsch, an einem heitern Quell, tief in Gedanken verloren.

Bald setzte er sich, bald gieng er, bald brach er eine Blume und zerriß sie wieder, bis ihn endlich der Schlangengang tief ins Gebüsch, und gegen eine kleine Hütte führte, die sich an zwei blühende Linden lehnte. Abwärts von der Hütte sah er ein Mädchen sitzen und lesen: Er schlich hinter Rosenhecken verborgen, dem lesenden Mädchen näher. Ein leichter Schleier bedeckte ihr Gesicht; allein durch den Schleier schossen die Strahlen der lieblichsten Schönheit. Hassan stand wie eine Bildsäule und betrachtete das liebliche Mädchen; sein Zorn war vergessen, seine Wuth erstickt. Er trat näher, die Rosenhecke rauschte, das Mädchen schlug ein Paar schöne, sanftfunkelnde Augen empor, und erblickte Hassan. Sie rollte das Buch zusammen, und legte es neben sich auf den Rasen; nun stand sie auf, und kam dem entzückten Hassan entgegen.

Du bist ein Fremder, sagte sie mit der Stimme einer Laute und einer reizenden Schaamröthe zu Hassan: willst du eintreten? du kommst? —

Dort von Hulkem's Serai.

Was unsere ärmere Hütte dir geben kann, sagte das Mädchen lächelnd. —

Ist mehr, als Hulkem mit allen seinen Schätzen, und seinen Spenden mir bieten könnte.

Du bist sehr gütig. Doch — willst du eintreten?

Und warum nicht hier vor der Hütte bleiben, dem Aufenthalte aller Liebenswürdigkeit?

Wie du willst. Mein Vater ist nicht daheim; du mußt mein Gast seyn.

Das Mädchen gieng in die Hütte, und brachte Datteln und Melonen; Feigen und Apfelsinen in schönen Körben und Milch und Wasser in hellen Flaschen, und setzte sie neben Hassan nieder. Hassan konnte sein Auge nicht von dem lieblichen, heiteren, unschuldigen Gesichte des Mädchens verwenden, die ihm eine Frucht nach der andern aussuchte und bot.

Hassan sah eine Laute auf dem Rasen liegen, und bat das Mädchen zu spielen. Sie nahm die Laute, und schlug den langen fallenden Armel des Kleides bis auf die Schulter zurück, und Hassan sah den schönsten, rundesten, und weißesten Arm, wie aus Marmor geschnitten. Sie schlug die Laute mit einer Anmuth, die Hassan ins Herz drang, und er konnte sich nicht enthalten auszurufen: O du Innbegriff aller Liebenswürdigkeit!

Das Mädchen erröthete, wie Hassan das sagte, und zog einen Wirbel an der Laute, und hätte die Saite zerrissen, wenn Hassan es ihr nicht erinnert hätte. Jetzt bat das Mädchen Hassan, zu singen, und er sang zu ihrer Laute, mit einer Anmuth, welche das Mädchen entzückte; sie ließ die Hand sinken, und horchte,

erröthete, und horchte wieder, und mit dem letzten Tone sank Hassan auf ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. Du singst schön, Fremdling! rief das Mädchen eilfertig und verwirrt. Wer könnte in deiner Gegenwart etwas schlecht thun? antwortete Hassan, und beide sahen einige Minuten vor sich nieder, ohne etwas anderes als im Herzen Klopfen zu fühlen.

So saß Hassan bei dem Mädchen, heiße Liebe in seinen funkelnden Blicken, und auch das Mädchen konnte sein Auge nicht ansehen; sie schlug es nieder, und pflückte Grasshälmchen vom Rasen, auf dem sie saß, erröthete und schwieg. Sie schwiegen Beide. Von Zeit zu Zeit näherte sich Hassans Hand der ihrigen, das Mädchen sah es von der Seite; ihre Hand zuckte, als ob sie dieselbe wegziehen wollte. Sie zog sie nicht weg, und die weiße kleine Hand mit den blauen Adern blieb auf ihrem Knie ruhen, und Hassans Hand zitterte in der Nähe auf seinem Knie.

O Mädchen! sagte Hassan; und legte seine Hand auf ihre, und beide Hände zitterten: das Mädchen antwortete nicht, und zog auch die Hand nicht weg; ihr Busen bebte.

So saßen sie und die Sonne sank hinter die Palmen. Auf einmal rief das Mädchen: mein Vater! und aus dem Gebüsch trat ein heiterer Greis hervor, und eilte auf das Mädchen zu, und küßte sie auf die Stirn. Er bot

Hassan die Hand, und bat ihn sich wieder nieder zu setzen, und fragte um seinen Namen. Hassan nannte sich Radir.

Ich wollte mich selbst überzeugen, ob Hulkem der beste, der wohlthätigste der Menschen ist, wie alle Menschen ihn nennen.

Ja die Menschen halten ihn dafür, antwortete der Greis lächelnd; und vielleicht mögen sie auch Ursache haben ihn dafür zu halten, nur ich —

Nur du? fragte Hassan feurig.

Ich habe oft große Ursache mit Hulkem unzufrieden zu seyn.

Allein kennst du ihn genau?

So genau, wie er sich selbst; ich bin von seiner frühesten Jugend sein Gefährte, der Vertraute aller seiner Geheimnisse gewesen.

Und du hältst ihn nicht für so weise, so gut, so edel, als man von ihm sagt?

Der Prophet soll mich bewahren, diese Meinung von Hulkem zu haben!

Dem Himmel sey gedankt! rief Hassan feurig, und schloß den Greis an seine Brust; auch ich, lieber Alter, habe große Ursache, mit Hulkem unzufrieden zu seyn.

Der Greis lächelte zufrieden, und drückte dem Jüngling die Hand. Komm in meine Hütte: wir müssen Freunde werden; ich sehe an deinem feurigen Auge, daß du die Wahrheit liebst. Komm zu mir; meine Hütte, und, was ich habe, ist dein!

Sie giengen in die Hütte.

Der Greis war Hulkem selbst; er winkte seiner Tochter zu, ihn nicht zu verrathen, und sie saßen jetzt, Hulkem und Hassan auf einem einfachen Sofa, und Zulima gegen ihnen über, in vertraulicher Einigkeit und schwägen.

Du gefällst mir, Nadir, sieng Hulkem aufs Neue an, und ergriff des Jünglings Hand; rechne auf mich und auf das, was mein ist! Du wirst mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn du alles, was ich habe, als dein ansiehst. Vielleicht kann ich das wieder gut machen, was Hulkem bei dir verschuldet hat.

Alles was dein ist? fragte Hassan furchtsam, und warf einen zärtlich traurigen Blick auf Zulima.

Alles, was ich habe, wiederholte Hulkem.

Du hast eine Tochter — sagte Hassan, und Zulima erröthete, und wurde wieder blaß.

Ich habe eine Tochter, sagte gütig der Greis.

Und du sagst, was dein wäre, sollte ich mein nennen! Darf ich deine Tochter mein nennen? —

Meine Tochter? sagte Hulkem lächelnd: doch das meinst du wohl nicht. Nicht wahr, du willst ihr Herz, und das habe ich nicht in dem Grade, als du es verlangen möchtest.

Zulima sprang auf, und warf sich ihrem Vater in die Arme mit dem zärtlichsten Aus-

ruf: wer kann mehr mein Herz haben als du?

Das Herz meines Kindes! sprach Hulkem, und der Jüngling bittet dort um das Herz der Geliebten, oder meinst du es nicht so? und Hassan warf sich vor Zulima nieder und ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Und was sagt Zulima? fragte mit einer Thräne im Auge der Vater, und ergriff Zulimens andere Hand und legte sie auf sein Herz.

Mein Herz spricht für ihn — sagte Zulima hold erröthend: allein ich kenne ihn nicht!

Ich bin Hassan! rief Hassan jetzt sich vergessend.

Hassan? riefen Vater und Tochter voll Erstaunen; der edle, der großmüthige, der wohlthätige Hassan? O mein abwendes Herz! lispelte Zulima und sah mit einem zärtlichen Lächeln auf Hassan nieder. Die Tugend kann sich auf keinem Gesichte verläugnen! sagte Hulkem, und hob Hassan empor und drückte ihn an seine Brust. Edler Mann! gesegnet sey die Vorsehung, die dich in meine Hütte, und an das Herz meiner Tochter führte. Doch — laß das, guter Hassan; du kennst jetzt die Auserfesselte meines Kindes, und die ist freilich loßend genug. Ich muß dich auch mit ihren Fehlern bekannt machen, ehe du um ihre Hand wirbst.

Und wird mir Zulima denn die Hand mit

allen Fehlern geben? fragte Hassan und näherte sich der erröthenden Jungfrau aufs Neue. Zulima antwortete: Ich bin meines Vaters Tochter. Mein Vater sagt: mein Herz wäre ein Schatz, verdiene mein Herz! Zulima verschwand hinter den Vorhängen, und gieng im Garten unter den Rosen auf und nieder.

Höre, lieber Hassan, du wirbst um meiner Tochter Liebe; fieng Hulkem nun zutraulich an: allein ich sage dir, du hast mit einem Nebenbuhler um das Herz meiner Tochter zu ringen.

Hassan erblaßte, und der Nebenbuhler ist?

Mit einem fürchterlichen Nebenbuhler, fürchterlicher als du denkst!

Und der ist? —

Es ist Hulkem!

Hulkem? Nun, bei Gott, dem Allmächtigen! sein Urtheil ist gesprochen! rief Hassan, und sprang wüthend auf.

Und was hast du auf ihn, der nichts thut, als was du selbst thust? —

Eben das, mein Vater, eben das! Will ich etwas Gutes thun, so hat es Hulkem gethan; fange ich etwas an, so vollendet es Hulkem; wünsche ich etwas, so hat es Hulkem. Sein Name ist auf allen Zungen, und ich bin vergessen.

Und da kamst du hieher?

Um ihm diesen Dolch in die Brust zu stoßen! rief Hassan, und zuckte den Dolch. Und

est — jetzt — setzte er vor Zorn außer sich hinzu, jetzt nicht nur mein Nebenbuhler in der Ehre, auch mein Nebenbuhler bei Zulima — beim Propheten! er —

Höre Hassan! freilich wäre das das kürzeste, um Hulkem auf die Seite zu schaffen. Morgen — alle Morgen geht er nahe hinter dieses Gebüsch, und betet um Zufriedenheit und Glück für seine Mitmenschen, da wäre es am sichersten, ihm deinen Dolch — was meinst du?

Er betet für die Menschen, sagst du? fragte Hassan mit gerunzelter Stirn. Sprich, mein Vater, ist Hulkem wirklich so sehr gut?

Zu den schlimmen Menschen gehört er nicht; Allen gut? Keiner ist gut, denn der Allmächtige! Also morgen früh, einen guten Stoß, und meine Tochter ist dein Weib.

Mein Weib? sagte Hassan und legte die Hand an die Stirn; aber warum morgen schon? Laß mir Zeit, ihn kennen zu lernen! Warum morgen schon?

Weil sonst meine Tochter morgen Abend sein Weib ist.

Sein Weib? Nein es gilt. Morgen zeigt mir den Ort!

Hulkem führte Hassan in das Gebüsch, wo er jeden Morgen zu beten pflegte. Sieh hier, sagte er; hieher hinter dieses Gebüsch verbirg dich. Die Gegend ist Menschen leer, und zwei Schritte von dem Gebüsch; dieser Hügel ist

der Ort, wo Hultem jeden Morgen betet. Ein Kreis; ein Stoß, und es ist geschehen.

Dieß ist der Ort, wo Hultem betet? wiederholte Hassan langsam. Und weißest du keinen andern Ort? —

Was zögerst du? Du willst groß werden, und Hultem steht dir im Wege, so lange er lebt, dir im Wege!

Er soll sterben! sagte Hassan zitternd. Laß uns gehen!

Er eilte mit zitterndem Knie von hinnen, durch Gebüsch und Dornen, daß ihm der Alte kaum folgen konnte.

Hassan blieb den Abend zerstreut, zerstreut bei den Erzählungen des Alten, zerstreut bei Zulimas Lautenspiel. Er legte sich zur Ruhe nieder, und der weiche Polster brannte unter seiner Wange wie Feuer! er war früher auf, wie die Sonne.

Zulima trat schön, wie ein Engel, zu Hassan. Mein Vater, sprach sie beschämt zu Hassan, sendet mich zu dir. Ich soll dir sagen, du möchtest eilen, und meine Hand sollte heute noch die Belohnung deiner That seyn. Hassan, ich liebe dich! setzte sie zitternd und mit großer Bewegung hinzu, und legte ihre Wange auf sein Herz, riß sich aus seinen Armen und flog hinaus.

Hassan ergriff den Dolch, besah mit Schauern die Spitze, und gieng zögernd. Er suchte des Mädchens Vater. Er war nicht da;

er suchte das Mädchen, vergebens! Er fand einen Sklaven im Garten, er gab ihm die Hand und sagte: o wie unglücklich bin ich! und gieng zitternd durchs Gebüsch.

Endlich fand er nach vielem Umherirren den Ort wieder, wo Hulkem jeden Morgen betete. Er drängte sich zitternd durchs Gebüsch, und erblickte Hulkem, den Greis Hulkem. Er hatte die Stirne auf dem Boden gebückt, seine greisen Locken ruheten auf dem Grase, seine Hände waren vorwärts gefaltet; er betete.

Hassan betrachtete ihn, und schauderte. Er zog den Dolch, und wurde bleich. Nein! rief er laut, und warf den Dolch zu Boden, nein! lebe, ich will dich wenigstens einmal an Großmuth überwinden! Sie sey dein Weib. Er kehrte sich um, und Zulima warf sich vor Freude schluchzend in seine Arme. Mein Hassan, mein geliebter edler Hassan! ich bin dein!

Hassan erstarrte, er wandte sich nach Hulkem, und Zulimas Vater eilte in Hassans Arme. Meine Tochter ist dein; dein Herz ist edler, als du selbst glaubtest. Du hast die Prüfung bestanden. Seyd glücklich, meine Kinder.

O Gott! rief Hassan voll Scham, Bestürzung und Entzücken, und schloß Zulima in seine Arme, und dann den Alten; vergebt mir, vergebt mir! ich traute mir mehr Böses zu,

als ich konnte. Vergebt mir, und auch Hulfem soll mir vergeben.

Hulfem vergiebt dir, Hassan, denn er giebt dir die Hand seiner Tochter, die er mehr liebt, als sich selbst. Ich bin Hulfem! sagte lächelnd der Greis zu dem erschrockenen Hassan.

Hulfem! rief Hassan, und sank sprachlos zu Hulfems Füßen, und umarmte seine Knie. Mein, rief er jetzt bitter und langsam, er kann mir nicht vergeben!

Und sollte Hulfem allein gegen dich nicht großmüthig seyn? sagte Zulima, und warf sich an Hassans Seite, und umfaßte den Jüngling und drückte ihn an ihr Herz; und Hulfem legte seine linke Hand auf Hassans, und seine rechte auf Zulimas Haupt und sprach: Gott segne die beiden Menschen, die ich nach dir am meisten liebe!

Jetzt hob er Hassan auf, umfaßte ihn, und sagte: Hassan, mache meine Tochter glücklich! sie ist dein!

Hassan sank auf Zulimas Schulter und schluchzte; dann küßte er Hulfems Hand voll Inbrunnst: Bester der Menschen! sagte er gerührt, jetzt weiß ich, warum mir keine meiner Handlungen gelingen wollte. Du liebtest die Menschen, thatest ihnen wohl, und warst glücklich, und ich liebte mich nur allein! Sey mein Lehrer, Hulfem!

Dein eigenes Herz wird dich sicherer lehren, und hat dich schon belehrt! sagte Hultem sanft lächelnd; das Herz meiner Zulima wird dich glücklich machen, und du darfst selbst nur glücklich seyn, um andere auch glücklich zu machen. Folget mir, meine Kinder! und seyd heute felig, wie ich!

XVI.

Die schrecklichen Folgen einer Neugierde.

Leonore del Monti war die Erbin ungeheurer Güter. Ihre Eltern liebten sie zärtlich, ihr Vater gab ihr eine durchaus schöne Erziehung. Natur und Glück schienen beide ihre Reichthümer an Leonoren verschwendet zu haben. Leonore war der Stolz Italiens und der Wunsch aller Edlen Roms. Mit ihr wurde ihre Cousine Isabelle erzogen. Beide Mädchen waren von gleichem Alter, und die Aehnlichkeit ihrer Charaktere machte sie bald zu vertrauten Freundinnen. Fröhlich und heiter flatterten die beiden Kinder durch die ersten funfzehn Jahre ihres Lebens, ohne Ursache gehabt zu haben, zu klagen. Sie genossen der glücklichen Gegenwart, sie erinnerten sich mit stiller Freude der Vergangenheit, und die Zukunft lag im hellen Rosenlichte vor ihren Blicken.

Leonorens Mutter war die Vertraute beider Kinder. Vor ihren Richterstuhl brachten

beide ihre kleinen Streitigkeiten, in Ihren Busen schütteten beide Kinder ihre Wünsche, ihre Pläne aus, und von ihr holten sie in allen Verlegenheiten Rath. Allein mit jedem Jahre, das die Kinder lebten, verlor die Mutter einen Theil ihres Vertrauens, und die ersten Seufzer ihrer verlangenden Herzen konnten sie nur eine in der andern Busen hauchen. Die Herzen der beiden Mädchen schlossen sich fest an einander, und diese Freundschaft wurde nach einigen Jahren, wie Isabelle sich eines Tages in den Arm ihrer Leonore mit dem Geständniß: ich liebe! warf, die innigste.

Sie liebte den jungen d'Orsini, und Leonore war die Vertraute der beiden Liebenden. Isabellens süße Unruhe, ihre Freudenthränen, die sie an Leonorens Busen weinte, das Glück ihrer Liebe, die Entzückungen des jungen Orsini, wenn er Isabellen zu Füßen lag, und wobei Leonore oft gegenwärtig war, füllten schon voraus Leonorens weiches Herz mit Liebe, ehe sie noch den Mann kannte, dem sie ihr Herz schenken konnte. Orsini wurde endlich glücklich. Er warf sich seinem Vater zu Füßen, und bat so dringend um die Erlaubniß, an den Armen der liebenswürdigen Isabelle das Glück seines Lebens zu erhalten, daß der Vater sogleich bei dem alten del Monti um Isabellen für seinen Sohn warb, und nach einigen Monaten war Isabelle das entzückte Weib des edlen Orsini.

Leonore begleitete ihre Freundin auf ein

Landgut ihres Gemahls. Der Frühling erhöhete das Entzücken der beiden Liebenden. Leonorens brennendes Herz — sie verlor sich oft in süßen, halb neidischen Träumereien in den dunklen Park. Da gieng sie, die Arme übereinander gekreuzt, den Kopf auf den schlagenden Busen, in sich selbst versunken dahin, und stattete ihr Ideal mit den zauberischen Reizen aus.

Eines Abends nahm Isabelle ihre Freundin mit in den Park. Da saßen sie in der heimlichen Laube, und Isabellens Erzählungen von ihrem Glücke machten Leonoren stumm und trübe. Isabelle versank in wiederholende, und Leonore in verlangende Träume. Auf einmal hörten beide die Töne einer Laute in der Ferne, und eine schöne männliche Stimme sang ein Sonett von Petrarca, von den Qualen der Liebe. Es war gesungen, und die Laute sang nun in den süßesten, melancholischsten Tönen diese Empfindung lange fort.

Leonore stand auf, Isabelle folgte ihr lächelnd, und sie giengen in die Gegend hin, woher der Gesang tönte. Leise schlichen sie durch die Alleen, und endlich sahen sie unter einem dunklen Gebüsch einen jungen Mann sitzen, die Augen in den Mond gerichtet, und die Finger läßig in den Saiten der Laute. Der Mond warf einen hellen Strahl auf sein Gesicht, Leonore behauptete nachher gegen ihre Freundin,

daß sie Thränen in seinen Augen hätte blihen sehen.

Sie schlichen sich furchtsam zurück, und wie sie im Hause angekommen waren, so erzählten sie Orsini ihre Begebenheiten. Orsini lächelte zweideutig; und da beide in ihn drangen, ihnen zu sagen, wer der junge Mensch sey, so sagte er ihnen: er ist aus einer großen Familie, unglücklich durch sein Schicksal, aber noch unglücklicher durch die Liebe.

Durch die Liebe? fragte Leonore.

Durch die Liebe! antwortete Orsini. Was hatten Sie auch, meine schöne Leonore, nöthig, dem armen Jungen Abends im Park auf seinen Streifzügen zu begegnen? Er liebt Sie, Kouzine! und diese Liebe wird ihn tödten! Leonore erröthete, schwieg und gieng, und den ganzen Abend lag sie in dem Fenster gegen den Park, und unfreiwillig sagten ihre Lippen die beiden letzten Strophen des Sonetts leise her, das der junge Unglückliche gesungen hatte.

Ich lieb und schweige, welcke hin und sterbe,
Und Staub bedecket bald dies warme Herz!

Sie konnte die beiden Strophen nicht vergessen. Sie legte sich traurig nieder; sie schlief nicht; sie träumte wachend. Was ist dir, Leonore? fragte den andern Tag hundertmal Isabelle das arme Mädchen, wenn sie in ein tiefes Schweigen versunken war. Sie sah dann auf, sah Isabellen mit einem Paar trüben Au-

gen an, reichte ihr mit einem gezwungenen Lächeln die Hand, und seufzte: Nichts! Einmal antwortete sogar die arme Leonore, sich ganz vergessend mit dem Verse:

Und Staub bedecket bald dies warme Herz!

So gieng der Tag hin. Am Abend saß sie bis um Mitternacht bei Isabellen, und redete von den jungen Menschen. Auf einmal öffnete sich die Thüre, und Orsini trat hinein, an seiner Hand den schönen Sänger im Park. Leonore zitterte, und konnte kaum aufstehen, um ihn zu begrüßen. Hier, meine Damen, bring ich Ihnen, sagte Orsini, meinen Gefangenen; er wünscht Sie zu sehen, Leonore wahrscheinlich, um in eine doppelte Gefangenschaft zu gerathen. Leonore stand da, roth und glühend, wie eine Fackel. Der junge Mann warf brennende Blicke auf Leonoren, ohne ein Wort zu sagen. Orsini erzählte nun die Geschichte des Unbekannten. Er war der Sohn des Marchese Belluti. Der Marchese hatte sich mit seinem Bruder, dem Herzog di Castro, überworfen, und jetzt war er gezwungen, mit seinem Sohne Italien zu verlassen, um der Rache seines stolzen und rachsüchtigen Bruders zu entgehen. Der junge Belluti hielt sich noch einige Tage auf dem Landgute seines Freundes, des Orsini, verborgen auf; hier sah er Leonoren, und liebte sie. Jetzt that es ihm wehe, Italien verlassen zu müssen. Allein er

mußte. Sein Vater erwartete ihn in Benedig um mit ihm nach Frankreich zu fliehen.

Leonore hörte diese Erzählung: ihre Augen hefteten sich von Zeit zu Zeit auf dem jungen Belluti. Jetzt näherte sich der schöne Jüngling Leonoren, mit einem schönen, lebenden Blicke sah er ihr ins Auge; er legte seine Hand auf sein Herz, und nun hob er mit einer leisen Stimme zu Leonoren an: ich verlasse mein Vaterland, ich gehe unter einen andern Himmel, um dort unglücklich zu seyn; allein Sie, Sie können mir mein geliebtes Vaterland, das höchste Glück des Lebens mitgeben. —

Ich, mein Herr?

Sie! ich liebe Sie, liebenswürdiges Mädchen, hier füllten sich seine Augen mit Thränen, und Leonore zitterte. Ich liebe Sie mehr, als ich, als eine Sprache sagen kann. Ich muß fort; mein Vater, meine Liebe gegen ihn fordert es. O Leonore, nur ein Lächeln, nur den kleinsten Schimmer der kleinsten Hoffnung geben Sie mir in mein Elend.

Was wollen Sie? sagte Leonore in einer reizenden Verwirrung.

Und Staub bedecket bald sein warmes Herz! sagte Isabelle.

Leonore! hob er wieder an, und legte die Hand noch einmal auf sein Herz; seine Thränen flossen häufiger; und durch die Thränen flogen so warme Blicke auf Leonoren: nur die

kleinste Hoffnung, um meinem Leben bei mir selbst den kleinsten Werth zu geben, Leonore!

Leonore stand da, sie hob ihr Auge in die Höhe, sie schlug es seitwärts; Isabelle drückte sich eine Thräne aus dem Auge; sie sah auf Belluti, sie sah auf Orsini, überall begegnete sie flehenden Blicken. Mein Vater! rief sie; o Gott! Isabelle! sie sank auf ihre Schulter, und so reichte sie dem glücklichen Belluti ihre zitternde Hand. Belluti sank mit seinen Lippen auf die Hand, Thränen benetzten sie. O all ihr Engel des Himmels! rief er auf einmal: ich vertraue euch, eurem Schutze dieses Herz! erhaltet es mir, und dann nehmet mir alles! Gott! ich muß fort! Lebt wohl! O Leonore, Leonore! Er drückte ihre Hand an sein Herz. Leonore hob sich von Isabellens Schulter in die Höhe: sie sah ihn lächelnd und wehmüthig an. Belluti, Gott sey mit Ihnen und mit mir! Er mache Sie glücklich! Leben Sie wohl! Sie gieng rasch durch die hintere Thüre. Belluti flog wild, und mit einem hohen Entzücken im Herzen davon, und Leonore vergoß süße Thränen der Liebe, der Hoffnung, der Trennung, und der Furcht vor der Zukunft.

Leonore blieb nur noch wenige Tage bei Orsini; aber diese wenigen Tage reichten hin, ihre Liebe unauflöslich zu machen. Isabelle redete von nichts, als von dem schönen, zärtlichen Belluti, und Leonore dachte an nichts,

als an Belluti. Endlich kam Leonore wieder bei ihren Eltern an, und die tiefe Einsamkeit, in der sie lebte, das in ihrem Herzen jetzt so verschlossene Geheimniß ihrer Liebe gab ihrer romantischen Stimmung noch mehr Nahrung, und ihrer Zärtlichkeit neue Kraft. Sie gieng nur gezwungen mit ihren Eltern in die seltenen Gesellschaften, sie war sich mit ihrem Herzen genug. In einer dieser Gesellschaften sah sie den Oheim ihres Geliebten, den Herzog di Castro. Er wurde ihr von dem französischen Gesandten präsentirt, und Leonore wurde bleich, wie sie seinen Namen hörte, und zitterte, wie der Herzog sie anredete. Sie fand etwas widriges in seinem Gesichte: war er ernst, so schien er ihr stolz und gebieterisch; lächelte er, so schien er falsch und zweideutig, und doch konnte das arme Mädchen das Auge nicht von ihm wenden.

Der Herzog bemerkte es, und drängte sich sichtlich zu ihr; er schien das für Wohlgefallen zu halten, was Abscheu war. Er machte Leonorens Eltern ein sehr artiges Kompliment, und bat um des alten del Monti Freundschaft.

Der Herzog war unstreitig der stolzeste Mann in Italien; seine Geburt, seine Reichthümer, die Gnade des Königs von Neapel, seine Eroberungen bei dem weiblichen Geschlechte seine Schönheit — er war noch in seinem vierzigsten Jahre ein schöner Mann — sein Glück in allem, was er unternahm, hatten ihm

einen fürchterlich hohen Berg, iff von sich selbst beigebracht. Er glaubte sich alles erlaubt; weil lauter Schmeichler ihn von Jugend auf umgeben hatten; er konnte keine seiner Leidenschaften überwinden, keinem seiner Wünsche widerstehen; und wehe dem, der einem seiner Wünsche etwas in den Weg legte! Er war unversöhnlich aus Eitelkeit, und er setzte seinen Ruhm nur darin, nie zu verzeihen. Sein Haß war wüthend, und er hielt nichts für heilig, wenn es darauf ankam, das Vergnügen, sich rächen zu können, zu erhalten.

So war der Mann, von dessen Versöhnlichkeit Leonore die Befriedigung ihrer Wünsche erwarten sollte; und armes Mädchen! in dem Augenblicke, da du vor seinem grausamen Charakter zitterst, kennst du dein Unglück nur halb; zittre nicht vor seiner Grausamkeit, zittre vor seiner Liebe.

Der Herzog kam den andern Tag schon zu Leonorens Eltern; das arme Mädchen sah mit Wohlgefallen die Artigkeit, mit der der Herzog sie behandelte; sie betrachtete sich schon als die Vermittlerin zwischen dem Herzog und seinem Bruder, und dankte allen Heiligen für diesen Zufall. Allein wie erstaunte die Unglückliche, da nach vierzehn Tagen der alte del Monti ihr ganz trocken erklärte, daß er dem Herzog die Kastro ihre Hand versprochen habe. Sie erstarrte, sie wurde bleich, wie eine Lilie, sie antwortete kein Wort. Was hätte es ihr auch

geholfen? ihr Vater liebte sie; allein er war auch der herrschsüchtigste, der ehrgeizigste und härteste Mann in Italien.

Gewöhnt an den allerstrengsten Gehorsam, verberg Leonore ihre Thränen sogar; ihre Liebe verlor vor dem strengen Blicke ihres Vaters allen Muth. Isabella war entfernt, ihre Mutter selbst ohne Ansehen, die Zubereitungen zur Vermählung wurden gemacht, Rom war voll davon — was sollte das furchtsame liebende Mädchen machen, als beten und weinen? Der Tag der Ceremonie erschien, und Leonore wurde Herzogin di Castro. Ueber der Mahlzeit gab der Herzog dem Vater der Braut einen Brief, und nun wurde der versammelten Gesellschaft erklärt, daß das gute Vernehmen zwischen dem Herzog und seinem Bruder dem Marchese Belluti wieder hergestellt sey.

Ich würde dem Undankbaren nie vergeben haben, setzte der Herzog mit einer stolzen Miene hinzu, wenn ich nicht meiner Gemahlin die Dankbarkeit meines Bruders und meines Neffen hätte versichern wollen. Ich habe meinem Bruder geschrieben, meine theure Leonore, daß ich nur auf Ihr Bitten ihm vergeben wolke. Die arme Leonore wußte nicht, wohin sie ihr Auge schlagen sollte, um die Angst zu verbergen, die sie fühlte. Sie verbeugte sich gegen den Herzog, und öffnete die zitternden Lippen, und seufzte.

Einige Tage nach ihrer Vermählung gieng

Leonore mit ihrem Gemahl nach Neapel. Wie sie in den Pallast des Herzogs hincintrat, nun auf ewig getrennt von allem, was ihr werth war, so sank sie dem Herzog ohnmächtig in die Arme; sie empfand eine Bewegung in ihrer Seele, deren verzweiflungsvolle Bitterkeit unsäglich groß war. Sie versank in einen tiefen Kummer, in eine Melancholie, welche des Herzogs Liebe, die Freuden des Hofes, die Lustbarkeiten der Stadt nicht zerstreuen konnten. Sie erschien am Hofe, und die Bewunderung des ganzen Hofes flog ihr entgegen. Sie gewahrte bald, daß der Herzog ungemessen eifersüchtig war, und sie sah es mit Vergnügen, weil es ihr die Hoffnung machte, daß er sie auf seine Güter in die Einsamkeit führen würde.

Sie war sieben Monate verheirathet, da erzählte ihr der Herzog, daß sein Bruder in Frankreich gestorben sey, und ihn zum Vormund über seinen Sohn, den jetzigen Marchese Belluti gemacht habe. Er kommt, setzte er hinzu, wenn er das Leben behält; er liegt zu Turin am hitzigen Fieber. Hätte der Herzog nur eine Ahndung von Leonorens Liebe gehabt; er hätte auf ihrem todtenblaffen Gesichte, in ihrem heftigeren Zittern das Geständniß derselben deutlich gelesen.

Bis hieher war Leonorens Betragen ohne Tadel gewesen. Sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ihres Gemahls Liebe mit Liebe zu be-

lohnem : sie gab sich alle Mühe, den unglücklichen Belluti zu vergessen. Sie erwähnte seiner in keinem ihrer Briefe an Isabellen, und hatte es ihr ein für allemal untersagt, sie an ihn zu erinnern.

Jetzt aber, in der schrecklichen Angst über Belluti's Krankheit, in den heftigen Vorwürfen, die sie sich selbst darüber machte, daß sie schuld an seinem Tode sey, vergaß sie ihren Vorsatz. Sie schrieb an Isabellen; sie entdeckte ihr ihre Angst, ihren Kummer um den unglücklichen Jüngling. Sie bat sie, sich nach ihm erkundigen zu lassen; sie trug ihr sogar eine Empfehlung an ihn auf. Sie beklagte sich über die unglückliche Leidenschaft, über die sie nicht Herr werden könnte.

Ach! der erste Schritt, sagt das Sprichwort, ist nur beschwerlich! Sie befand sich schon durch diesen Brief ruhiger; noch ruhiger wurde sie durch die Antwort ihrer Freundin. Seine Gesundheit war wieder hergestellt; er lebte noch, und noch immer für seine ungetreue Leonore.

Leonore verschlang den Brief. Sie antwortete wieder, und der Brief war voll von dem geliebten Belluti; voll von Betrachtungen über den zweideutigen Charakter des Herzogs, und das süße Gift der Liebe, das Leonorens erster Vorsatz beinahe unthätig gemacht hatte, fieng aufs neue an, seine heftige Wirkung zu äußern.

Leonore wurde nun Mutter, ein neues Band zwischen ihr und ihrem Gemahle, und die Briefe fiengen an feltner zu werden. Nach und nach wurden die Briefe wieder länger und feuriger. Das Elend des unglücklichen Sängers (so nannten ihn Leonore und Isabelle in ihren Briefen) verdiente Thränen, und erhielt Thränen. Belluti bat seinen Oheim um Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, und erhielt sie. Isabelle schrieb Leonoren, daß ihr geliebter Sänger tief zwischen unzugänglichen Felsen in Pirmont wohne, und dort sein Leben in der tiefsten Einsamkeit beschließen wolle.

Nach einiger Zeit bat Isabelle Leonoren sehr angelegentlich, sie zu besuchen. Der Herzog erlaubte es, und Leonore flog auf das Landgut ihrer Freundin, die sie mit Thränen in den Augen empfing. Da gieng Leonore wieder; da saß Leonore, wo Belluti gefessen hatte; lauter neue Pfeile, die sich gewaltsam in ihr Herz drückten. Ach, ich hätte nicht hierher kommen sollen! seufzte Leonore; ich werde hier noch die letzte Hoffnung der Ruhe verlieren.

Da saßen die beiden Weiber in eben dem Bostet, wo sie saßen, wie Belluti die Laute schlug, und sprachen von ihm. Und bist du nicht neugierig, ihn einmal zu sehen? fragte Isabelle.

Gott! das würde mich vollends zerstören!

Zerstören und beruhigen zugleich: meinst du, nicht?

Er wird blaß seyn, blaß wie der Kummer, blaß wie ich!

Wollen wir ihn kommen lassen?

Um Gottes willen nicht!

Liebe Leonore, und wenn es der Wunsch seines ganzen Lebens wäre, dich noch einmal zu sehen: würdest du auch so grausam seyn, ihm das abzuschlagen?

Dürfte ich anders? seufzte Leonore.

Nur sehen, liebes, frommes Weib!

Ach, Isabelle! — Nein, bei allen Heiligen, nein!

Leonore, und wenn er hier wäre, wenn er dich durch mich bitten ließe, ihn noch einmal zu sehen?

Gott! Isabelle: er ist doch nicht hier?

Ja, er ist hier! um dir sein Lebewohl zu sagen, Leonore!

Leonore schrie auf; sie schlug es ab, ihn zu sehen. Isabelle bat, flehete bei seiner Liebe, und endlich — o unbesonnene Leonore — endlich gab sie nach. So mag er kommen! und Belluti lag zu Leonorens Füßen.

Er war es; der bleiche, abgekehrte, sterbende Jüngling war es, der Leonorens Hand ergriff, sie mit Thränen bedeckte, sprechen wollte, und vor Schluchzen nicht konnte. Leonore stand da, zitternd, schluchzend, die Hand



ihm drückend, und das letzte Band, das sie an den Herzog knüpfte, zerriß in diesem Augenblicke.

Sie wollen mir Lebetwohl sagen, Belluti? stammelte endlich Leonore.

Er raffte sich vom Boden auf, stand vor ihr, betrachtete sie; sie weinte, und winkte, mit der Hand, zu gehen.

So leben Sie wohl, meine Leonore! schluchzte er: auf ewig wohl! Er näherte sich ihr, er umschloß sie mit beiden Armen, seine Lippen drückten die Ihrigen, ihre Thränen vermischten sich, ihre Seufzer, ihre Worte. Leb' wohl, stammelten beide. Er flog wüthend hinaus aus dem Bostet, und Leonore sank sprachlos und wie zernichtet in Isabellens Arme.

Am andern Morgen fuhr Leonore nach Neapel zurück. Sie kam bleich und entstellt an; ihr Gemahl fragte um die Ursache ihres krankten Aussehens. Sie antwortete wenig, und verschloß sich in ihr Cabinet, und der Herzog hörte sie schluchzen. Die Kälte gegen den Herzog, die sie sonst noch sehr gut unter eine anscheinende Ehrerbietung verborgen hatte, wurde jetzt so auffallend bitter, daß der Herzog der allergutmüthigste Mann hätte seyn müssen, es nicht zu merken. Ihr Kummer blieb derselbe; so viele Mühe sich auch der Herzog gab, ihn zu zerstreuen. Sie weinte oder schrieb, und der Herzog sah, daß sie zerriß, was sie geschrieben hatte. Endlich siegelte sie einen Brief,

gab ihn einem Domestiken, ihn zu besorgen. Der Herzog ließ sich den unglücklichen Brief geben, er erbrach ihn, und las mit Entsetzen. Meine theure Isabelle, schon hundertmal habe ich die Feder ergriffen, um in deinen Busen den Schmerz auszuschütten, der meine Seele foltert. Ach, Isabelle, ich bin das unglückliche Opfer einer unseligen Liebe, die meine Seele beherrscht, und sie mit den Qualen der Verdammten füllt. Vorwürfe, Gewissensbisse vermehren die Angst meiner elenden Leidenschaft, und zerreißen meine Seele auch da, wo die Liebe nicht traf. So hab ich ihn wieder gesehen, den unglücklichen, geliebten Jüngling, und sein Bild hat sich nun für die Ewigkeit mit Feuerzügen in meine Seele gedrückt; meine Arme haben ihn an diesen Busen voll Qualen gedrückt, meine Lippen haben von den seinigen die Scufzer der reinsten Liebe geküßt, und ich bin unglücklicher als zuvor. Wehe meinem Vater, daß er die Hand seines Kindes an ein Ungeheuer verkaufte, dessen Stolz, dessen wüthender Karakter, dessen mörderische Falschheit den Abscheu noch vermehrt, den mein Herz gegen ihn fühlt; wehe mir, daß ich an der Seite des Menschen leben muß, vor dessen Grimm ich zittere, dessen unmenschliches Herz die Liebe noch vermehrt, die des unglücklichen Jünglings weiche, schöne, reine Seele in meine ihm verwesesterte Seele hauchte.

R 2

Ach ich fühle, mein Brief ist Sünde; meine ganze Seele ist Sünde; denn sie ist nur Liebe für ihn, und Haß für den, dessen Namen ich führe. Leb wohl! dieß ist der letzte Brief, den du je von mir erhältst. Ich will weinen, bis meine Thränen mir mein Grab ausgehöhlt haben, das meinen Kummer verbirgt. Zum letzten Mal habe ich seiner gedacht; herausreißen will ich sein liebreizendes Bild aus meiner Seele, und die Angst meines ewig kämpfenden Herzens mag mein Verbrechen in den Augen des Himmels vertilgen, und meine Seele lösen. Leb wohl! ach Isabelle, laß mich zur Tugend zurückkehren! schreib mir nicht! Ich bin sein Weib, ich bin Mutter zu seinem Kinde, und bitte Gott mit mir, daß ich den Vater meiner Tochter nur nicht mehr haßen darf. Leb wohl! deine unglückliche Leonore.

Man denke sich die Wuth, die unbeschreibliche Wuth des stolzen, des eifersüchtigen, des rachedürstenden Herzogs. Er erblaßte, er wurde glühend roth während des Lesens. Er zerknitterte den Brief in seinen Händen; dann las er wieder eine Zeile. Der Zorn wollte ihn ersticken. Er ballte die Hände, er raufte sich in den Haaren, er fiel auf die Knie, und schwor bei Gott die allerfürchterlichste Rache zu nehmen. Nach und nach legte sich die erste toschende glühende Wuth. Er durchlas den Brief noch einmal, und der Name seines Nebenbuh-

lers fehlte. Er sann hin und her, wer der Geliebte seines ungetreuen Weibes seyn könnte, und überall sah er nur grundlose Vermuthungen.

Er las den Brief zum hundertsten Male, und jedesmal wurde seine Liebe zu Leonoren kälter, aber auch sein Haß besonnener, und seine Rache grausamer und durchdachter. Er lächelte, er gieng, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und nieder, und brachte den Plan der allergrimmigsten Rache mit einer hämischen Freude in Ordnung. Dein Tod, elendes Weib, ist gesprochen, sagte er kalt und schneidend; nur erst sollst du deinen geliebten Jüngling meiner Rache überliefern; dann seh ihn dein Auge langsam sterben, und dann — dann bin ich gerächt!

Er setzte sich in den Wagen und verließ Neapel einige Tage, und wie er zurückkam, so lächelte er so boshaft, so zufrieden; man sah, die Anstalten seiner Rache waren getroffen, er kam das Opfer abzuholen.

Am andern Morgen trat er in Leonorens Zimmer. Kalt sagte er: Sie müssen jetzt mit mir verreisen, Leonore! Er ergriff sie bei der Hand. Leonore, ihre Tochter in den Armen, folgte ihm schweigend. Sie stiegen in einen Wagen. Leonore nahm ihre Tochter auf ihren Schooß und liebkosete ihr. Der Herzog sagte nicht ein Wort, er schien in sich selbst versunken zu seyn. Am Abend fuhren sie über eine

Zugbrücke in ein altes verfallenes Schloß. Bei dem Geräusch der Ketten, sah Leonore auf; sie sah das alte Gemäuer, und warf einen Blick auf den Herzog.

Fällt Ihnen das Schloß auf? sprach er mit einem bittern Lächeln: Sie halten es doch nicht für ein Gefängniß? Leonore zitterte, wie sie noch einen Blick auf sein Gesicht warf. Sie beugte sich auf ihre Tochter nieder, und benetzte sie mit ihren Thränen; das Kind fieng an zu schreien, und Leonore drückte es mit einer wehmüthigen Zärtlichkeit an ihre Brust. Der Wagen hielt: Der Herzog stieg aus, er nahm das Kind aus Leonorens Armen, gab es einem Domestiken, ergriff Leonorens Hand, hob sie aus dem Wagen, und führte sie, oder schleppte sie vielmehr die hohen Stufen vor der Wohnung hinauf. Er führte sie nun durch eine lange und finstere Gallerie. Leonore zitterte. Sie zittern? hob er auf einmal an: Sie sind ja bei ihrem Manne, den sie lieben, was zittern Sie?

Himmel! rief Leonore: was soll Ihre wilde Bitterkeit? wozu dieser schreckliche Ton Ihrer Stimme?

Kommen Sie: das sollen Sie erfahren! Er zog sie nun in ein Zimmer mit einem Bette; Leonore sank in einen Stuhl, und zerfloß in Thränen. Der Herzog gieng hinaus, und kam sogleich mit einem brennenden Lichte zurück, das er vor Leonoren auf den Tisch setzte.

Er setzte sich. Leonore wagte es nicht, ihn anzusehen: sie wartete zitternd darauf, daß er anfangen möchte, Ihre Unbesonnenheit, den jungen Belluti gesehen zu haben, fiel ihr auf, und zugleich die fürchterliche Angst, daß der Herzog es wissen möchte. Sie zitterte jetzt so heftig, daß ihr die Zähne hörbar zusammenstießen; sie hörte das Schlagen ihres Herzens. —

Ein Gewissen haben Sie noch; sagte der Herzog, nachdem er sie lange betrachtet hatte: jetzt zur Sache! Lesen Sie diesen Brief! Leonore sah ihren letzten Brief an Isabellen in des Herzogs Händen. Gott! Gott! ich bin verloren! schrie sie auf, und verbarg ihr Gesicht mit den zitternden Händen.

Ereulose! sagte der Herzog kalt: ich bin also das Ungeheuer, gegen das Ihre ganze Seele Haß und Abscheu ist? Gut, Madame; künftig sollen Sie Ursach haben, mich zu hassen. Oder meinen Sie, daß ich, von Ihnen verrathen, betrogen, entehrt, mit Schande bedeckt, gutmüthig schweigen soll?

Nein! sagte Leonore: ich bin schuldig; bestrafen Sie mich! aber entehrt habe ich Sie nicht! Ja, ich habe über meine unselige Leidenschaft nicht siegen können: allein meine Tugend und ihre Ehre sind ohne Flecken; das Schwöre ich Ihnen bei Gott!

Still, still! Heuchlerin! Hören Sie! Eras: meine Arme haben ihn an diesen Busen voll Qualen gedrückt; meine Lippen haben von

den heiligsten die Seufzer der reinsten Liebe erküßt! Was sagen Sie, meine schöne Heuchlerin? Nicht wahr? das heißt meine Ehre ohne Flecken lassen? Jetzt sprang er mit blitzenden Augen auf, und stand vor Leonoren: was sagst du, niedrige Kreatur?

Ich bin unschuldig! ich rufe Gott zum Zeugen!

Wie? du hast ihn geküßt? —

Und dennoch unschuldig. —

Verdammte heuchlerische Schlange! rief er mit den Zähnen knirschend: die grimmigste Rache ist schon bereitet, dich zu treffen!

Jetzt sank Leonore zu seinen Füßen, und rief voll Schrecken: O Gott, Gott, schütze mich! hilf mir!

Stehen Sie auf: sagte der Herzog etwas beruhigter: sehen Sie sich, und hören Sie mich!

Leonore setzte sich, und sah ihn furchtsam demüthig und bittend an. Er fuhr fort: Sie sehen, Sie Undankbare, wie tief, wie unvergeblich ich von Ihnen beleidiget bin; Sie nennen mich selbst rachsüchtig, grausam und unmenschlich; Sie, der ich nichts als Beweise meiner Liebe gegeben habe: was haben Sie von mir zu erwarten? — — Indes — so könnte ich Ihnen dennoch vergeben, dennoch — allein — nur ihre Aufrichtigkeit könnte mich versöhnen. Hören Sie! die kleinste Berstellung, die allerkleinste, spricht Ihnen das

grausamste Urtheil! — Hören Sie! — Wer ist der niederträchtige Verführer Ihrer Unschuld?

Leonore rief: o bei Gott! meine Unschuld ist nicht verführt! Ich frage, fuhr der Herzog mit lauter Stimme fort, wer ist der geliebte Jüngling? Ich will seinen Namen wissen.

Leonore sah auf den Boden. Sie sah Beluti schon blutig am Boden vor ihr liegen, das unschuldige Opfer der Eifersucht des Herzogs. Sie schwieg.

„Nun, gefällt es Ihnen zu antworten?“

Nein, dacht in diesem Augenblicke Leonore: nein! dich will ich retten. Sie fühlte in diesem Augenblicke neue Kräfte, die ihr Muth gaben. Sie sagte mit fester Stimme: Ihr Zorn will ein Opfer, mein Gemahl! opfern Sie mich; ich bin unschuldig! mein Tod ist gewiß. Allein den Namen, den Sie wissen wollen — nein! nein! nie soll er über diese Lippen kommen!

Ein Paar Sekunden lang blieb der Herzog unbeweglich. Er hatte die Festigkeit der Leonore nicht erwartet. Endlich brach sich sein Stillschweigen in einer unbeschreiblichen Wuth. Unglückliche! rief er; ich soll den Namen nicht wissen? Weib! du hast keine Vorstellung von dem, was ich bin, wenn du nicht gehorchst!

Ich erwarte von Ihnen alles, und bin unglücklich genug, den Tod nicht zu fürchten!

Den Tod? du Thörin, meinst du, daß ein

Augenblick Rache die Beleidigungen eines ganzen Lebens gut machen kann? Dein Grab ist bereitet: aber lebendig sollst du es bewohnen, und leben!

Leonore sank bei diesen Worten hinter über, und verlor die Sinne. Wie sie ihre Besinnung wieder hatte, so sah sie sich in den Armen ihrer Weiber. Sie fragte sogleich nach ihrer eigentlichen Kammerfrau, deren Treue und Liebe sie kannte, und die sie mit sich von Rom nach Neapel gebracht hatte. Man sagte ihr, sie sey noch zu Neapel. Leonore zitterte. Sie brachte die Nacht unter ihren Weibern zu; sie wagte es nicht sich in ihrer Gegenwart zu beklagen, noch sie fortzuschicken, sie fühlte alle die innere Unruhe, die Reue und Furcht geben können.

Am frühen Morgen ließ sie sich in das Zimmer ihrer Tochter führen: sie fand sie noch schlafend; sie sandte die Weiber weg, und setzte sich an die Wiege des Kindes. Hier wurde der Lauf ihrer Empfindungen noch schmerzhafter. Sie verglich den süßen, ruhigen Schlaf des Kindes mit der Unruhe ihres Gemüths; sie beneidete seinen Zustand der Fühllosigkeit gegen ihr Elend! ach, und doch ist es unglücklich! rief sie: vielleicht sehe ich sie zum letzten Male. Sie segnete das Kind, empfahl es in einem brünstigen Gebete allen Heiligen, und nun gleichsam bereitet zu allem, sank sie wieder in ängstliche Träume über ihr Schick-

sal. So schrecklich ihre Phantasie ihr auch dasselbe machte; so war doch der Entschluß, Belluti nicht zu nennen, in ihrer Seele fest.

Jetzt öffnete der Herzog die Thüre. Leonore wollte ihm entgegen gehen; allein ihre Füße versagten; sie sank in den Stuhl zurück.

Nun? hat Sie die Ueberlegung in dieser Nacht vernünftiger gemacht? Fühlen Sie es endlich, was Sie wagen, wenn Sie mir länger widerstehen? Leonore seufzte tief auf. Soll ich den Namen des Bösewichts erfahren? Sie schlug die Augen an die Decke, und schwieg. Ich will eine bestimmte Antwort: werden Sie den Namen nennen, oder nicht?

Ich kann nicht, antwortete Leonore bescheidend!

Das ist ihr Urtheil! Nehmen Sie von Ihrer Tochter Abschied!

O Gott, mein Gemahl! haben Sie Barmherzigkeit mit der Mutter, wenn auch nicht mit dem Weibe! Wie hart auch mein Schicksal sey, so trennen Sie mich nicht ganz von meiner Tochter!

In diesem Augenblicke erwachte das Kind; es öffnete die Augen, und lächelte seinen Aeltern zu. Leonore stürzte auf die Wiege los: mein Kind, rief sie, und nahm es auf; o komm, gib mir das Herz deines Vaters wieder!

Der Herzog nahm das Kind auf seine Arme; die Bande zwischen Ihnen und diesem Kinde sind jetzt zerrissen: es ist Ihr Kind nicht

mehr. Leonore sank ihm zu Füßen. Der Stolz weidete sich einen Augenblick an diesem Schauspieler. Den Namen rief er, Leonore seufzte leise: ich kann nicht! Und der Herzog gieng mit dem Kinde nach der Thür. Leonore schrie laut, das Kind fieng an zu schreien, streckte die Arme nach seiner Mutter; der Herzog fluchte, verschwand mit dem Kinde, und ließ Leonoren in der bittersten Verzweiflung zurück.

Eine halbe Stunde nachher kam der Herzog zurück. Er führte Leonoren in ihr Zimmer, er setzte sie in einen Stuhl; er setzte sich zu ihr, und sagte ihr mit einem ruhigeren Gesichte: Sie halten mich für unverföhlich, und indeß — er schwieg — er sah vor sich nieder. Leonore sah in diesen Worten, in dem Ton seiner Stimme einen Strahl von Hoffnung; ihr weiches mitleidiges Herz betrog sie mit der Vorstellung der nahen Verföhnung. Sie sprach von ihrer Tochter, der Herzog hörte sie mit einem finstern Blicke, aber ohne Zorn an; er schien sogar gerührt. Er sagte Leonoren, daß seine Liebe zu ihr die Ursach seiner Wuth gewesen sey; er bat sie, Sorge für ihre Gesundheit zu tragen, und versprach ihr das für ihr Kind zurück zu geben.

Leonore vergoß jetzt wahrlich nur Thränen der Reue; jetzt erst fühlte sie sich schuldig; sie ergriff seine Hand und benetzte sie mit ihren Thränen. Allein in diesem Augenblick fühlte

sie auch ihren innern Zustand, den Furcht und die heftigen Leidenschaften ihr bisher verborgen hatten. Sie fühlte sich krank, und ein starkes Fieber zwang sie, sich ins Bett zu legen.

Der Herzog schien sehr unruhig zu sehn: er sandte sogleich einen Courier nach Neapel, um zwei Aerzte zu holen; er verließ Leonorens Bett nicht; er gab ihr in Gegenwart ihrer Weiber die größten Beweise seiner Liebe und Zärtlichkeit, und leise versicherte er Leonore den Sieg seiner Liebe über seinen Zorn. Er versprach ihr, ihre Tochter sogleich zurück zu geben, wenn sie gesund sey. Leonore ergriff seine Hand, seine grausame Hand, drückte sie an ihr Herz, küßte sie, und zerfloß in Dankbarkeit und in dem Gefühle ihres Unrechts.

Die Aerzte versicherten, daß die Krankheit nicht gefährlich wäre, und verließen das Schloß nach zween Tagen. Wie sie fort waren, so schien des Herzogs Unruhe über Leonorens Zustand zu wachsen; er zwang sie im Bett zu bleiben, ungeachtet sie sich gesund fühlte.

Leonorens Weiber hatten die drei Nächte vorher gewacht; ihre Kräfte waren erschöpft, und der Herzog sandte sie fort, um den Tag über zu schlafen. Er sagte, daß er selbst mit einem Kammerdiener und einer alten Frau vom Schlosse sie bewachen wollte. Die Vorhänge um das Bett waren zugezogen, und Leonore wußte nicht, daß ihre Weiber sie verlassen hatten. Um Mittag merkte sie es, und fragte

nach der Ursach, und der Herzog sagte sie ihr und bat sie, ruhig zu liegen. Aber warum? fragte sie ahnend: ich befinde mich wohl. Der Herzog bat sie, nicht zu reden, und sich zu beruhigen. Leonore wurde unruhig, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie betrachtete Ihren Gemahl und sah auf seinem Gesichte die Zeichen der heftigsten Unruhe.

Gegen drei Uhr forderte er ihre Hand. Leonore gab sie ihm zitternd. Der Herzog fühlte ihren Puls, sprang auf, und schrie mit entsetzlicher Stimme: Gott im Himmel! sie stirbt! geschwind! flieg nach Neapel, hole einen Arzt! und der Alten gab er den Auftrag, den Kaplan aus dem Dorfe zu rufen. Sie stirbt! sie stirbt! schrie er: eilt! eilt! — sie flohen davon.

Leonore zitterte. Ihre erste Bewegung war, sich aufzurichten und zu fliehen, aber sie sank kraftlos auf ihr Bett zurück; ihr Herz klopfte so schnell, daß es ihr die Sprache benahm. Sie wurde kalt und starr. Der Herzog trat jetzt an Leonorens Bett, eine Tasse in der Hand. Hier trinken Sie! sprach er mit erstickter Stimme. Ein kalter Schweiß drang über Leonorens Gesicht: sie glaubte nun ihren Tod gewiß; sie hielt es für Gift, was der Herzog ihr bot. Trinken Sie, sagte er noch einmal.

Gott, was ist das? sagte Leonore schauernd, und betrachtete die Tasse.

Lassen Sie mir doch Zeit, mich mit Gott

zu versöhnen! — O Gott! rief sie jetzt mit gefalteten Händen: vergieb mir, vergieb meinem Mörder! tröste meine Eltern, und schütze meine Tochter! Nach diesem Gebet fühlte sie sich stark genug, das Opfer zu vollenden. Sie warf einen Blick auf den Herzog; er war blaß, verwirrt; er zitterte, er stotterte einige Worte, und nun richtete er Leonoren mit der einen Hand auf, mit der andern hielt er die Tasse an ihre Lippen, und Leonore trank ohne Widerstand den Saft rein aus. Göttlob! sagte sie sanft: ich vergebe Ihnen meinen Tod! sie legte sich auf ihr Kissen, faltete die Hände und betete leise. Einige Minuten nachher schlossen sich ihre Augen, eine blasser Farbe schlich sich über ihre Wangen, immer bleicher und bleicher, die Lippen wurden sanftblau, der Umlauf des Bluts stand, der Athem verkehr sich, und sie lag da, wie eine schöne Bildsäule von weißem Marmor.

Nach einer halben Stunde stürzten der Kammerdiener und die alte Frau wieder ins Zimmer. Der Herzog flog ihnen mit dem lauten Geschrei entgegen: sie ist todt! sie ist todt! Das Haus kam in Bewegung; Leonorens Weiber, alle Domestiken stürzten herzu. Sie fanden den Herzog am Bette Leonorens knieen. Das Zimmer war durch die vorgezogenen Vorhänge finster, die Vorhänge um Leonorens Bette waren zugezogen.

O Gott! sie ist todt! ich Unglücklicher! rief der Herzog in dem Tone der Verzweiflung.

D sehet da, die schöne Blume meiner Liebe! sie ist verwelkt, und ich werde ihr folgen! Er hob den Vorhang des Bettes auf, und Leonore lag da bleich, und ohne Bewegung. Ein lautes Geschrei erhob sich.

Der Herzog trieb Alle in seiner Wuth in die nächsten Zimmer. Macht mich nicht rasend! rief er zornig. Hört! ich hasse alle Menschen! Der Kaplan kam; er bedauerte den Herzog, betete, und auf die Bitte des Herzogs blieb er den Abend bei ihm. Um Mitternacht sandte er alle Menschen weg zu schlafen. Geht, sprach er weinend; ich will allein bei ihr bleiben! Ihr stört mich in meinem Schmerz, und in meinem Gebet. Der Kaplan, und zwei Wächter blieben in einem Vorzimmer, drei Zimmer von dem entfernt, wo Leonore lag. Der Herzog verschloß das erste Zimmer. Man gieng gern, weil alles ermüdet war, und sehr bald lag das ganze Haus in tiefem Schlafe.

Um zwei Uhr Morgens erwachte Leonore aus ihrer Betäubung: es war ein Schlaftrunk gewesen, was sie getrunken hatte. Sie öffnete ihre Augen; sie sah um sich her; sie erblickte den Herzog, der an ihrem Bette stand, und zitterte. Sie sammelte sich endlich: der Herzog gab ihr einige Tropfen, welche ihre Lebensgeister erweckten. Endlich erholte sie sich völlig: also lebe ich noch! rief sie. Ja, Sie leben! antwortete der Herzog kalt. Sie schob den Vorhang zurück; sie sah im Zimmer um-

her, sah nur den Herzog und erschrock. Warum bin ich allein? — Das sollen Sie hören! jetzt stehen Sie auf.

Er reichte ihr Kleidung, er half sie anziehen, und nun trug er sie in einen Lehnstuhl. Jetzt, Leonore, sollen Sie alles wissen! sieng er an: es war ein Schlaftrunk, den Sie gestern nahmen.

Wozu aber?

Hören Sie! Sie haben mich entehrt; ich bot Ihnen Verzeihung an: Sie schlugen sie aus. Mein Zorn rante Ihnen den Namen Ihres niederträchtigen Verführers nicht entreißen; Sie lieben ihn so noch. Ja, Weib, jetzt hasse ich dich, ich verachte dich! Du wolltest sterben, weil dir der Tod lieb ist, weil er dich von mir befreit. Aber leben sollst Du, getrennt von allem, was Dir lieb ist.

Gott! meine arme Eltern!

Morgen erhalten sie die falsche Nachricht von deinem Tode. Sieh, du Schlange! das ganze Schloß hält dich für todt: alle meine Leute haben dich todt gesehen.

Leonore zitterte heftig und immer heftiger. Sie hatte nicht einmal die Kraft ihre Hände gegen den Grausamen zu erheben.

Hören Sie weiter, fuhr er fort; ich habe hier am Schlosse ein weites Souterrain, das Niemand kennt, wohin nie ein Strahl der Sonne gedrungen ist. —

Rt. Rom. IV. Th.

S

Gott! ich bin verloren!

Nein! Ihr Schicksal stehet noch in Ihrer Hand. Sehen Sie, in einem Augenblicke sind alle unsere Leute wach. Ich erkläre ihnen, daß eine Ohnmacht den Irrthum Ihres Todes veranlaßte; der Brief an Ihre Eltern ist noch nicht abgegangen; Sie erscheinen wieder in der Welt, ich vergebe Ihnen. —

O Gott! Gott!

Ich fordere nur Ein Wort von Ihnen, nur Ein Wort. Ich muß, ich will ein Opfer haben. Nennen Sie mir den Verführer, und Sie sind frei, sind wieder Mutter, wieder Tochter, wieder Gemahlin. Wählen Sie!

O Gott! sieh, sieh diesen Grausamen! Ich soll einen Unschuldigen seiner Mordsucht überliefern! Nein! nein!

Besinnen Sie sich, Leonore! sagte der Herzog, und warf einen wüthenden Blick auf Leonoren. Noch ein Nein, und Sie sind für diese Welt verloren. Besinnen Sie sich! Ihre Eltern werden vor Kummer sterben! Sie selbst werden leben, ohne Ihre Tochter, ohne je einen Menschen wieder zu sehen! Besinnen Sie sich, sage ich Ihnen! Ist dieser Augenblick vorüber, so ist keine Hoffnung mehr! Ich könnte dann Ihr Schicksal nicht ändern, selbst wenn ich wollte.

Hier sprang Leonore auf; sie sank auf ihre Kniee, sie betete, sie sprach verwirrt: dann gerieth sie in ein tiefes Nachsinnen. Sie doch

te an Belluti. Nein! rief sie: nein, ich kann die Unschuld nicht verrathen!

Nicht? rief der Herzog wüthend. Noch einmal: werden Sie ihn nennen?

Nein! niemals!

Ungeheuer! die Stunde der Rache ist gekommen! Er wollte ihre Hand ergreifen, sie floh in die andere Ecke des Zimmers; hier umklammerte sie mit beiden Händen die Säule des Bettes. Ihre Haube fiel bei dieser Bewegung ab, und ihre Haare rollten auf ihre Schultern. Der Herzog betrachtete sie einen Augenblick schweigend. Er riß sie von der Säule, und trug sie vor einen Spiegel. Du Unglückliche! betrachte noch zum letztenmale diese Schönheit, die ein ewiges Dunkel bald verbergen wird; betrachte dich selbst! Sey nicht grausamer gegen dich, als ich es bin. Habe Mitleiden mit dir selbst! Nenne deinen Verführer! Nenne ihn; nenne ihn!

Nein! nein! ich kann nicht! und sie sank betäubt in seine Arme. Der Herzog trug sie durch drei Zimmer, eine kleine heimliche Treppe hinab, auf einen Hof. Die frische Morgenluft gab hier Leonoren ihre Besinnung wieder. Er öffnete eine Thür, und nun trug er das arme schwache Weib in den Garten. Der Morgen fieng an seinen ersten Strahl am Himmel zu verbreiten. Das ist der letzte Morgen, der dir leuchtet! rief er bitter.

O Gott! Gott! Hülf! schrie Leonore.

Jetzt waren sie nahe an einem alten Felsen. Der Herzog stieß einen Schlüssel hinter einen großen Stein, und auf einmal öffnete sich eine Fallthür. Leonore schauderte zurück. Dieser Augenblick, rief der Herzog, ist dir noch zur Rettung übrig. Nenne deinen schändlichen Liebhaber. Sein Blut soll mich versöhnen. Leonore warf einen Blick an den Himmel; die funkelnden Sterne, der schöne Anblick des prächtigen Gewölbes gaben ihr den Muth eines Märtyrers. Sie sprach fest: ich bin dein Opfer!

Der Herzog zog sie bei diesen Worten in die Thür, eine Treppe hinab. Leonore sah noch einmal zurück in das Licht, das sie verlassen sollte; dann sank sie nach einigen heftigen Bewegungen, die sie machte, um sich los zu reißen, auf seiner Schulter in Ohnmacht.

Endlich kam Leonore wieder zu sich. Alles war rings umher finster und still. Sie lag auf einem Lager von Stroh. Sie schrie von Schrecken laut auf, und der Wiederhall in die Höhle beantwortete allein ihre Klage, verdoppelte ihre Angst, und den Schrecken, unter dem sie beinahe erlag. O Gott! sagte sie leise und unter einer Thränenfluth: so soll dieß die einzige Stimme seyn, die ich höre! Jetzt hörte sie ein Geräusch; es war der Herzog! der ihr Gefängniß öffnete. Er erschien, eine Laterne in der Hand; er setzte einen Krug

mit Wasser, und ein Brod bei Leonoren nieder. Hier ist deine Nahrung, sagte er kalt, künftig holst du sie dort aus dem Thurm gegen dir über. Ich werde sie in den Thurm hinablassen; denn ich bin jetzt zum letztenmale hier in deinem fürchterlichen Aufenthalte.

Leonore sah jetzt um sich her: sie erblickte eine ungeheure Höhle, deren Gewölbe nicht ganz von dem schwachen Lichte, das der Herzog hatte, erleuchtet wurde. Der Theil der Höhle, wo Leonore war, hatte einen Teppich von Stroh, um sie gegen Nässe und Kälte zu schützen. Jetzt wandte sich Leonore gegen ihren Kerkermeister, sie betrachtete ihn mit einer kalten und bitteren Verachtung.

Was betrachtest du mich? fragte er.

Leonorens verhaltener Zorn brach jetzt aus. Sie verwünschte ihn, sie warf ihm mit allen Zeichen der tiefsten Verachtung seine Grausamkeit vor, und sie schloß mit den Worten: Geh, du heilloser Barbar! geh! ich bin hier in meinem Grabe glücklicher, als mit dir im Paradiese!

Er gieng mit einer verbissenen Wuth, und seitdem erschien er nicht wieder in der Höhle selbst. Wenn er das Brod und das Wasser brachte, so pochte er an den Thurm, bis Leonore antwortete; dann gieng er, ohne ein Wort zu sagen.

Indeß bereuete Leonore sehr bald, seinen Haß durch ihre Vorwürfe noch vermehrt zu

Haben. Er war der Vater ihrer Tochter; ihr geliebtes Kind war in seinen Händen; dann war auch noch nicht jeder Strahl von Hoffnung in ihrem Herzen erloschen. Je mehr sie ihr Schicksal überdachte, um desto wahrscheinlicher schien es ihr, daß er sie nur eine Zeitlang hier gefangen halten würde; sie überredete sich, daß er ein anderes Mittel gefunden haben würde, ihre Abwesenheit zu entschuldigen, als die Nachricht ihres Todes. Je mehr sie darüber nachdachte, destoweniger konnte sie glauben, daß er sich die Nothwendigkeit auslegen würde, sein eigener Sklave zu seyn, nie das Schloß zu verlassen, und ihr alle zwei Tage Lebensmittel zu bringen. Und einen Vertrauten seines Geheimnisses durfte er nicht haben.

Ach das arme Weib wußte nicht, daß der Haß eines boshaften Herzens seiner Rache schwerere Opfer bringen kann, als die jählichste Liebe der reizendsten Geliebten. So oft er also in dem Thurm pochte, so oft redete Leonore ihn an, voll von der Hoffnung ihrer Befreiung, bat ihn um Mitleiden, und versicherte ihm ihre Unschuld.

Endlich aber verlor die Unglückliche ihre Hoffnung ganz und gar. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele; sie murrete gegen die Vorsehung, sie beschuldigte Gott der Grausamkeit. Da saß sie auf ihrem Strohlager, von der finstersten Nacht umgeben,

ein Raub ihres Elendes, voll Verlangen nach ihrem Tode. Er kam nicht. Sie beschloß zu sterben. Zwei Tage hindurch nahm sie keine Nahrung. Der Herzog pochte, und Leonore antwortete nicht. Endlich trat er in die Höhle hinein, die Laterne in der Hand. Leonore betrachtete das Licht mit Entzücken; ja sie sah ihn selbst mit einer heimlichen Freude: es war die Gestalt eines Menschen.

Er fragte sie nach ihrem Befinden; die Stimme erregte in ihrem Herzen eine süße Freude: allein sie antwortete nicht. Er bot ihr an, ihr ihre Gefangenschaft zu versüßen, ihr Licht, Bücher und bessere Nahrungsmittel zu geben, wenn sie ihm den Namen ihres Geliebten sagen wollte. Sie betrachtete ihn mit dem Blicke der tiefsten Verachtung. Jetzt, Cleuder! sagte sie: jetzt hast du alle Bande zwischen mir und dir zerrissen! Jetzt bin ich frei: jetzt überlasse ich mich frei einer Liebe, die noch jetzt mein Glück macht, und einem Haffe gegen dich. Der Jüngling, dessen Namen du wissen willst, um ihn zu werden, ist jetzt mein angebeteter Geliebter; mein letzter Seufzer wird ihm noch meine Liebe versichern. Meinst du, ich werde dir ihn nennen? —

Gut! so stirb, wie du gelebt hast, Ehebrecherin! und fahr zur Hölle!

Ehebrecherin? bin ich dennoch dein Weib?
— Sieh; ich bin der Raub meiner Verzweiflung! ich will sterben. Ich muß sterben.

Jetzt hob sie sich von ihrem Lager empor, und stand vor ihm; sie hob beide Arme in die Höhe. Gott! Gott! Richter der Welt! du siehst mich, du hörst allein meine klagende Stimme; du weißt, daß ich verzweifeln muß. Hier steht der Bösewicht, der mich ermordet; heb deinen Arm auf und zerschmettere den Unmenschen, der mich zum Selbstmorde zwingt! Zittere! zittere, Barbar! Gott hat mir vergeben, und sein Gericht trifft dich!

Bei diesen Worten bebte der Herzog; er ward bleich; er heftete Blicke voll Unruhe auf Leonoren. Leonore! sagte er: Sie selbst sind schuld an ihrem Unglück. Hundertmal habe ich Ihnen Verzeihung angeboten. Sie selbst haben sie ausgeschlagen! Wenn Sie gewollt hätten, so wären Sie noch jetzt in meinem Pallaste, wären bei ihrer Tochter —

Gott! meine Tochter! lebt sie noch?

Sie ist bei Ihrer Mutter.

O, ist das wahr? ist sie bei meiner Mutter?

Der Herzog sah, daß diese Vorstellung Leonoren beruhigte: er zog aus seiner Tasche einen Brief, und gab ihn ihr, und Leonore las mit nassen Augen.

Meiner Leonore Tochter ist gestern Abend bei mir angekommen! ach, wie soll ich Ihnen meine Empfindungen zeichnen, die mein Herz durchbohrten, wie ich sie in meine Arme nahm! Dank Ihnen, lieber Sohn, für dieß theure Ge-

schenk. Sie ist das Band, das mich ans Leben knüpft, aber mich nicht für den Tod meiner Leonore tröstet. O Gott! wie viele traurige Empfindungen weckt der neue Titel Mutter, den die Kleine mir giebt! — Bald werde ich kommen, und mit Ihnen auf dem Grabe meiner verlorenen Leonore weinen, und sterben. Nein, eine Mutter kann das Grab ihrer Tochter nicht sehen, ohne zu sterben. Das ist mein Trost! — Doch ich soll leben! Nein! ich will leben: Die Religion befiehlt es mir, die Natur macht mir das Leben zur heiligen Pflicht. Ich will für das Kind meiner Leonore leben. Ich will allein für den theuren Ueberrest meiner Leonore daseyn; daseyn, Ihnen die Liebe und den Schmerz zu danken, der sie an das Grab Ihrer und meiner Leonore fesselt. Leben Sie wohl, ich werde bald den Kummer theilen, den der Tod Leonorens über uns alle gehäuft hat, am meisten aber über ihre unglückliche Mutter.

Kaum hatte Leonore den Brief gelesen, so sank sie auf ihre Knie. O Gott! rief sie weinend: so bin ich auch dein hier in diesem schrecklichen Gefängnisse? O vergieb, vergieb, daß ich murrete! Hier gelobe ich dir ungeduldig, meine Leiden zu tragen. Sey der Trost meiner Mutter, und der Vater meines Kindes.

Nach diesen Worten sank sie auf das Stroh: die heftige Bewegung hatte sie angegriffen, der zweitägige Hunger hatte sie ge-

schwächt. Der Herzog nutzte diesen Augenblick. Er bot ihr Nahrungsmittel an, Leonore aß. Der Herzog verließ sie, und sie sah ihn nachher nicht wieder.

Der Gedanke, daß ihre Geduld, ihre Ergebung in ihr Schicksal den göttlichen Segen auf ihre Mutter und Tochter herabziehen würden, und dem Leonore eifrig nachhieng, belebte sie jetzt aufs neue, und stärkte ihren Muth. Sie fieng an, ernsthafter über ihr Schicksal nachzudenken; sie hatte selbst den Muth, sich schuldig zu fühlen; sie sah ein, daß sie ihren Gemahl beleidiget hatte. Sie hielt die Strafe für grausam: allein nicht ganz für unversdient. Diese Betrachtungen brachten bei ihr eine bittere Reue über ihre Untreue hervor; allein diese Reue hatte auch etwas süßes; sie fand eine Wollust in den Thränen, die sie über ihr Unglück vergoß. Die reuige und tugendhafte Empfindung tröstete sie über ihre Fehler, und versöhnte sie mit sich selbst. Ja sie that noch mehr: sie gab ihr die Hoffnung, daß der Himmel versöhnt sey, und der sich erhebenden Tugend endlich helfen müsse.

Diese Idee verdrängte alle andere; sie glaubte den Zeitpunkt der göttlichen Hülfe durch Gebet, durch fromme Gedanken zu beschleunigen. Die Liebe gegen Belluti verlor immer mehr von ihrer Stärke; sie dachte noch wohl an Belluti, allein mehr zum Zeitvertreibe, als aus Drang der Empfindung. Nach

und nach wurde sie ihres Schicksals gewohnt. Selbst die Exaltation ihrer religiösen Ideen ließ nach. Sie schuf sich sogar Beschäftigung. Ihr Gefängniß war geräumig. Sie gieng einen großen Theil des Tages darin auf und nieder; sie machte Hymnen an Gott, Lieder an ihre Tochter, an ihr Gefängniß, auf ihren Zustand; sie erfand Melodien dazu, und sang sie laut ab; und das Echo aus der hintern Grotte, das die letzte Sylbe wiederholte, war ihre theuerste Freundin. Sie konnte sich im Dunkeln ganz genau aus einer Höhle in die andere finden; das Gehör ersetzte ihr Gesicht. Ein Schall, so oder so von den Felsen gebrochen, sagte ihr genau, wo sie war. Ihr Schlaf war eine neue Wohlthat für die Unglückliche: schöne Träume zauberten sie auf die Oberwelt zurück! sie war bei ihren Eltern, bei ihrer Tochter; und wenn sie erwachte, so setzte ihre exaltirte Phantasie diese Träume fort. Sie lebte in herrlichen Gärten, unter Bäumen; sie sah die Sonne, den Himmel. Der Schlaf gab ihr, was sie verloren hatte, zurück. Der Tod, den sie anfangs tausendmal gewünscht hatte, wurde ihr nach und nach gleichgültig, und endlich wie allen Menschen schrecklich.

Zuweilen brachte ihr der Herzog auf vier Tage Lebensmittel. Dann wußte sie, daß er eine kleine Reise machte. War ihr Vorrath verzehret, und der Herzog zögerte zu kommen, so wurde sie unruhig. Der Tod ihres Tyran-

nen war auch ihr Tod, und sie that brünstige Wünsche für sein Leben. Auch der Haß gegen ihn fieng an, von seiner Heftigkeit zu verlieren. Anfangs hörte sie nie, ihn sich nähern, ohne nicht die Empfindung eines heftigen Schreckens zu haben. Diese Empfindung verlor sich, zuletzt wünschte sie, daß er kommen möchte: er unterbrach doch das fürchterliche Stillschweigen in der Höhle; er ließ doch Geräusch von sich hören; kurz seine Ankunft zerstreute sie. Er war ihr zuletzt nothwendig geworden, ob er ihr gleich nie antwortete, so viel sie ihn auch bat zu reden.

Die Ungewißheit über das Schicksal ihrer Eltern und ihrer Tochter, war die einzige Qual, die sie hatte. Sie bat den Grausamen flehentlich, ihr Nachricht zu geben, und wenn er nicht reden wollte, doch wenigstens nur ein Geräusch zu machen, wenn ihre Tochter noch lebte. Er machte ein Geräusch mit den Schlüsseln, und Leonore war zufrieden. Sie horchte jedesmal, wenn er gieng, auf seine Tritte, und freute sich kindisch, wenn er hart auftrat.

Ueberall war ihr das Geräusch, das ein anderer als sie machte, unglaublich angenehm. Wenn es stark donnerte, so hüpfte sie vor Freude: ihr Entzücken war unbeschreiblich groß, sie glaubte sich weniger allein. Sie horchte auf jeden neuen Schlag; und hörte es glänzlich auf zu donnern, so versank sie in die tiefste Traurigkeit, und zerfloß in Thränen.

Zimmer lebendiger wurde die Hoffnung endlich befreit zu werden; es wurde ihr zuletzt so gewiß, daß ihr diese Gewißheit und die Erwartung derselben zu einer neuen Qual wurde. Sie gelobte Gott, nach ihrer Befreiung in der Einsamkeit ihm und der Erziehung ihrer Tochter zu leben, und dann ihr Leben in der tiefsten Einsamkeit zu beschließen, sobald ihre Tochter erwachsen sey.

Der Herzog, merkte sie, mußte jetzt sein Schloß gar nicht mehr verlassen! denn er brachte ihr regelmäßig ihre Nahrung. Eines Tages war ihr Vorrath meist aufgezehrt, und der Herzog erschien nicht. Sie wartete auf ihn mit Ungeduld, und verzehrte nun ihren kleinen Vorrath. Sie schlief ruhig; sie erwachte, und der Hunger erinnerte sie mächtig an den Herzog. Sie lag an dem Thurme und horchte; der Herzog kam nicht. Die Angst sowohl, als der Hunger beraubten sie des Schlafes, und noch ein Tag gieng hin, ohne daß sie jemanden hörte. Ihre Kräfte waren erschöpft: sie weinte; sie rang die Hände; sie rief des Herzogs Namen. Er kam nicht. Sie betete für ihre Tochter, für ihre Mutter, allein noch heißer um Rettung. Endlich sank sie ganz ohne Kraft auf ihr Lager; ein sanfter Schlaf voll hoher, entzückender Träume bedeckte ihr Auge; sie sah um ihr Lager Engel und Heilige stehen. Auf einmal glaubte sie Klopfen gehört zu haben; sie fuhr aus ihrem Schlummer

auf. Sie hörchte mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Es klopft noch einmal. — Sie zittert vor Freude! Sie will rufen, und ist zu schwach dazu. Jetzt eine Stimme, und nicht die Stimme des Herzogs; eine neue, eine fremde Stimme! O Entzücken, ohne Wort! O Freude des Himmels! o Stimme eines Engels! es ist nicht des Herzogs Stimme; außer sich, in Entzücken verloren, faltet sie die Hände. Gott! seufzet sie; die Stimme wird still. Sie will schreien, und kann nicht; sie will sich aufraffen, und sinkt wieder taumelnd auf ihr Lager.

In diesem Augenblicke öffnet sich die Thüre des Thurms. Leonore sieht Licht; sie will sehen, ihre Augen verschließen sich, sie kann den schwachen Schein einer Lampe nicht ertragen. Man nähert sich. Gott! Gott! ruft Leonore mit aller Stärke, deren sie fähig ist. Sie öffnet ihre Augen aufs neue, und schützt sie mit der Hand gegen das Licht. Ein Mann kniet neben ihr, legt seine Hand unter ihren Kopf, und hebt sie in die Höhe; mit der andern bietet er ihr Nahrung. Sie stillt das herrschende Bedürfniß der Natur, sie verschlingt die Nahrung, die man ihr giebt.

Und wer bist du, Unglückliche? fragt die Stimme. Wer ich bin? antwortete Leonore seufzend. Ach, die Unglücklichste aller Menschen. Sprich, bist du hier mich zu retten,

oder bist du der Geselle der Grausamkeit meines barbarischen Gemahls? —

Gemahls? antwortete der Mann, und zitterte. Um Gottes willen — wer — wer sind Sie?

Leonore, die Tochter del Montis, des Herzogs di Castro. —

O um Gottes willen! wer? fragt der Mann, und sinkt an Leonorens Seite zitternd hin. Er ergreift die Lampe, leuchtet Leonoren ins Gesicht, und fährt starr zurück. Jetzt sah Leonore des Mannes Gesicht. Es war bleich, seine Augen starr, seine Brust von einem erstickenden Seufzer hochgehoben.

Leonore? ruft er endlich, und betrachtete sie aufs neue. Er stammlet Worte ohne Sinn; er segnet das Schicksal, und verwünscht es; er ist außer sich; in seinen Augen mahlt sich Freude und Verzweiflung eine um die andere. O Leonore! ruft er wieder: meine Leonore! und Leonore erkennt endlich die Stimme. Belluti! Belluti! ruft sie, und sinkt in seine Arme ohne Kraft, und ohne Sinne: allein nur einen Augenblick. Sie erhält ihre Sinne wieder. Sie reden beide auf einmal, ohne sich zu verstehen, ohne sich zu antworten.

Endlich fragt Leonore: lebt der Herzog?

Der Herzog? sagt Belluti; und hebt sich wüthend auf: o! der barbarischste aller Menschen! o abscheulich entsetzliches Ungeheuer! O Gott! erfinde mir eine Strafe für diesen un-

barmherzigen Elger der Hölle! Kommen Sie, Leonore! Er half ihr bei diesen Worten vom Lager auf: kommen Sie, Sie sind frei! Ihr Anblick soll den sterbenden Teufel noch martern, ehe ihn diese Hände zur Hölle hinab senden.

O Gott! nicht zu ihm! nein bringen Sie mich — nein Belluti! o ich bin sehr unglücklich. Er lebt noch? O sagen Sie mir! leben meine Eltern, meine Tochter noch? Sie leben! antwortete Belluti. Dahin bringen Sie mich! bringen Sie mich nicht zum Herzog! ich beschwöre Sie; verschweigen Sie ihm, daß Sie mein Schicksal wissen. O sagen Sie mir, wie sind Sie hieher gerathen. O Gott sey gelobt!

Der erste Sturm der Leidenschaft war vorüber, und Belluti hatte nun wieder Ruhe genug, zu erzählen. Er setzte Leonoren auf ihr Lager, und sich an ihrer Seite, und nun fieng er an: Ich lebte in Piemont mit meinem Kummer und meinem Herzen allein. Nach einem Jahre hörte ich die Nachricht Ihres Todes, Leonore; ich gerieth in eine Stimmung der Seele, die unbeschreiblich ist. Ich wollte noch einmal Ihr Grab sehen. Ich kam hier an und fand den Teufel hier untröstlich über Ihren Tod. Ach, dieser Kummer schwächte den Haß, den ich gegen ihn hatte! ich fieng an ihn zu lieben, und ich brachte gewiß einige Monate jedes Jahr hier an Ihrem Grabe zu.

Ich liebte die Gesellschaft dieses Ungeheners, denn er sprach nur von Ihnen. Seit einem Jahre verließ er das Schloß gar nicht mehr; er bat mich in seinen letzten Augenblicken bei ihm zu bleiben. Eine langsame Krankheit schien ihn langsam aufzureiben. Ich kam zu ihm. Oft schien er mir etwas entdecken zu wollen: allein immer schwieg er. Endlich wurde er so schwach, daß er sich niederlegen mußte. Seine Unruhe nahm zu. Nachdem er drei Tage gelegen hatte, so ließ er mich durch seinen Kammerdiener rufen. Zugleich erzählte mir dieser, daß er diese und die vorige Nacht versucht hätte, allein aufzustehen. Er hatte sie geschällt, und sie hätten ihn halb angekleidet und außer Bette getroffen. Ich gieng zu ihm. Er ließ den Arzt und die Bedienten hinausgehen. Nun ergriff er meine Hand, und sagte mir, daß er mir ein Geheimniß entdecken müsse. Ich habe, sagte er, in einem heimlichen Souterain ein Frauenzimmer sitzen, die den Tod durch abscheuliche Verbrechen verdient hat. Sie hat seit drei Tagen keine Lebensmittel. Bringen Sie ihr welche, klopfen Sie an den Thurm, und sie wird Ihnen antworten. Hören Sie sie aber nicht an, die Einsamkeit hat sie ihres Verstandes beraubt. Kommen Sie sogleich wieder. Sie sollen ihre Geschichte, und Ihren Namen wissen. Er gab mir die Schlüssel, der Unmensch lehrte mich alle

Rt. Rom. IV. Th. E

Mittel kennen, die Thüre zu finden. Ich gieng. O Gott! Gott sey Dank! und fand hier diese Unschuld, nun schon neun Jahre das Opfer der tiefsten und teuflischsten Bosheit.

Wie der Marchese geendiget hatte, so beschwor er Leonoren, nun ihr Gefängniß zu verlassen; allein wohin? Sie waren noch immer in des Herzogs Gewalt. Leonore beschloß noch einige Stunden hier zuzubringen, bis Belluti Anstalt getroffen hätte, sie mit Sicherheit in die Arme ihrer Aeltern führen zu können. Er öffnete also alle Thüren des Kerkers bis auf die letzte, er ließ ihr Licht, und versprach ihr, bald zurück zu kommen.

Wie sich Leonore wieder allein sah, so fühlte sie eben die Angst, die sie fühlte, wie der Herzog sie zum ersten Male hier allein ließ. Indes sie hatte Licht. Sie nahm es, und gieng durch die erste Thüre, die sonst verschlossen war. Sie war fröhlich wie ein Kind, daß sie nicht mehr in ihrem alten Gefängnisse war. Sie durchflog auch diesen Keller, öffnete die Thüre, und nun befand sie sich am Fuße der Treppe, die sie bis vor die letzte Thüre führte. Eilig stieg sie die Stufen hinauf, als ob sie vor jemanden flöhe, und oben auf der letzten Stufe athmete sie frei.

Hier setzte sie sich nieder, und lauschte durch die Spalten; es war Nacht. Eine fürchterliche Angst ergriff sie auf neue, sie klammerte sich gegen die Thüre. Nach und nach verlor

Sich auch diese Angst. Sie hörte ein leichtes Geräusch. Sie legte ihr Ohr an die Thüre, und horchte, und hörte die Stimmen der erwachenden Vögel. Wer war jetzt glücklicher als Leonore! Ihr Entzücken entlockte ihr die wohlküstigsten Thränen. Das Geräusch vermehrte sich, und sie hielt den Athem an, um besser hören zu können; alle andere Gedanken hatten sich verloren. Jetzt hörte sie Hunde bellen, und Menschen reden, und hin und wieder gehen. Sie klatschte in die Hände. Ein einziger Strahl des Tages stahl sich durch eine Felspalte an die Thüre. Sie bückte sich in die unbequemste Stellung, um diesen Strahl aufzufangen. Auf einmal hörte sie Stimmen, laute, schreiende, lärmende Stimmen, wo ist sie? wo ist sie? Sie hörte Belluti reden. Sie schrie, sie schluchzte: hier bin ich; sie drängte sich gegen die Thüre: Macht auf! Die Thüre flog auf, und sie sank in ein verblendetes Meer von Licht und in Belluti's Arme.

Ihr Tyrann ist todt! rief Belluti, und es erhob sich ein lautes Geschrei: Das ist sie! die Herzogin! Sie lebt! Leonore bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, sie schloß nur einzelne Blicke durch die Finger auf die Gegenstände umher. Sie hörte nichts, sie unterschied nichts, sie lebte nur in ihren Augen. Der Anblick des Himmels, der Bäume, der Farben, des Lichts machte den erhabensten Ein-

druck auf sie. Belluti führte, oder trug sie vielmehr in das Schloß, in ein verdunkeltes Zimmer, das dennoch ihr blühelle schien. Nach und nach gewöhnten sich ihre Augen an das Licht, und jetzt fiengen mehrere Gegenstände an, ihr interessant zu werden. Sie that tausend Fragen auf einmal, und freute sich, wenn zehn Stimmen auf einmal antworteten. Sie liebte jeden, den sie sah; sie hatte ihre Freude daran, jemanden die Hand zu geben; sie konnte sich nicht enthalten, einem jungen Mädchen, das man ihr zur Kammerfrau gegeben hatte, die Wangen zu streicheln, sie zu umarmen. Diese Bewegungen der Liebe und des Wohlwollens thaten ihr wohl. Sie fragte mit Ungestüm nach tausend Dingen, und hörte selbst nicht auf zu reden, und doch fehlten ihr hin und wieder Worte, die sie vergessen hatte.

Daß sie nur neun Jahre gefangen gewesen war, wollte sie auch den allerheiligsten Versicherungen nicht glauben. Sie meinte, daß es lange, sehr viel länger gewesen seyn mußte. Man führte sie vor einen Spiegel. Sie betrachtete sich, sie erschrock, denn sie kannte sich nicht; allein sie glaubte doch nun, daß es wohl nicht länger gewesen seyn könnte.

Die Leute aus dem ganzen Schlosse waren anfangs in ihrem Zimmer gewesen, um ihre unglückliche Gebieterin zu sehen. Nachdem die ersten leidenschaftlichen Ergießungen vorüber waren, hieß Belluti sie das Zimmer verlassen.

Wie das Zimmer meist leer war, merkte es Leonore; sie stand mit einer großen Unruhe auf, sah ängstlich hin und wieder, und verlangte endlich die Menschen wieder. Sie mußten kommen, und sich wenigstens in den benachbarten Zimmern aufhalten, damit sie das Geräusch der Redenden hörte. Eine aus Versehen zugemachte Thüre machte sie unruhig; sie sprang auf, und eröffnete sie.

Sie gieng auch in den Garten: und hier fieng sie laut an zu weinen. Sie flog in Belluti's Arme, sie umarmte ihre Mädchen, sie schrie den andern zu; denn alles mußte mit in den Garten, damit sie Menschen sah. Sie warf ihre Blicke mit einem strahlenden Entzücken rings um sich her; und wie sie von einer Höhe die Sonne untergehen sah, so hob sich ihre Brust, so füllten sich ihre Augen mit Thränen. O Gott! rief sie, der Grausame! das habe ich neun Jahre nicht sehen dürfen! —

Wie der Abend kam, so wurde sie sichtlich unruhiger. Belluti ließ eine große Menge Lichter anzünden, und ließ alle nahen Zimmer erleuchten. Haben Sie Mitleiden mit mir! sagte sie wehmüthig: ich bin ein Kind! aber lassen Sie die Erleuchtung die ganze Nacht durch. Sie behielt die Nacht so viel Frauenzimmer bei sich, als da waren. Sie sprach bis tief in die Nacht, bis endlich ein fester Schlaf sie überfiel, und die Ermattete stärkte. Den andern Tag brachte sie eben so zu;

unter lauten Reden, Bewundern und Erstaunen über alle Gegenstände, die ihr neu waren. Gegen Abend kamen ihre Eltern. Sie hörte ihre Mutter auf dem Hofe schreien: mein Kind! meine Leonore! Sie erblaßte, und in dem Augenblicke stieg eine glühende Röthe in ihr Gesicht; sie sprang auf, und sank ihren Frauen wieder in den Arm. Die Thüre flog auf, ihre Mutter stürzte hinein, Leonore in ihre Arme.

O wer beschreibt die Entzückungen, die Mutter und Tochter fühlten, wie sie wieder zu sich selbst gekommen waren? Leonore lag auf dem Busen ihrer Mutter, ihres Vaters Thränen benetzten ihre Stirn, und — o Entzücken ohne Worte! — ihre Tochter, ein zehnjähriges schönes Mädchen, ruhete mit ihren Lippen auf Leonorens Hand, und seufzte: meine theure Mutter!

— Und wo ist der Teufel, rief der Vater wüthend, der mein unschuldiges Kind so mißhandelte?

Leonore ergriff seine Hand und drückte sie an ihre Brust. Vor seinem und meinem Richter! Lassen Sie, mein Vater; — hätte ich ihn geliebt, so wäre er — nicht dieser Unmensch gewesen; ach! vielleicht hätte er glücklich gelebt! Lassen Sie uns vergeben: ich bedarf der Vergebung wie er! Diese Bemerkung zwang Leonoren zu Thränen, und störte auf einen Augenblick das allgemeine Entzücken.

Nach einigen Stunden reiseten sie alle nach Rom ab.

Leonore war in einer Art von fröhlicher Trunkenheit, wie sie wieder in Rom war. Das Geräusch, das Lärmen auf den Gassen betäubte und ergötzte sie. Endlich giengen alle ihre Empfindungen in eine stille Zufriedenheit über; sie empfand den Werth der Güter, die ihr wieder gegeben waren. Der erste mondhelle Abend, den sie im Freien zubrachte, machte einen unglaublich großen Eindruck auf sie; sie gieng nie in einem Garten umher, ohne nicht, mit dem fröhlichsten Wohlbefinden, die Bäume, die Blüthen, die Blumen, das Grün des Bodens aufmerksam zu betrachten.

Gleich nach ihrer Ankunft in Rom mußte sie ihre Geschichte erzählen, die man noch nicht wußte. Ihre Eltern, Belluti, und Isabelle waren nur gegenwärtig. Welche Thränen der Liebe, des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Bewunderung wurden nicht bei dieser rührenden Erzählung vergossen.

Isabelle und Belluti warfen sich zu Leonorens Füßen. Gott! rief Isabelle: Ich war schuld an dieser Unbesonnenheit, und du, arme unschuldige Leonore, wurdest dafür so grausam bestraft. Belluti hat ihre Hand ergriffen, und badete sie mit seinen Thränen. O Großmuth über alle Gränzen! o Engel, Engel des Himmels, mehr als Engel, heilige Tugend! O Leonore! Sie konnten sich retten,

wenn Sie mich nannten; und Sie nannten mich nicht? Sie ließen sich hinabstoßen in das finstere Grab des Elendes! O Leonore! war meine Liebe das werth? und Leonore wird Ihr Herz —

Leonore unterbrach ihn. Ich habe noch mit Ihnen zu reden, Belluti; jetzt lassen Sie mich meine Geschichte des Elends endigen! Sie hatte die Geschichte geendigt, und sie bot dem Marchese die Hand, um in den Garten zu gehen. Nach einer Stunde kam Belluti zurück, das Schnupftuch vor den Augen. Großes Weib! Heilige des Himmels! sagte er, und warf sich vor dem Vater Leonorens nieder, küßte seine Hand, dann die Hand der Mutter, dann schloß er Isabellen in die Arme, und verließ das Zimmer.

Alles war still; Leonore gieng ruhig im Garten auf und nieder. Ein Wagen rollte vor. Belluti stieg ein, er winkte mit der Hand noch Lebewohl! bedeckte seine Augen; und der Wagen flog dahin.

Leonore verließ darauf Rom; sie bezog ein kleines einsames Gütchen, das eine sehr angenehme Lage hatte. Hier wohnte sie mit ihrer Tochter, und bildete sie. Ihre eigene Geschichte, welche sie ihrer Tochter, mit Verschweigung des Namens Belluti, erzählte, gab ihr Stoff genug, ihre Tochter vor jeder Unbesonnenheit zu hüten, und ihr ganzes Vertrauen zu haben. Leonorens Herz schwamm in Wonue, wenn sie

Das reizende Mädchen täglich an Schönheit des Herzens und des Körpers wachsen sah, und ihr Zustand wurde dadurch eine selige Zufriedenheit; selbst das Andenken ihres Elendes erlosch nach und nach, und sie behielt keine Spuren davon übrig, als einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Dunkelheit und gegen ein vollkommenes Alleinsichn. Ihre Tochter war nun vierzehn Jahre alt, und sie bat Belluti, nach Rom zurückzukehren.

Belluti kehrte auf den Flügeln der hoffenden Liebe zurück. Leonore bat ihn, in ihrer Eltern Hause zu leben; ja, sie trug ihm einen Theil von der Erziehung ihrer Tochter auf. Belluti fand in dieser Beschäftigung sein ganzes Glück; es war ein Dienst, den er Leonoren leisten konnte. So lebte er ein Jahr in dieser schönen Beschäftigung.

Leonore gieng einen Morgen mit ihrer Tochter allein im Garten auf und nieder. Man sah Mutter und Tochter sehr eifrig reden; jetzt warf sich die Tochter an der Mutter Busen; beide weinten. Leonore nahm ihrer Tochter Hand, und führte sie zu ihren Eltern und Belluti zurück.

Sie trat vor Belluti mit nassen Augen, und einem himmlischen Lächeln. Belluti, sprach sie, Sie sind mein Retter vom Tode. Ich bin Ihnen eine Belohnung schuldig! Sie lieben meine Tochter. Hier ist sie, Empfangen Sie aus meinen Händen das Theuerste, was ich

habe. So eben habe ich das Geständniß mütterlicher Julie, daß Sie von ihr geliebt sind.

Belluti sank zu ihren Füßen; er küßte ihre Hand, ohne ein Wort zu sagen. Dann schloß er das liebreizende Mädchen in seine Arme. Ist es möglich? rief er; Juliens Herz ist mein? Julie schlug die Augen mit einer schönen Schaamröthe nieder. Der Kontrakt wurde noch den Tag aufgesetzt, und Leonore vergaß ganz ihr erlittenes Unglück in den Armen ihrer glücklichen Kinder und Enkel.

XVII.

Die Hundsgrotte bei Puzzuolo.

Der junge Graf Cenci kam auf seiner Kunst-
reise durch Italien nach Bajä. Unter den stol-
zen Ruinen der alten römischen Pracht gieng
er traurend umher. Auf einmal stand er vor
einer Hütte, die geräumiger war als die arm-
seligen Fischerhütten, welche zwischen den Mar-
mortrümmern der Scipionen hiengen. Und
doch bewohnten Fischer die Hütte, denn über
der Thüre hiengen Netze. Er pechte. Ein
Mädchen öffnete die Thüre. Der Graf er-
staunte bei dem Anblicke dieses Mädchens.
Stolz stand sie da, wie eine Göttin, die diese
Gegend beherrschte; traurend und schweigend,
wie ein heiliger Schatten in Elysiums *) stil-
lem Gesilde, das ihre Hütte trug.

*) Bei Puzzuolo liegt das Elysium, und der Ein-
gang in die Unterwelt der Alten.

Das Mädchen war reinlich, einfach und ärmlich gekleidet; aber der Schnitt des Kleides, und der zierliche Haarpuß, die weißere, zartere Farbe des Gesichts, das Hohe in der Stellung zeigten, daß sie in der Hütte nicht geboren war. Der Graf, bestürzt von der Schönheit des Mädchens, fragte nach Münzen, Lampen und kleinen Idolen, womit die Fischer hier einen Handel treiben. Doch, setzte er mit dem Tone der Achtung sogleich hinzu: diese weiße Hand gräbt wohl nicht nach Alterthümern.

O mein Herr! sagte das Mädchen, und wendete langsam das schwarze, blickende Auge gen Himmel, mit dem Ausdrucke eines heimlichen Schmerzes; allein, dann sagte sie gefaßt: wir haben einige Münzen, die Ihnen zu Diensten stehen. Sie holte sie hervor. Sie gab sie dem Grafen, und dieser legte nun einige Goldstücke dafür auf den Tisch, der mit einer reinlichen Blumenmatte überzogen war.

Da das Mädchen keinen Blick auf das Geld warf, so machte sie der Graf aufmerksam darauf. Das ist zu viel, sagte sie, mit einer schönen, aber gebrochenen Stimme. O mein Herr! fuhr sie wehmüthig fort; der Unglückliche darf die Hilfe nicht von sich stoßen, sonst — es ist viel zu viel. Aber ich habe einen Vater, einen sehr unglücklichen Vater. Das soll ihn erquicken. Alles das stieß das Mädchen abgerissen hervor, sogar wider Willen. Es

schien, als sey sie geboren, Wohlthaten auszu-
theilen, nicht anzunehmen.

Der Graf fragte nach ihrem Vater, nach
ihren Schicksalen, nach dem Unglück, das sie
betroffen hatte.

O, rief sie, sagte ich etwas von unserm
Geschick, mein Herr? Nein, nein! ich schweize.
Der Graf drang mit Rührung in sie. Sie
zeigte mit der Hand auf die Trümmern der al-
ten Pracht, und sagte leise: Das ist das Bild
unseres Geschicks. In dem Augenblicke kam
der Vater mit einem Binsenkorb voll Fische.
Die Tochter eilte ihm entgegen, um ihm die
Last abzunehmen. Der Alte näherte sich. Er
that einen finstern, aber blickenden, durchdrin-
genden Blick auf den Grafen. Die Gegend
war auch das Bild von dem Gesichte des Al-
ten: ein edles, stolzes Gesicht, auf dem das
Elend und der Mangel seine Spuren gedrückt
hatte. Er grüßte den Grafen, und ahmte sicht-
lich die Sprache der Bauern nach. Der Graf
war zu gerührt, als daß er hätte schweigen
können. Er faßte des Alten Hand. Lieber
Vater, sagte er: Du bist unglücklich, aber
kein Bauer; Deine Tochter hat dich ver-
rathen!

Julie! sagte der Vater mit Vorwurf in
Ton und Blick. Mein Herr! sagte Julie auf-
fordernd: aber sie setzte sogleich sanfter hinzu:
Es ist grausam der Unglücklichen zu spotten!

Spotten? fragte der Vater und der Graf,

Spotten? wiederholte der Graf und hob des Vaters Hand an seine Brust. Helfen will ich, wenn ich helfen kann. Ich bin reich, meine Familie gilt in Neapel. Ich heiße Graf Cenci. Das alles ist wenig, lieber Alter, fuhr der junge Mann eifrig fort. Aber ich habe ein Herz, Euer Unglück mit Euch zu theilen. Meine Freundschaft, mein Mitleiden soll Eure Wunden lindern. Ich habe mehr für Euch, als Geld, eine Brust voll Menschlichkeit. Der Vater hörte dieß mit finstern Blicken, die Tochter mit zärtlich auf den Vater gehefteten Augen an. Niemand antwortete. Auf einen Wink gieng Julie in die Hütte zurück, und setzte sich an ein Reg zur Arbeit. Der Vater drückte des Grafen Hand mit einem langen Drucke. Dann sagte er, indem er den Fuß hob, um in die Hütte zu gehen: ich bedarf nichts, als Einsamkeit, Verborgenheit. Weiter nichts. Ich bin ein Fischer, wie alle, und was Sie mehr wissen von mir, Graf Cenci, verschweigen Sie. Dieß ist der einzige Dienst, den Sie mir leisten können, um den Sie ein Unglücklicher bittet.

Das sagte der Alte im ernstesten Tone, voll Majestät, und er gieng in die Hütte und verschloß sie.

Der Graf saß lange da unter dem Schatten eines Lorbeers, und über sann die seltsame Begebenheit. Er war entschlossen, sich so nicht abweisen zu lassen. Er ahnete ein Paar Un-

glückliche in ihnen, die nicht in diesem Stande geboren waren. Wie der Alte mit dem Rege wieder an das Meer gieng, folgte er ihm. Er redete ihn an. Der Alte war unerbittlich. Er wies alle Anerbietungen des Grafen zurück. Gut dann, sagte der Graf, wenn Dein Geschick Dein Herz unüberwindlich mit den Menschen und den Freuden eines ruhigen, bequemern Lebens entzweiet hat, so sey es; allein was hat Deine Tochter gethan, daß sie in dieser fürchterlichen Einnöde verbannt, von dem Vater verdammt seyn soll, ihr Leben wegzujammern?

Haben Sie meine Tochter jammern gehört, sagte der Alte kalt: so bin ich bereit zu thun, was Sie wollen, Herr Graf. Haben Sie? —

Wenn sie Dir ihre Thränen verbirgt weint sie darum nicht? Woher wüßte ich sonst, daß Ihr unglücklich wäret, als von ihr? und wie denn, Alter, wenn du stirbest, wenn sie allein, allein in der Welt wäre?

Sie kann sterben, sagte schnell der Alte: sie versteht zu sterben. Der Unglückliche lernt wenigstens das Leben verachten, wenn er's nicht erhalten kann. Sie kennen uns nicht, Graf Cenci, setzte der Alte mit einem verzweiflungsvollen Lächeln hinzu. Und hier, fuhr er, als ob er scherzte, fort; denn der Graf war vor Schrecken bei des Alten Worten einen Schritte zurückgesprungen: und hier, dicht am Einjan-

ge der Unterwelt, hier unter diesen großen Leichensteinen der versunkenen Römervelt kann man mit dem Tode scherzen lernen.

Der Graf stand bewegt. Auf einmal rief er: Gut, Alter, so laß mich von Euch sterben lernen, wenn ich nicht Euch soll leben lehren. Er hienag an seinem Halse, er hienag schluchzend an seinem Halse. Da umfaßte ihn der Greis, drückte ihn heftig an seine Brust, dann hielt er ihn von sich ab, seine breiten Hände an des Grafen Schultern gestemmt. Er sah ihn fest an, und fragte ernst: Was willst Du, junger Mensch? Habe ich Dich recht verstanden, so biete ich Dir Dein Geld an, um bequemer zu leben. Gut denn, junger Mensch, gieb! gieb! aber verlangst Du etwas dafür, so irrst Du. Ich habe seit funfzehn Jahren keinen Menschen gefunden, der den Menschen in mir erkannt hätte. Du bist der erste wieder, der an dieser Brust liegt. Gut, ich lebe im tiefsten Mangel. Ich nehme Dein Geld nur unter einer Bedingung! Du fragst nie, wer ich bin. Hörst Du?

Der Graf willigte ein, und beide kehrten zu Julien zurück. Der Graf blieb den Tag und den Abend in der Hütte bei diesen beiden Unglücklichen, und er gewann durch seine Vertraulichkeit erregende Theilnahme, durch die Achtung, die er dem Vater erzeigte, das Vertrauen des Alten in einem hohen Grade. Er blieb in der Gezend und besuchte alle Tage unausgesetzt

seinen unglücklichen Freund. Der Graf erstaunte, wie er sie näher kennen lernte, vor der gewaltsamen Stärke der Herzen dieser beiden Menschen. Je mehr er mit ihnen lebte, desto größer wurde das gegenseitige Vertrauen. Endlich zog der Alte die Hülle von den Schicksalen, die ihn unglücklich gemacht hatten. Er hieß Mola und war Advokat in Rom. Er liebte ein Mädchen mit der äußersten Leidenschaft. Er überwindet alle Hindernisse, die sich seiner Liebe entgegen setzen, und erhält ihre Hand und ihre Liebe. Unausprechlich ist sein Glück. Ein reicher angesehener Wollüstling lernt seine Frau kennen, und liebt das schöne Weib. Da die edle Frau die Werbungen desselben ernst abweist, so faßt dieser den Entschluß sie zu entführen. Es glückt, und eine schändliche Gewalt giebt dem Wollüstling das Glück, das ihm die Treue versagte. Die Frau kommt endlich zurück. Mit einem bleichen erstarrten Gesicht erzählt sie ihrem Manne ihr Unglück, fodert seine Rache, und nach dreien Tagen ist sie nicht mehr. Sie nahm wahrscheinlich Gift.

Mola betrachtet kalt den Leichnam der geliebten Frau, kniet an seiner Seite nieder, legt die Hand auf die leblose Brust, und murmelt unverständliche Worte. Dann macht er sein Vermögen zu Gelde, und verläßt mit seiner Tochter Rom. Niemand weiß, wo er geblie-

ben ist. Er geht nach Neapel, hier in dieser Einöde kauft er die Fischerhütte in Bauerkleider gehüllt, übergiebt seine Tochter einer alten Fischerwitwe, die er zu sich nimmt, und geht nach Rom zurück.

Er schleicht um des Verführers Wohnung her. Endlich an einem Abende kommt der Wollüstling, in einen Mantel gehüllt, aus seinem Hause, nur von einem Bedienten begleitet. Mola geht ihm zur Seite, ruft: Ich heiße Mola, du wollüstiger Teufel! und der Römer sinkt, von zwei Messerstichen tödlich getroffen, nieder. Mola entflieht glücklich. Auf seinen Kopf wird ein hoher Preis gesetzt. Die Familie des Ermordeten, deren Stolz dieser war, schwört glühende Rache, aber Mola bleibt verschwunden. Er lebt bei Bajä unerkannt, in der tiefsten Einsamkeit, in der allerbittersten Menschenfeindschaft, in dem höchsten Hasse gegen das Leben, das er nur um seiner Tochter willen ertragen muß. In dieser Verachtung des Lebens, in diesem Menschenhass erzieht er seine Tochter, unter den Beschreibungen seiner glühenden Liebe gegen ihre Mutter und ihrer Treue, die bis in den Tod aushielt, und so hauchte er in das Herz seiner Tochter mit seiner glühenden Liebe den Haß gegen die Verbrechen der Menschen, und die Verachtung des Lebens, bis der Graf Cenci sie fand, des Vaters Freundschaft und der Tochter Liebe erhielt.

Sehr bald liebte der Graf Julien; ach sie liebte ihn schon lange mit der gewaltigen Kraft ihres stillen Herzens. Endlich sank er zu Juliens Füßen, gestand seine Liebe, und Julie, die glückliche Julie, hob die zitternden Arme empor, schlug die funkelnden, in Thränen schimmenden Blicke auf ihn, auf den Himmel, erröthete, erblaßte, sank in seine Arme und besiegelte ihre gewaltsame Liebe mit einer langen Ohnmacht in seinen Armen.

Du, Cenci! rief sie dann mit den blassen bebenden Lippen: Ewig mein! ewig mein! Ewig? setzte sie langsam hinzu, und sah ihn starr an. Cenci, ewig? — Ewig, Julie! Ewig Dein! — Wo ist denn mein Vater? rief Julie, und flog mit ausgebreiteten Armen an die Thüre der Hütte. Cenci wollte sie halten; er machte sie aufmerksam darauf, ob ihr Vater auch einwilligen werde. — Sie sah ihn starr an; dann flog sie hinaus, rief ihren Vater und erzählte.

Der Vater legte die Hand an die Stirne. Cenci, sagte er ernst: ich gebe Ihnen Ihr Wort wieder zurück. Julie, du weißt nicht, Kind. Er liebt Dich; aber was Du meinst, Julie; Du kennst die Welt nicht. Julie stand, sah ihren Vater an, dann den Grafen. Der Graf sank wieder zu Juliens Füßen, und Julie rief: Sehen Sie, Vater! und schlang triumphirend den Grafen an die klopfende Brust.

Muß ich Dir sagen, Julie, sagte der Vater fest: daß Du hören sollst? Dich, Dich macht die Freude trunken?

Ja, mich; die Freude ein Herz gefunden zu haben, das ewig mein ist, rief Julie entzückt.

Ewig Dein, Julie! Wie oft, wie oft habe ich Dir erzählt — Laß den Grafen wissen, was Du Treue nennst. Graf Cenci, fuhr er ernst fort: Sie spielen hier ein gefährliches Spiel, mit einem Herzen, das Sie nicht kennen. Sie kennen Juliens Herz nicht. Sie sind geliebt, wie nie ein Mann geliebt war, aber Sie müssen, um das Herz Juliens zu verdienen, lieben, wie vielleicht nicht ein Mann geliebt hat. Bedenken Sie sich, Cenci. Sie werben um ein Herz, das die kleinste Untreue brechen wird! Cenci!

Ja, rief Cenci, eben um dieses Herz, eben um diese Liebe werbe ich. Ich bin ihrer werth. Julie! wenn je eine Minute in meinem Leben kommt, wo ich Dich weniger liebe als jetzt, so strafe mich mit dem Schrecklichsten, das ich denken kann, so stirb!

Und meinst Du, sagte Julie mit ernstem Stolze, daß ich diese Minute überleben würde? Bei Gott! Nein!

Und wenn es dennoch wäre, rief der Vater: Cenci, wenn Sie trotz dieser Liebe ungetreu würden! Noch ist es Zeit, Graf. Sie kennen das Herz Juliens nicht, das mein

Schmerz, meine Verzweiflung gebildet hat, das nichts kann, als lieben, und brechen, wenn Sie dieses Herz fallen lassen?

Julie, rief der Graf: wenn es wäre, wenn diese Unmöglichkeit möglich wäre, so kenne ich dennoch eines: dann kann ich mit Dir sterben!

Julie fiel an seine Brust, und der Tod, rief sie ängstlich: rettete Dein Herz, Deine Treue und mein Glück, ich stirbe an Deiner Brust dennoch glücklich.

Nie, Nie, Julie!

Nie, nie, Cenci! Treue oder Tod! Ich sterbe für Dich, um Dich! Ich bin Dein!

Mola schüttelte bedenklich den Kopf; aber für Cenci und Julien hob ein neues, verdoppeltes Leben an. O welche Wunder, rief der beglückte Graf, welche Wunder macht die Liebe wirklich! In diesen umschlingenden, so fest fesselnden Armen Juliens, an ihrem so starken, festen Herzen voll inniger Bewegung, an Juliens Brust voll zärtlicher richtender Eifersucht, sie beneidete dem Lichtstrahl den Anblick des Geliebten, an diesem glühenden, heroischen Wesen, das Julie hieß, erwärmte er sein Herz zu Gefühlen, deren Möglichkeit er nur in der Phantasie der Dichter fand. Er war unaussprechlich glücklich in der idealischen Welt, die Juliens Liebe ihm hervorzauberte; sie hatte von Kindheit an in dieser Welt gelebet.

Der Graf hatte nahe bei Puzzuolo Juliens

Vater ein reinliches Landhäuschen gekauft. Der Graf wohnte dabei unter einem fremden Namen. Diese zauberische Gegend war ein würdiger Tempel dieser glühenden wundervollen Liebe. An Juliens Arm durchstreifte der Graf fast die ganze umliegende Gegend. Sie drangen durch die Grotte von Paussilippo bald in die Feuergefilde der Solfatara. Julie wagte es, an des Grafen Hand die dünne Kinde zu betreten, die das Gewölbe voll Flammen bedeckt. Der Graf zitterte, und Julie rief halb wünschend: wenn wir jetzt so hinabsänken, beide Arm in Arm, Brust an Brust, Lippe an Lippe in dieses Feuergrab! Diese Vorstellungen der glühenden Phantasie des Mädchens brachten den Grafen zum Zittern. Der Donner ihrer Fußtritte erschreckte den Grafen, es war als ergriffe das Verderben ihn schon. Dann giengen sie den Gefilden der Seligen zu, an den finstern Höhlen des Orkus. Hier an der Brust des Geliebten feierte Julie die schreckliche Orgien der Unterwelt mit ihrer Phantasie, und wenn der Graf sie bat, sich mit diesen schrecklichen Bildern nicht zu ängsten, so rief sie: o die Liebe, Cenci, die Liebe füllt die Unterwelt mit reinem Sonnenlicht. O an Deiner Hand wollte ich ohne Zagen die Höhlen des Orkus hinabsteigen!

Diese unansprechliche Feuerliebe des Mädchens war des Grafen Glück, so lange in seinem Herzen die Liebe ähnlich loderte. Er

hielt sich in dem Kreise dieser Zauberliebe, dieser alles hingebenden, alles aufopfernden Liebe Juliens für das glücklichste Wesen der Erde. Er behte vor Entzücken, wenn Julie in seinen Armen lag, und rief: o wie mir seyn würde, wenn Du mich verlassen hättest, wenn Du eine andere liebtest! die Hand an die Stirne legte und mit finsterner Seele den erfönnenen Schmerz in sich zog, um ihn unter des Grafen Küffen in eine eben so entzückende Freude zu verwandeln. O wie jauchzte er dann in die heißen Küffe, in die pressenden Umarmungen der Geliebten hinein: Julie! wie werde ich's ertragen? Die Liebe, mein Herz, Dein Herz! wie soll ich's ertragen! o laß uns in die Höhlen des Avernus fliehen, daß ich Dich nur höre, nicht auch sehe! Sie flohen und des Grafen Liebe wuchs.

Ein Vater hatte ihre Hände heimlich zusammengelegt. So wollte es Julie. Der Graf wollte seine Geliebte in Triumph in Neapel einföhren. Triumph! rief Julie! Dieß ist mein Triumph. Sie kniete vor dem Grafen nieder. So lebten die Glücklichen, bis endlich Familiengeschäfte den Grafen nach Neapel riefen, auf länger als je, auf einen Monat.

O Cenci, dachtest du nicht an das Herz Juliens, nicht an deine Schwüre, nicht an ihre schrecklichen Schwüre, wie du die neuen Bande einer Liebe um dein treulosfes Herz warf

dest ! Der Graf sah das schönste Mädchen Neapels, eine Sängerin der königlichen Oper; er sprach sie, er sah sie öfter, dann alle Tage, und der Bund der Treue mit Julien wurde gebrochen in den lockenden Armen der Operistin. Er verzögerte seine Reise nach Puzzuolo, und wie er kam, war er in Juliens Armen zerstreut, unruhig. Julie riß sein Herz gewaltsam wieder an sich. Aber nur auf Stunden, auf heiße, kostbare Augenblicke, in denen er sich selbst die alten Schwüre der Treue wiederholte. Seine ungetreue Phantasie zog ihn immer aufs neue nach Neapel, und die schöne Sängerin schlang immer ein festeres Band um sein Herz.

Julie sah die Veränderung des Grafen, bebte; sie beobachtete ihn, und sie verlor sich in dem finsternen Meere der Zweifel an seine Treue und eines verschlossenen Seelenschmerzes. Sie schwieg. Nur ihre Augen standen voll großer Thränen, ihre Hände lagen gefaltet in ihrem Schooße, die starren Blicke waren auf den Boden gerichtet; aber ein Lächeln stieg auf ihr Gesicht, wenn Cenci sie anredete.

Da starb ihr Vater. Sie ordnete ruhig sein Begräbniß an, dann warf sie sich an Cenci's Brust, und rief heftig: nun, Cenci, gehöre ich Dir ganz an oder — sie ließ ihn schnell fahren, und sagte kalt: oder wäre es nicht, wäre ich nicht jetzt ganz Dein, Du ganz mein, so laß mich mit meinem Vater gehen, Cenci. Der Graf drückte sie an seine Brust;

aber seine Besuche in Neapel wurden häufiger, und Juliens Schmerz heimlicher und verzehrender. Sie redete nur einmal. Sie waren auf einem Spaziergange nach Baja zu an Agrippinens Grabmal gekommen. Julie war ermüdet, sie setzte sich auf den Fuß einer Säule, und lehnte das Haupt hinten über das Gestein. Der Graf stand vor ihr. Sie hatte die Augen in die Wolken gerichtet. Woran denkst Du, Julie? fragte endlich der Graf.

O, rief sie aufspringend, und ihn mit lautem Weinen umarmend: Agrippina liebte ihren Sohn, ihren Mörder, nicht zärtlicher, nein, nicht so heiß, als ich Dich liebe. O Cenci, Cenci, laß mein Herz nicht fallen! Zitternd stand der Graf da, und Julie kniete an das Grabmal, weinte; da hob sie sich ruhig empor, und gieng mit ihm zurück, ohne weiter ein Wort zur Erklärung hinzufügen. Cenci ahnete den Gang ihrer Gedanken wohl. Er betrachtete mit unruhigen Blicken seine Gattin, er sah mit Reue den Schmerz gleich einem Geier an ihrem Herzen nagen. Er beschloß Juliens Herz nicht zu betrügen. Er blieb länger in Puzzuolo als je.

Juliens Mädchen sagte endlich, ihrer unglücklichen Gebieterin den Namen der Geliebten ihres Mannes. Julie erblaßte und schwieg.

Cenci reifete wieder nach dem unglücklichen Neapel, und Julie folgte ihm in ein Paar Ta-

gen, wie er nicht zurückkehrte. Sie ließ sich das Haus der Sängerin zeigen, sie gieng hinauf, öffnete die Thüre, und Cenci saß bei dem Mädchen, seine Arme um ihren Hals geschlungen. Julie erblaßte. Der Graf sprang voll Schrecken auf. Nein, rief Julie: mein Gemahl, mein Geliebter, (so nannte sie ihn zum ersten Male) so treu wie ich, liebt sie Dich nicht. Sie umfaßte außer sich seine Kniee. Der Graf hob sie empor. Er drückte sie an seine Brust und führte sie mit sanfter Gewalt aus der schrecklichen Gegenwart ihrer Nebenbuhlerin. Er fuhr sogleich mit ihr nach Puzzuolo.

Julie hieng mit glühender Zärtlichkeit an seiner Brust; kein Vorwurf kam auf ihre Lippen. Aber ihr Auge schwamm in Thränen. Am andern Morgen gieng Julie den Weg nach dem See Agnano zu. Der Graf folgte ihr. Er schwor ihr aufs neue Treue.

Sie sah ihn starr an: Kann ich Dir glauben, Cenci? fragte sie. Er betheuerte. O, rief sie ihn umarmend: willst Du mir treu seyn, willst Du mich nicht mehr verlassen?

Nie, nie, Julie, nicht im Leben, nicht im Tode.

Wiederhole dieß Versprechen, Cenci, sagte sie still: denn die Freude dieses Lebens ist dahin. Ist dahin, auf ewig dahin! Der Graf wollte sie beruhigen. Sie schüttelte den Kopf. Dieß Leben ist dahin, wiederholte sie. Sie

125

gingen langsam weiter, bis sie nahe vor der tödtlichen Hundsgrotte von Puzzuolo standen.

Der Graf schwor noch einmal Julien nicht wieder zu verlassen, im Leben und im Tode. Das schworst Du schon einmal, Cenci, sagte Julie sanft: und brachst Dein Wort. Ach, ehemals hätte mich das Entzücken meiner Liebe tödten müssen, und ich wäre glücklich gewesen. Jetzt, jetzt! Das Leben ist nichts mehr, als eine tödtliche Marter, Cenci, ich werde nie wieder ruhig werden. Aber, fuhr sie mit blitzenden Augen fort: wenn Du mich nicht lieben kannst, so sollst Du glücklich seyn, und liebst Du mich, so wirst Du mich nicht verlassen. Das sagte sie heftig, sie drückte ihn wild an ihre Brust, dann ließ sie ihn fahren, rief: Cenci, ich liebe Dich! und wie ein Blitz flog sie in die giftige Grotte. Cenci! so hörte der Graf sie rufen. Er sank von dem heftigsten Schrecken ergriffen, ohnmächtig zu Boden. Er sprang wieder auf. Er rief mit verzweifelnder Stimme: Julie! Julie! Er stürzte in den Eingang der Grotte, aber die erstikenden Dünste trieben ihn zurück. Er rang die Hände, er schrie, Menschen kamen. Die Unglückliche war verloren; die giftigen Dünste hatten sie längst getödtet.

Cenci wurde mit Gewalt nach Puzzuolo gebracht. Ein heftiges Fieber ergriff ihn. Lange kämpfte sein Körper mit dem Tode, lange sein Geist mit dem Wahnsinn. Er erbaute

Julien ein prächtiges Grabmal, dann gieng er in ein Karthäuserkloster, wo der Gram ihn nach einigen Jahren tödtete.

Mit ihm erlosch das Geschlecht der Cenci's.

Ihr Andenken lebt noch in der Gegend bei Puzzuolo. Versunkene Trümmer heißen noch jetzt: Das Grab der treuen Gräfin Cenci.

Ende des vierten Theils.

63645837

